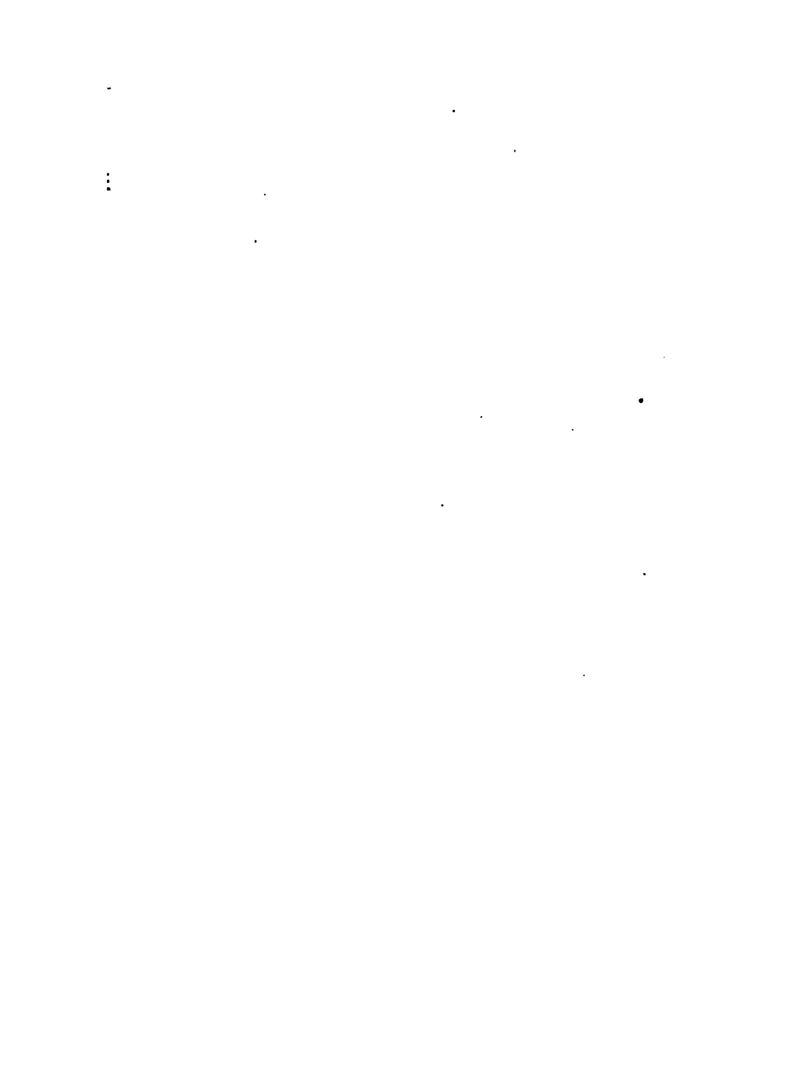

D88ba
tZ86
v.2





Der

Bastard von Mauleon.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünftes bis achtes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

Achtzehntes Kapitel.

Der Leithund.

Das Geheimniß der Reise von Mothril nach Bordeaux war nun erklärt, und Aissa konnte dem Ritter nichts mehr über diesen Gegenstand mitzutheilen haben; doch es blieben für Beide viel wichtigere Dinge übrig: dies waren die tausend Liebesgeständnisse, die den Liebenden immer neu vorkommen, und die auch in der That für Agenor und Aissa um so neuer waren, als sie sich dieselben nie mit Muße gemacht hatten.

Andererseits wußte Enrique von Transtamare den Plan seines Brudes, als ob ihm dieser Plan mitgetheilt worden wäre, und er ahnete zum Voraus die Antwort des Prinzen von Wales, als ob er dem Rath, der am andern Tag gehalten werden sollte, beigewohnt hätte. Ueberzeugt, Don Pedro würde die Unterstützung der Engländer erlangen, konnte er sich zu nichts Anderem entscheiden, als Bordeaux zu verlassen, ehe das Bündniß zwischen ihnen beschworen wäre; denn dann, sollte er erkannt werden, würde man ihn zum Kriegsgefangenen machen, und Don Pedro könnte wohl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, zu dem raschen Mittel greifen, welches gegen seinen Bruder anzuwenden Enrique nur eine Berechnung des Ehrgeizes abgehalten hatte.

Als der Prinz und der Ritter sich ihre Gedanken mitgetheilt hatten, als der eine, sich an die Klugheit des andern wendend, einen weisen Rath über den Ent-

schluß, den er fassen sollte, erhalten, als nämlich Agenor Enrique aufgefordert hatte, rasch nach Aragonien abzureisen, um dort die ersten Compagnien zu empfangen, welche der Connetable absandte, dachte der Prinz an die Privatangelegenheiten seines jungen Gefährten.

„Und Eure Liebschaft?" sagte er.

„Gnädigster Herr," erwiederte Agenor, „ich verberge nicht, daß ich mit tiefer Traurigkeit daran denke. Es war so schön, als ich zehn Schritte von mir das Glück fand, von dem ich so lange geträumt hatte, und dem ich mein ganzes Leben, ohne es einzuholen, nachzulaufen befürchtete, aber . . ."

„Nun!" versetzte der Prinz, „was hat sich daran verändert, und was verhindert Euch, der Ihr keinen Bruder zu bekämpfen und keinen Thron zu erobern habt, was hindert Euch, dieses Glück im Vorübergehen zu pflücken?"

„Mein Prinz, reist Ihr nicht ab?" fragte Agenor.

„Ich reise sicherlich, doch so zart auch die Freund[illegible]schaft ist, die ich in meinem Herzen für Euch entste[illegible] fühle, mein lieber Agenor, so kann sie doch nicht, [illegible] werdet das zuerst begreifen, den Interessen eines [illegible]lichen Glückes und der Wohlfahrt eines ganzen [illegible] das Gleichgewicht halten. Handelte es sich u[illegible] Existenz," fügte der Prinz plötzlich bei, „oh! da[illegible] es etwas Anderes, denn Eurer Existenz würde [illegible] Glück und meinen Ehrgeiz opfern."

Und die scharfen Augen des Prinzen [illegible] in den klaren, durchsichtigen Blick des junge[illegible] um hier die Dankbarkeit zu suchen.

„Aber," fuhr Enrique fort, „Eurer, [illegible] Euch zu sagen, mein Freund, Eurer [illegible] Leidenschaft für die Tochter des Ver[illegible] werde ich meine Krone nicht opfern."

„Ich weiß dies wohl, Hoheit, und [illegible]

ein Wahnsinniger, wenn ich mir nur einen Augenblick diese Hoffnung gemacht hätte... Lebe wohl, arme Aissa..."

Und von seinem Fenster schaute er so traurig nach dem unter den Sycomoren verborgenen Pavillon, daß der Prinz lächelte.

„Glücklicher Verliebter!" sagte er, während seine Stirne düster wurde; „er lebt für einen süßen Gedanken, der beständig in seinem Herzen blüht und sein Dasein durchduftet. Ach! auch ich habe diese reizende Qual gekannt, welche in der Tiefe der Seele alle edle und jugendlichen Gefühle vibriren macht."

„Ihr nennt mich glücklich, hoher Herr," rief Agenor, „und Aissa erwartet mich morgen; morgen sollte ich Aissa sehen, und ich werde sie nicht sehen; hoher Herr, wenn alle Hoffnungen eines zwei und zwanzigjährigen Herzens in dem Augenblick, wo sie in Erfüllung gehen sollten, verschwindend ein Unglück bilden, so bin ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne."

„Du hast Recht, Agenor," sprach der Prinz, „denke also nur an die gegenwärtige Stunde; Du trachtest nicht nach Schätzen, Du verfolgst nicht eine Krone, Du verlangst ein süßes Wort, Du forderst einen ersten Kuß: Dein Reichthum ist eine Frau, Dein Thron ist der Sitz von Blumen, den sie morgen mit Dir theilen sollte. Oh! verliere diesen Abend nicht, Agenor, vielleicht wird dies die schönste Perle sein, welche die Jugend in eine Deiner Erinnerungen niederlegt."

„Ihr werdet also ohne mich von hier abgehen, gnädigster Herr?" sprach Agenor.

„Noch in dieser Nacht. Ich will das Gebiet des Engländers verlassen; Du begreifst, der Tag muß mich auf neutralem Lande finden. Drei bis vier Tage verweile ich in Navarra, in Pampeluna. Folge mir rasch, Agenor, denn ich kann nicht länger auf Dich warten."

„Oh! mein Prinz," rief Agenor, „ich soll Euch verlassen, während Euch eine Gefahr bedroht! Mir scheint, für alle Schätze dieser Liebe, die mich erwartet

Ihr mir versprecht, würde ich nicht hiezu ein...
"
...bertreiben wir nicht, Agenor, wenn wir die ...
...aufbrechen, bedroht uns keine Gefahr. Steig...
... blühenden Abhang hinab. Gehe, Perajo wir...
...gleiten, und Du weißt, das ist ein gutes Schwert...
...mm rasch zurück."

"Aber, Hoheit . . ."

"Und dann höre: wenn Du die Maurin liebst, w...
...agst . . ."

„Ei! gnädigster Herr, ich wage es nicht, Euch z...
...t, wie sehr ich sie liebe, denn kaum habe ich sie...
...hen, kaum habe ich zwei Worte mit ihr ausge...
...scht."

„Zwei Worte sind genug, wenn man sie in unserer ...önen castilianischen Sprache gut zu wählen weiß. ...h wollte Dir also sagen, wenn Du diese Maurin ...best, werde dies ein doppelter Triumph für Dich sein, ... Du zugleich Mothril die Tochter und der Hölle eine ...eele entführest."

Diese Worte waren die eines Königs und eines ...reundes. Agenor begriff, daß Enrique von Transta...mare schon diese doppelte Rolle spielte, und um in der ...einigen pünktlich zu sein, kniete er vor dem Prinzen ...eder, für den alle diese Interessen so verächtlich, so ...ringfügig waren, daß sich sein Geist schon davon ent...fernt hatte und jenseits der Pyrenäen in den Wolken ...schwebte, welche den Gipfel der Sierra Aracena be...kränzen.

Es wurde nun verabredet, daß der Prinz ein paar ...Stunden ausruhen und dann nach der Grenze auf...brechen sollte. Mauleon aber, der von nun an frei war ...und seine goldene Kette für den Augenblick gebrochen ...fühlte, lebte nicht mehr auf der Erde, er schwamm im ...Himmel.

Der Schlaf der Verliebten ist wenig tief, doch ...ng; denn er ist voll von Träumen, die sie mit ein...

ander verketten, und die so sehr dem Glück gleichen, daß sie alle Mühe haben, zu erwachen.

Als Agenor die Augen öffnete, war die Sonne auch schon hoch am Horizont. Er rief sogleich Musaron und erfuhr von diesem, der Prinz sei am Morgen um vier Uhr zu Pferde gestiegen und habe sich von Bordeaux mit der Schnelligkeit eines Menschen entfernt, der die Gefahr einer schwierigen Lage fühlt.

„Gut," sagte er, als er die Erzählung des Knappen, verschönert mit allen Commentaren, die dieser beifügen zu müssen glaubte, gehört hatte, „gut, Musaron. Wir unsererseits bleiben noch in Bordeaux diesen Abend und vielleicht sogar morgen; doch während dieser Zeit, das ist beschlossen, gehen wir nicht aus und lassen uns vor Niemand sehen. Wir werden in der Stunde des Aufbruchs, welche jeden Augenblick eintreten kann, nur um so frischer sein. Du, mein Freund, pflege die Pferde gut, damit sie den Prinzen einholen können, selbst wenn man ihnen eine doppelte Last und eine doppelte Schnelligkeit auferlegen würde.

„Oho!" rief Musaron, der wie man weiß, sich gegen seinen Herrn frei benahm, besonders wenn dieser guter Laune war, „wir treiben also nicht mehr Politik, wir gehen zu etwas Anderem über. Wenn ich wüßte, zu was wir übergehen, so könnte ich Euch vielleicht helfen."

„Du wirst das um Mitternacht sehen, Musaron; bis dahin verhalte Dich still und ruhig und thue, was ich Dir sage."

Stets entzückt über sich selbst wegen des ungeheuren Vertrauens, das er zu seinen eigenen Mitteln hatte, striegelte Musaron seine Pferde, machte er seine doppelten Mahle und erwartete Mitternacht, ohne die Nase an ein einziges Fenster zu halten.

Nicht dasselbe war bei Agenor der Fall, denn dieser hatte beständig die Augen an den niedergelassenen Vor-

verlor das benachbarte Haus nicht aus

genor war, wie gesagt, spät aufgestanden,
aron, der noch mehr in die Nacht hinein
einen Herrn nachgeahmt, so hatte weder
och der Andere in dem Garten, der einen
Wohnung von Don Pedro bildete, einen
merkt, welcher schon vor Tagesanbruch, auf
n gebückt, mit sichtbarer Aengstlichkeit die der
rde des Gartens eingedrückten Spuren von
und die zerknitterten und zerbrochenen Zweige
Gebüschen in der Umgegend des Gemaches von
tersuchte.
ser in einen weiten Mantel gehüllte Mann war
ure Mothril, welcher mit der seiner Race eigen-
chen Scharfsinnigkeit die verschiedenen Eindrücke
h, deutete, verfolgte, wie ein Leithund eine Spur
t, von der ihn nichts abbringt, nicht einmal die
licklichen Unterbrechungen.
Ja," sagte der Maure, das Auge glühend und
se weit aufgesperrt, „ja, das sind wohl mein
in dieser Allee; ich erkenne sie an der Form mei
ntoffeln. Dies sind die tiefer eingedrückten d
n von Wales; er hatte eiserne Stiefel, und se
g machte ihn noch schwerer. Diese hier sind
önigs Don Pedro; man gewahrt sie kaum,
einen Gang so leicht wie der der Gazelle.
lgen sich unsere drei Eindrücke, doch dies
nne ich nicht."
Mothril ging von der Geißblattlaube zu
wo sich Mauleon lange verborgen

ier," murmelte er, „hier sind tief
wechselnde Spuren. Woher kamen
ne? Nach dem Haus... Ja, ich f
erreichen den Fuß der Mauer. D
er eingegraben. Derjenige, welche

tete, hat sich auf den Fußspitzen erhoben; ohne Zweifel versuchte er es, den Balcon zu erreichen; er wollte zu Aissa, das unterliegt keinem Zweifel. War nun Aissa mit ihm einverstanden? Das werden wir zu erfahren bemüht sein."

Und über den Eindruck gebückt, untersuchte der Maure diesen mit ernster Unruhe.

Nach einem Augenblick fuhr er fort:

„Dieser Tritt ist der eines Mannes mit einer Fußbekleidung, wie sie die fränkischen Ritter haben. Hier ist die vom Sporn gezogene Furche; wir wollen sehen, woher sie kommt."

Mothril nahm die Spur wieder auf, die ihn zu der Geißblattlaube führte, wo seine Nachforschungen abermals begannen.

„Es hat sich noch ein Anderer hier aufgehalten," murmelte er; „ich sage ein Anderer, denn der Tritt ist nicht derselbe. Dieser war ohne Zweifel unseretwegen gekommen, während der Andere Aissa zu Liebe kam. An diesem gingen wir so nahe vorüber, daß wir ihn fast streiften, und er mußte uns hören. Was sprachen wir, als wir hier vorbeikamen?"

Mothril suchte sich zu erinnern, welche Worte an dieser Stelle aus seinem Munde und aus dem seiner zwei Gefährten gekommen waren. Doch es war nicht die Politik, was Mothril am meisten beschäftigte, und er kehrte bald zu der Untersuchung der Tritte zurück.

Da entdeckte er den Zug der Eindrücke, welche bis zur Mauer hinaufgingen. Drei Männer waren herabgestiegen; der Eine war bis zu dem Feigenbaum gegangen, in welchem er sich verborgen hatte, denn die unteren Zweige des Baumes waren abgebrochen. Dieser mußte eine einfache Schildwache sein.

Der Andere war bis zu der Geißblattlaube gekommen, und dies war ohne Zweifel ein Spion.

Der Dritte war bis zu dem Gebüsch gegangen, hatte hier einen Augenblick Halt gemacht, und sich so-

dann aus dem Gebüsch zum Pavillon von Aissa geschlichen; dieser war sicherlich ein Liebhaber.

Mothril folgte wieder der Spur aufwärts und befand sich am Fuße der Mauer, welche das Haus von Ernauton von Sainte-Colombe von dem an den Prinzen von Wales verkauften Pavillon trennte. Hier wurde Alles klar und offenkundig, als ob er in einem Buche lesen würde.

Das Untertheil der Leiter hatte zwei Löcher ausgehöhlt und das Obertheil hatte die Mauerkappe beschädigt.

„Alles kommt von daher," sagte der Maure.

Dann erhob er sich selbst über die Mauerkappe und tauchte seinen gierigen Blick in den Garten von Ernauton, doch es war frühzeitig, und Agenor und Musaron schliefen, wie gesagt, lange. Mothril sah also nichts; er bemerkte nur jenseits der Mauer eine andere Spur von Tritten, welche nach dem Hause zuging.

„Ich werde wachen," sagte er.

„Den ganzen Tag erkundigte sich Mothril in der Nachbarschaft, doch die Diener von Ernauton waren verschwiegen; überdies kannten sie Enrique von Trantamare nicht und sahen Agenor zum ersten Mal. E[illegible] waren so wortkarg und unterrichteten den Spion [illegible] Mauren und Mothril selbst so wenig, indem sie sag[illegible] „Unser Gast ist der Taufpathe von Herrn Ernauton [illegible] Carmainges," daß Mothril sich nur auf sich se[illegible] verlassen beschloß.

Es kam die Nacht.

Don Pedro wurde mit seinem getreuen B[illegible] im Palaste des Prinzen von Wales erwartet[illegible] für den Besuch verabredeten Stunde fand [illegible] bereit und trat, den Prinzen begleitend, in[illegible] wie ein Mann ein, den die Sorgen für [illegible] Haus nicht von seinen Pflichten abzubringen [illegible]

Mauleon, der den Ausgang des Maur[illegible] hatte, nahm, sobald er Aissa allein wußte, sei[illegible] befahl seinem Knappen, die Pferde gesattelt i[illegible]

Ernauton bereit zu halten, bemächtigte sich der Leiter, die er an der Mauer an derselben Stelle, wie am Tage vorher, anlegte, und stieg ohne einen Unfall in den Garten des Prinzen von Wales hinab.

Es war eine Nacht, ähnlich den schönen Nächten des Orients, ähnlich der schönen vorhergehenden Nacht, ähnlich dem, was die folgende Nacht sein sollte, nämlich voll von Wohlgerüchen und Geheimnissen.

Nichts störte also die Heiterkeit des Herzens von Agenor, wenn nicht gerade die Fülle seiner Freude; denn das, was man die Ahnung nennt, ist zuweilen nur das Uebermaß der Seligkeit, welches bewirkt, daß man für dieses zerbrechliche Glück zittert, das durch so viele Stöße zertrümmert werden kann. Wer nicht Unruhe empfindet, ist nicht völlig glücklich, und selten ist der muthigste Liebhaber zu dem Rendez-vous gegangen, das ihm seine Gebieterin gegeben, ohne einen Schauer der Angst zu fühlen.

Wüthend vor Liebe, wie jene schönen Feen der brennenden Klimate, wo sie zuerst das Tageslicht erblickte, hatte Aissa ihrerseits den ganzen Tag an die vorhergehende Nacht, die ihr wie ein Traum vorkam, und an die Nacht, welche sie erwartete und die ihr der süßeste Ausdruck des Glückes zu sein schien, gedacht; auf den Knieen am offenen Fenster, die Abendluft und den Wohlgeruch der Blumen einathmend, alle sympathetischen Empfindungen schlürfend, welche die Gegenwart ihres Geliebten offenbarten, lebte sie nur durch den Gedanken an diesen Mann, den sie noch nicht hörte, noch nicht sah, aber im geheimnißvollen Schweigen der Nacht errieth.

Plötzlich vernahm sie etwas wie ein Streifen in den Blättern, und sie neigte sich erröthend vor Wonne unter die Blumen, die ihren Balcon zierten.

Das Geräusch verdoppelte sich, ein schüchterner Tritt, der die Pflanzen berührte, ein unsicherer, bei-

nahe schwebender Tritt verkündigte ihr, daß sich ihr Vielgeliebter nahte.

Mauleon erschien in dem breiten Streifen des silbernen Lichtes, das der Mond auf den Raum zwischen den Gebüschen und dem Haus warf.

Alsbald hing sich, leicht wie eine Schwalbe, die schöne Maurin, welche nur diese Erscheinung erwartete, an eine lange seidene Schnur, die am steinernen Balcon befestigt war, fiel, indem sie sich auf den Sand herabgleiten ließ, in die Arme von Agenor und sprach, seinen Kopf mit ihren zarten Händen umschlingend:

„Hier bin ich, Du siehst, daß ich Dich erwartete.“

Und verwirrt vor Liebe, schauernd in einer süßen Bangigkeit, fühlte Mauleon seine Lippen gefangen unter einem glühenden Kuß.

Neunzehntes Kapitel.

Liebe.

Doch wenn Mauleon nicht sprechen ko[...] er doch wenigstens handeln. Rasch zog er M[...] Geißblattlaube, welche am Tage vorhe[...] Transtamare beschützt hatte, setzte hier [...] rin auf eine Rasenbank und fiel vor i[...]

„Ich erwartete Dich,“ wiederholt[...]

„Habe ich denn auf mich warte[...] Agenor.

„Ja,“ erwiederte das Mädchen, [...] Dich nicht erst seit gestern, sondern s[...] wo ich Dich gesehen.“

„Du liebst mich also?“ fragte Agenor in der höchsten Freude.

„Ich liebe Dich,“ erwiederte das Mädchen, „und Du, liebst Du mich?“

„Oh! ja, ja, ich liebe Dich,“ sprach der junge Mann.

„Ich, ich liebe Dich, weil Du tapfer bist,“ sagte Aissa; „und Du, warum liebst Du mich?“

„Weil Du schön bist.“

„Es ist wahr; Du kennst nichts von mir, als mein Gesicht, während ich mir erzählen ließ, was Du gethan hast.“

„Du weißt also, daß ich der Feind Deines Vaters bin?“

„Ja.“

„Du weißt also, daß ich nicht nur sein Feind bin, sondern daß ein Krieg auf Leben und Tod zwischen uns stattfindet?“

„Ich weiß das.“

„Und Du hassest mich nicht, weil ich Mothril hasse?“

„Ich liebe Dich!“

„In der That, Du hast Recht. Ich hasse diesen Menschen, weil er Don Federigo, meinen Waffenbruder, auf die Schlachtbank geschleppt hat! Ich hasse diesen Menschen, weil er die unglückliche Blanche von Bourbon ermordet hat. Ich hasse diesen Menschen endlich, weil er Dich mehr wie eine Geliebte, als wie eine Tochter bewacht. Bist Du denn wohl seine Tochter, Aissa?“

„Höre, ich weiß es nicht. Mir scheint, eines Tags, da ich noch ein Kind war, erwachte ich nach einem langen Schlaf, und als ich die Augen öffnete, war das erste Gesicht, das ich erblickte, das dieses Menschen; er nannte mich seine Tochter, und ich nannte ihn meinen Vater. Doch ich liebe ihn nicht; er macht mir bange.“

„Ist er denn böse oder streng gegen Dich?"

„Im Gegentheil; eine Königin ist nicht besser bedient, als ich es bin. Jeder von meinen Wünschen ist ein Befehl. Ich brauche nur ein Zeichen zu machen, und man gehorcht mir. Alle seine Gedanken scheinen sich auf mich zu beziehen, seine ganze Zukunft scheint auf mir zu beruhen. Ich weiß nicht, welche Pläne er auf meinen Kopf gebaut hat, doch zuweilen erschrecke ich vor dieser düsteren, eifersüchtigen Zärtlichkeit."

„Du liebst ihn also nicht, wie eine Tochter ihren Vater lieben soll?"

„Ich habe bange vor ihm, Agenor. Höre: zuweilen tritt er bei Nacht in mein Zimmer wie ein Geist, und ich zittere. Er nähert sich dem Bett, auf dem ich ruhe, und sein Tritt ist so leicht, daß er nicht einmal meine auf den Matten entschlummerte Frauen aufweckt unter denen er hingeht, als ob seine Füße die Er nicht berührten. Doch ich, ich schlafe nicht, und hi meinen Augenlidern hervor, die der Schrecken bli macht, sehe ich sein furchtbares Lächeln. Er nähe sodann, er bückt sich über mein Bett. Sein verzehrt mein Gesicht, und der Kuß, ein seltsam halb der eines Vaters, halb der eines Liebhab Kuß, durch den er meinen Schlaf zu beschirme läßt auf meiner Stirne, oder auf meiner L schmerzlichen Eindruck, wie der eines glühen zurück. Das sind die Visionen, die mich be sionen voll Wirklichkeit. Das sind die V mit denen ich jede Nacht entschlafe, und mir etwas, daß ich Unrecht habe, zu zit wiederhole Dir, schlafend oder wache seltsame Herrschaft über ihn; oft h sehen, wenn ich die Stirne faltete, so durchdringendes, so stolzes Auge Blickes ertragen. Doch warum sp Mothril, mein braver Ritter? D vor ihm, Du hast vor nichts Furch

„Nein, gewiß nicht, und ich fürchte nur für Dich."

„Du fürchtest für mich, weil Du mich sehr liebst?" sagte Aissa mit einem reizenden Lächeln.

„Aissa, ich habe die Frauen meines Landes, wo doch die Frauen so schön sind, nie geliebt, und oft wunderte ich mich über diese Gleichgültigkeit, doch ich weiß nun, warum. Es war so, damit der Schatz meines Herzens ganz Dir gehöre. Du fragst, ob ich Dich liebe, Aissa; höre und beurtheile meine Liebe. Verlangtest Du von mir, daß ich Alles Deinetwegen verlasse, Alles Deinetwegen verleugne, meine Ehre ausgenommen, Aissa, ich würde Dir dieses Opfer bringen."

„Und ich," sprach das Mädchen mit einem göttlichen Lächeln, „ich würde noch mehr thun, ich würde Dir meinen Gott und meine Ehre opfern."

Agenor kannte noch nicht diese glühende Poesie der orientalischen Leidenschaft und begriff sie erst, als er das Lächeln von Aissa erschaute.

„Wohl," sprach er, indem er sie mit seinen Armen umschlang, „ich will nicht, daß Du mir Deinen Gott und Deine Ehre opferst, ohne daß ich mein Leben mit dem Deinigen verknüpfe. In meinem Lande, Aissa, werden die Frauen, die man liebt, Freundinnen, bei denen man lebt und stirbt, und die, wenn sie unsern Treuschwur erhalten haben, sicher sind, nie in einem Harem verlassen zu werden, um hier den neuen Geliebtinnen desjenigen, welchen sie geliebt, zu dienen. Werde Christin, Aissa, verlasse Mothril, und Du sollst meine Frau sein."

„Ich wollte Dich darum bitten," sprach das Mädchen.

Agenor stand auf und hob, während er aufstand, zugleich seine Geliebte in seine nervigen Arme, und das Herz schlagend an ihrem Herzen, das Gesicht sanft geliebkost von ihren frischen, duftenden Haaren, die Freude im Gemüth, die Trunkenheit auf der Stirne,

lief er nach der Mauer, an die er die Leiter angeleg
hatte.

Die süße Last hatte in der That kaum ein Gewic
für den jungen Mann, der wie ein Pfeil durch d
Baumgruppen und Alleen hinschoß.

Schon erblickte er die düstere, halb unter ei
Reihe von Bäumen verborgene Mauer, als plötz
Aissa, behender als eine Natter, mit ihrem ganzen
an dem Leibe des jungen Mannes hinstreifend, aus
Armen von Agenor schlüpfte.

Mauleon blieb stehen, die Maurin war zu s
Füßen gekauert und streckte die Hände in der Rich
der Mauer aus.

„Siehst Du!" sagte sie.

Mauleon folgte dem bezeichnenden Finger
erblickte eine weiße, hinter den ersten Sprossen ge
Form.

„Oho!" sprach Agenor zu sich selbst, „
Musaron sein, der für mich bange hat und üb
wacht? Nein, nein," fügte er bei, „Musaro
klug, um sich der Gefahr auszusetzen, durch ein
griff einen Degenstich zu bekommen."

Der Schatten erhob sich, und ein bläuli
zuckte aus seinem Gürtel.

„Mothril!" rief Aissa.

Durch dieses Wort erweckt, nahm Ag
Schwert in die Hand.

Ohne Zweifel hatte der Maure das M
nicht erblickt, oder vielmehr noch nicht in de
Gruppe erkannt, welche der Christ die Ma
nen Armen forttragend bildete; aber sob
Ausrufung von Aissa gehört, sobald sich
schlanke Gestalt vom Schatten losgemacht
er einen furchtbaren Schrei aus und stür
gegen Agenor zu.

Doch die Liebe war noch behender
Mit einer Bewegung, rasch wie der Ged

das Helmvisir auf das Gesicht des Ritters fallen, und der Maure sah sich einer ehernen von den Armen seiner Tochter umschlungenen Bildsäule gegenüber.

Mothril blieb stehen und ließ die Arme fallen.

„Aissa," murmelte er niedergeschmettert.

„Ja, Aissa!" sagte sie mit einer wilden Energie, welche die Liebe von Mauleon verdoppelte, während sie einen Schauer durch die Adern des Mauren jagte; „willst Du mich tödten? stoße zu. Was diesen betrifft, so weißt Du wohl, daß er keine Furcht vor Dir hat."

Und sie bezeichnete mit einer Geberde Agenor.

Mothril streckte eine Hand aus, um sie zu ergreifen; sie machte doch einen Schritt rückwärts und entblößte Mauleon, der unbeweglich und das Schwert in der Hand an seinem Platze stand.

Und ihr Auge strahlte von einem so heftigen Hasse, daß Mauleon das Schwert erhob.

Doch nun fühlte er, wie der Arm von Aissa den seinigen zurückhielt.

„Nein," sagte sie, „schlage ihn nicht vor mir. Du bist stark, Du bist bewaffnet, Du bist unverwundbar, gehe an ihm vorüber."

„Ah!" rief Mothril, indem er die Leiter mit einem Fußstoße umwarf, „Du bist stark, Du bist bewaffnet, Du bist unverwundbar, wir wollen das sehen."

In demselben Augenblick vernahm man ein schrilles Pfeifen, und es erschien ein Dutzend Mauren, die Axt und den Säbel in der Faust.

„Ah! ungläubige Hunde," rief Agenor, „kommt herbei, und wir werden sehen."

„Tödtet den Christen!" rief Mothril, „tödtet ihn!"

„Fürchte Dich nicht," sprach Aissa.

Und sie trat ruhigen, festen Schrittes zwischen den Ritter und seine Gegner.

„Mothril," sagte sie, „ich will diesen jungen Mann von hier weggehen sehen, hörst Du? Ich will ihn un-

versehrt und ohne daß ein Haar von seinem Haupte fällt, weggehen sehen, oder wehe Dir!"

„Du liebst also diesen Elenden?" rief Mothril.

„Ich liebe ihn," erwiederte Aissa.

„Ein Grund mehr, daß er stirbt; stoßt zu!" rief Mothril, während er selbst seinen Dolch schwang.

„Mothril," sprach, die Stirne faltend, das Mädchen, aus dessen Augen ein doppelter Blitz hervorsprang, „hast Du nicht verstanden, was ich sagte? Muß ich Dir noch einmal wiederholen, es sei mein Wille, daß dieser Mann auf der Stelle von hier weggehe?"

„Stoßt zu!" rief Mothril wüthend.

Agenor machte eine Bewegung, um sich zu vertheidigen.

„Warte," sagte sie, „und Du wirst den Tiger ein Lamm werden sehen."

Bei diesen Worten zog sie aus ihrem Gürtel einen feinen, scharfen Dolch, entblößte ihren Busen, so schön und golden wie die Granaten von Valencia, und preßte die Spitze auf das Fleisch, das unter dem gefährlichen Druck nachgab.

Der Maure stieß ein Angstgeschrei aus.

„Höre," sprach sie, „beim Gott der Araber, den ich verleugne, beim Gott der Christen, der fortan mein Gott sein wird, schwöre ich Dir, daß ich mich tödte, wenn diesem jungen Mann Unglück widerfährt."

„Aissa!" rief der Maure, „habe Mitleid, Du machst mich wahnsinnig!"

„So wirf Deinen Kandschiar weg," sagte das Mädchen.

Der Maure gehorchte.

„Befiehl Deinen Sklaven, daß sie sich entfernen."

Mothril machte ein Zeichen und die Sklaven entfernten sich.

Aissa schaute mit einem langen Blicke umher, wie es eine Königin thut, welche sich versichern will, ob man ihr gehorche.

Dann heftete sie auf den jungen Mann ihren

gleich von Zärtlichkeit feuchten und von Verlangen glühenden Blick und sprach mit leiser Stimme:

„Komm, Agenor, komm, daß ich Dir Lebewohl sage."

„Folgst Du mir nicht?" fragte der junge Mann ebenso leise.

„Nein, denn er würde mich lieber tödten, als mich verlieren. Ich bleibe, um uns Beide zu retten."

„Aber Du wirst mich immer lieben?" sagte Mauleon.

„Schau' jenen Stern an," sprach Aissa, nach dem glänzendsten der Gestirne deutend, die am Firmamente flammten.

„Oh! ich sehe ihn," sagte Agenor.

„Nun wohl, er wird am Himmel erlöschen, ehe die Liebe in meinem Herzen erlischt. Lebe wohl!"

Und sie schlug das Helmvisir ihres Geliebten auf und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen, während der Maure sich vor Wuth die Brust zerfleischte.

„Nun gehe," sagte Aissa zu dem Ritter, „doch sei auf Alles gefaßt."

Und sie stellte sich an den Fuß der Leiter, welche Agenor an die Mauer angelegt hatte, und lächelte, während sie den jungen Mann anschaute und die Hand gegen Mothril ausstreckte, wie die Tigerbändiger, welche unter einer Geberde das Thier niederliegen machen, von dem man glaubte, es sei im Begriff, sie zu verschlingen.

„Gott befohlen!" sprach zum letzten Mal Agenor, „denke an Dein Versprechen."

„Auf Wiedersehen! ich werde es halten," sagte die schöne Maurin.

Agenor sandte einen letzten Kuß dem Mädchen zu, und sprang auf die andere Seite der Mauer.

Ein Brüllen des Mauren begleitete die Beute, die ihm entging.

„Laß mich nun nicht sehen, daß Du mich zu streng bewachst," sprach Aissa zu Mothril, „laß mich nicht

argwohnen, Du behandelst mich als Sklavin, denn Du weißt, ich habe das Mittel, mich frei zu machen. Vorwärts! es ist spät, mein Vater, kehren wir in das Haus zurück."

Mothril ließ sie träumerisch auf dem Wege nach dem Pavillon zurückgehen. Er hob seinen langen Dolch auf, fuhr mit einer Hand über seine Stirne und murmelte:

„Kind! in einigen Monaten, in einigen Tagen vielleicht wirst Du Mothril nicht so bezähmen."

In dem Augenblick, wo das Mädchen den Fuß auf die Thürschwelle setzte, hörte Mothril Schritte hinter sich.

„Gehe rasch hinein, Aissa," sagte er; „der König kommt."

Das Mädchen ging hinein und schloß die Thüre, ohne sich mehr zu beeilen, als wenn sie nichts gehört hätte. Mothril sah sie verschwinden; einen Augenblick nachher war der König bei ihm.

„Triumph, Freund Mothril," sprach der König „wir haben den Sieg davon getragen. Doch warum hast Du die Sitzung in dem Augenblick verlassen, w die Berathung anfing?"

„Weil ich dachte, es sei nicht der Platz eines arm maurischen Sklaven mitten unter so mächtigen chr lichen Fürsten," antwortete Mothril.

„Du lügst, Mothril," entgegnete Don Pedro, „ warst besorgt über Deine Tochter und bist zurückgeke um sie zu bewachen."

„Ei! Hoheit," erwiederte Mothril lächelnd diese Kundgebung des Königs Don Pedro, „bei m Ehre! man sollte glauben, Ihr dächtet noch mehr a als ich."

Und Beide traten in das Haus ein, doch nicht daß Don Pedro einen neugierigen Blick nach dem ster des Pavillon warf, hinter welchem der S einer Frau sichtbar war.

Zwanzigstes Kapitel.

Worin man sehen wird, daß Messire Bertrand Duguesclin nicht minder guter Arithmetiker, als großer General war.

Während der Prinz Enrique von Transtamare und sein Gefährte Agenor sich nach Bordeaux wandten, wo ihrer die von uns erzählten Ereignisse harrten, versammelte Duguesclin, mit Vollmachten von König Karl V. versehen, die Hauptführer der Compagnien und setzte ihnen seinen Feldzugsplan auseinander.

Es war mehr Taktik und militärische Kunst, als man denkt, bei diesen Räubern, welche wie ihres Gleichen, die Raubvögel, oder wie ihre Brüder, die Wölfe, sich zur täglichen Uebung der Wachsamkeit, der Industrie und der Entschlossenheit genöthigt sahen, die den gewöhnlichen Menschen die Ueberlegenheit und den erhabenen Leuten das Genie verleiht.

Sie begriffen also vortrefflich die allgemeine Disposition, die der bretagnische Held ihrem Urtheil unterwarf, die Anordnungen, welche jene Gesammtheit der Operationen bildeten, die man stets zum Voraus feststellen kann, und woraus die besonderen Operationen hervorgehen, welche die Umstände gebieten. Doch diesem ganzen kriegerischen Plane hielten sie ein Argument entgegen, auf das nichts zu erwiedern war: Geld.

Der Billigkeit gemäß ist hier zu erwähnen, daß bei dieser Einwendung Einhelligkeit stattfand, und daß das Argument einstimmig ausgesprochen wurde.

„Es ist wahr,“ antwortete Duguesclin, „und ich dachte auch schon daran.“

Die Anführer machten ein Zeichen mit dem Kopf, womit sie sagen wollten, sie wissen ihm Dank für diese Vorhersehung.

„Doch Ihr werdet nach der ersten Schlacht bekommen," fügte Duguesclin bei.

„Aber wir müssen bis dahin leben und unseren Soldaten irgend eine Bezahlung geben," bemerkte der Grüne Ritter.

„Wenn wir nicht auf Kosten des französischen Bauern zu leben fortfahren," sagte Caverley. „Doch dieses Geschrei (die Teufel von Bauern schreien immer), dieses Geschrei würde unserem erhabenen Connetable die Ohren schinden. Ueberdies, wozu ein ehrlicher Kapitän werden, wenn man plündern soll, als ob man noch Abenteurer wäre?"

„Ganz außerordentlich richtig," sagte Duguesclin.

„Ich füge bei," sagte Claude der Schinder, ein anderer Bursche, ganz würdig, mit solchen Wölfen zu heulen, ein Mensch, der für minder wild, aber für tausendmal verrätherischer und diebischer galt, als Caverley; „ich füge bei, daß wir nun die Verbündeten Seiner Hoheit des Königs von Frankreich sind, da wir den Tod seiner Schwägerin rächen sollen, und daß wi[r] dieser Ehre, einer für einfache Abenteurer wie wir un[-] schätzbaren Ehre, unwürdig wären, wenn wir nic[ht] für den Augenblick wenigstens, aufhören würden, d[as] Volk unseres königlichen Verbündeten zu ruiniren."

„Aeußerst tief und richtig bemerkt," erwiederte D[u-] guesclin; „doch schlagt mir ein Mittel vor, Geld [an-] zuschaffen."

„Es ist nicht unsere Sache, Geld anzuschaff[en]," entgegnete Hugo von Caverley, „es ist unsere S[ache,] Geld zu bekommen."

„Hierauf ist nichts zu erwiedern," sagte Dugu[esclin,] „und der Doctor wäre kein besserer Logiker, als [Ihr,] Sire Hugo; doch sprecht, was verlangt Ihr?"

Die Anführer schauten einander an und s[chienen] sich mit den Augen zu besprechen; dann übertru[gen]

Zweifel Jeder Caverley die Sorge für das allgemeine Interesse, denn Caverley antwortete:

„Wir werden billig sein, Messire Connetable, so wahr ich Kapitän bin!"

Bei diesem Versprechen und dieser Betheurung fühlte Duguesclin, wie ein Schauer seinen ganzen Leib durchlief.

„Ich warte," sagte er, „sprecht."

„Nun wohl, Seine Hoheit Karl V. bezahle uns nur einen Goldthaler für den Mann, bis wir in Feindesland sind. Das ist gewiß nicht viel; doch wir ziehen in Betracht, daß wir die Ehre haben, seine Verbündeten zu sein, und sind bescheiden aus Rücksicht für diesen würdigen Fürsten. Wir haben so etwa fünfzigtausend Soldaten."

„Ungefähr," sagte Duguesclin.

„Einen mehr, einen weniger."

„Einen weniger, glaube ich."

„Gleichviel," erwiederte Caverley, „wir machen uns anheischig mit dem, was wir haben, zu thun, was Andere mit fünfzigtausend thun würden. Es ist also gerade, als ob wir sie hätten."

„Das macht also fünfzigtausend Goldthaler," sagte Bertrand.

„Ja, für die Soldaten," versetzte Caverley.

„Nun?" fragte Duguesclin.

„Es bleiben die Officiere."

„Das ist richtig," sprach der Connetable, „ich vergaß die Officiere. Wie viel werdet Ihr den Officieren geben?"

„Ich denke," erwiederte der Grüne Ritter, der ohne Zweifel befürchtete, Caverley könnte eine Schätzung unter dem Werthe machen, „ich denke, daß diese braven Leute, welche der Mehrzahl nach geübte und kluge Männer sind, wohl fünf Goldthaler dem Kopfe nach werth sein mögen; bedenkt, daß beinahe alle Knappen, Knechte und Waffenschmiede, nebst drei Pferden haben."

„Teufel!“ rief Bertrand, „diese Officiere sind besser bedient, als die des Königs meines Herrn.“

„Wir halten große Stücke hierauf,“ sprach Caverley.

„Und Ihr sagt fünf Goldthaler für jeden Mann?“

„Das ist die geringste Summe, die man meiner Ansicht nach für sie in Anspruch nehmen kann. Ich wollte sechs verlangen, doch da der Grüne Ritter einen Preis gemacht hat, so werde ich ihn nicht Lügen strafen und das, was er einmal gesagt, hinnehmen.“

Bertrand schaute sie an und glaubte, er habe es abermals mit den jüdischen Menschen zu thun, zu denen ihn zuweilen sein Herr geschickt hatte, um kleine Anlehen zu negociren.

„Verfluchte Schurken,“ dachte er, während er seine freundlichste Miene annahm, „wie wollte ich Euch alle baumeln lassen, wenn ich der Stärkere wäre!“

Dann sprach er laut:

„Meine Herren, ich habe, wie Ihr gesehen, über Euer Gesuch nachgedacht, da ich einen Augenblick Euch zu antworten zögerte, und die Summe von fünf Goldthalern für den Officier kommt mir nicht übertrieben vor.“

„Ah! ah!“ machte der Grüne Ritter, erstaunt über die Leichtigkeit von Duguesclin.

„Und wie viel habt Ihr Officiere?“ fragte Messire Bertrand.

Caverley streckte die Nase in die Luft, schaute dann seine Freunde an, und Alle besprachen sich abermals mit den Augen.

„Ich habe tausend,“ sagte Caverley.

Er verdoppelte die Zahl.

„Ich habe achthundert,“ sagte der Grüne Ritter.

Er verdoppelte wie sein College.

„Ich habe tausend,“ sagte Claude der Schinder.

Dieser verdreifachte.

Die Andern ahmten das edle Beispiel nach, und die Summe der Officiere wuchs auf viertausend an.

„Das macht einen Officier auf eilf Soldaten," sprach Duguesclin voll Verwunderung. „Großer Gott! was für eine herrliche Armee muß das sein, und welche Disciplin muß hiebei herrschen!"

„Ja," sagte Caverley bescheiden, „es ist wahr, die Führung ist ziemlich gut."

„Das macht also zwanzig tausend Thaler," sprach Bertrand.

„Gold," bemerkte der Grüne Ritter.

„Ganz richtig!" versetzte der Connetable, „sagen wir zwanzig tausend Goldthaler, was nebst den bewilligten fünfzig tausend Thalern siebzig tausend ausmacht."

„Das ist allerdings die Summe, ungefähr auf einen Carolus," bemerkte der Grüne Ritter, welcher die Leichtigkeit bewunderte, mit der der Connetable addirte.

„Aber ..." sprach Caverley.

Bertrand ließ ihm nicht Zeit, seinen Satz zu vollenden.

„Aber ich begreife," sagte er, „wir vergessen die Anführer."

Caverley riß die Augen weit auf. Bertrand bestätigte nicht nur seine Einwendungen, sondern er kam ihnen sogar entgegen.

„Ihr vergeßt Euch selbst," fuhr er fort; „edle Eigennützigkeit! doch ich vergaß Euch nicht, meine Herren. Zählen wir also. Ihr seid zehn Anführer, nicht wahr?"

Die Abenteurer zählten nach Duguesclin. Sie hatten große Lust, zwanzig zu finden, doch das war nicht möglich.

„Zehn Anführer," wiederholten sie.

Caverley, der Grüne Ritter und Claude der Schinder suchten wieder am Plafond.

„Das macht," fuhr der Connetable fort, „das

macht zu drei tausend Goldthaler für den Anführer dreißig tausend Goldthaler, nicht wahr?"

Geblendet, verwirrt durch diese Freigebigkeit, und eben so glücklich über die ungeheure Summe, zu der sie angeschlagen wurden, als über die Werthschätzung ihres Verdienstes, welche sie dreitausendmal über ihre Soldaten stellte, hoben sie ihre riesigen Schwerter in die Höhe, ließen ihre Helme in die Luft fliegen und riefen:

„Heil! Heil! Glück, Freude und Ehre dem guten Connetable!"

„Ah! Ihr Schurken," murmelte dieser, indem er heuchlerisch die Augen niederschlug, als ob ihm der Zuruf der Abenteurer zum Herzen ginge, „mit der Hülfe des Herrn und Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel werde ich Euch an einen Ort führen, von wo keiner von Euch zurückkehren soll."

Dann sprach er laut:

„Gesammtsumme, hunderttausend Goldthaler, mittelst welcher wir alle unsere Rechnungen berichtigen werden."

„Heil, Heil!" wiederholten die Abenteurer in der höchsten Begeisterung.

„Ihr habt nun mein Ritterwort, meine Herren, daß Euch diese Summe bezahlt wird," sagte Duguesclin. „Ihr begreift nur, daß Ihr sie nicht sogleich bekommt, denn ich trage den königlichen Schatz nicht bei mir."

„Das ist recht und billig," sprachen die Anführer, noch zu freudig, um schon wieder anspruchsvoll zu sein.

„Ihr gebt also dem König von Frankreich Credit auf das Wort seines Connetable, das ist abgemacht; und," sagte er, indem er sein Haupt mit seiner stolzen Miene erhob, welche die Bravsten zittern machte, „das Wort ist gut; doch als rechtschaffene Soldaten brechen wir auf, und wenn in dem Augenblick, wo wir in Spanien einziehen, das Geld nicht gekommen ist, nun!

meine Herren, so habt Ihr zwei Garantien, Eure Freiheit zuerst, die ich Euch zurückgebe, und dann einen Gefangenen, der wohl hunderttausend Thaler werth ist."

„Wer ist dies?" fragte Caverley.

„Ich selbst, bei Gott! so arm ich bin," antwortete Duguesclin; „denn wenn die Frauen meines Landes Tag und Nacht spinnen müßten, um mir hunderttausend Thaler Lösegeld zu verschaffen, ich verspreche Euch, daß das Lösegeld bezahlt werden würde."

„Abgemacht," erwiederten einstimmig die Abenteurer. Und sie berührten alle die Hand des Connetable zum Zeichen des Bündnisses.

„Wann brechen wir auf?" fragte der Grüne Ritter.

„Sogleich, wenn es Euch beliebt, meine Herren."

„Sogleich!" wiederholte Hugo. „In der That, meine Herren, da es hier nichts mehr zu scheeren gibt, so ist es mir lieber, wenn wir alsbald anderswo sind."

Jeder lief auf der Stelle an seinen Posten und ließ sein Banner über seinem Zelte erheben. Die Trommeln rasselten, es entstand eine ungeheure Bewegung im Lager, und man sah abermals nach den Hauptzelten die Soldaten zuströmen, welche bei der Ankunft von Duguesclin herbeigelaufen und sodann, den Wellen der Fluth ähnlich, ins Weite zurückgekehrt waren.

Zwei Stunden nachher waren die Zelte abgeschlagen und die Saumthiere bogen sich unter ihrer Last; die Pferde wieherten und die Lanzen gruppirten sich in den Strahlen der Sonne, welche breite Blitze daraus hervorspringen machte.

Man sah indessen auf den beiden Ufern des Flusses die Bauern entfliehen, welche lange Zeit in Sklaverei gehalten worden waren und, etwas spät der Freiheit zurückgegeben, nach ihren verödeten Hütten ihre Weiber und ihre etwas beschädigten Geräthschaften zurückbrachten.

Gegen Mittag setzte sich die Armee in Marsch, sie

zog an der Saone hinab und bildete zwei Col[onnen],
von denen jede einem Ufer folgte. Man hätte glau[ben]
sollen, es wäre eine Wanderung von Barbaren, we[lche]
eine von den furchtbaren Sendungen, zu denen sie [der]
Herr bestimmt, erfüllen wollten, und unter der An[füh]
rung von einer jener Geißeln Gottes marschirten, [die]
man Alarich, Genserich oder Attila nannte.

Und dennoch war derjenige, unter dessen Anfüh[-]
rung sie marschirten, der gute Connetable Bertran[d]
Duguesclin, der hinter seinem Banner, nachdenkend,
den Kopf zwischen seine beiden Schultern gesenkt, im
Schritte seines kräftigen Pferdes einherritt und zu sich
sagte:

„Das geht gut, wenn es nur so fortdauert. Doch
woher soll ich das Geld bekommen? Und wenn ich es
nicht bekomme, wie wird der König eine Armee sam-
meln, welche stark genug wäre, um die Rückkehr diesen
Schurken zu verschließen, welche ausgehungerter als je
von den Pyrenäen wieder herabsteigen werden?“

In diese düsteren Gedanken versenkt, ritt der gute
Connetable immer weiter, wobei er sich nur von Zeit
zu Zeit umwandte, um hinter sich die buntscheckigen, ge-
räuschvollen Wogen dieser Menge rollen zu sehen, und
sein geistvolles Gehirn arbeitete für sich allein mehr,
als die fünfzigtausend Gehirne dieser Abenteurer.

Und Gott weiß, was Jeder von ihnen träumte,
indem er sich schon für seinen Antheil als den Herrn
und Gebieter von Indien betrachtete; um so übertrie-
benere Träume, als dieses Land fast unbekannt war.

Plötzlich, als die Sonne hinter die letzte orange-
farbige Wolke am Horizont schlüpfte, sahen die Anfüh-
rer, welche hinter dem guten Ritter marschirten und
sich über seine Schweigsamkeit zu wundern anfingen,
wie er das Haupt erhob, seine Schultern wie ein Sie-
ger schüttelte, und zu gleicher Zeit hörte man ihn sei-
nen Edelknechten zurufen:

„Hollah! Jacelard! hollah! Berniquet! einen Schluck
Wein vom besten, den Ihr auf Eurem Wagen habt.“
Dann murmelte er in sein Visir:
„Bei Unserer Lieben Frau von Auray, ich glaube,
h habe die hunderttausend Thaler, und zwar ohne in
gend einer Beziehung dem guten König Karl zu
haden.“
Hienach wandte er sich gegen die Anführer der
benteurer um, welche nicht ganz ohne Unruhe waren,
a sie den Connetable seit der Mitte des Tages so sor=
envoll sahen, und rief mit seiner wohlklingenden
Stimme:
„Gottes Donner! meine Herren, wie wäre es,
enn wir einen Schluck trinken würden.“
Dies war ein Aufruf, welchem nicht zu entsprechen
le Abenteurer sich wohl hüteten; sie liefen auch her=
ei, und man leerte mit diesem Schluck eine hübsche
Schleifkanne Wein von Châlons auf die Gesundheit
es Königs von Frankreich.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Worin man einen Papst seine Excommunications=kosten wird bezahlen sehen.

Die Armee marschirte immer weiter.
Da jeder Weg nach Rom führt, so führt um so
iel mehr der Weg von Avignon nach Spanien. Die
benteurer folgten also dem Wege nach Avignon voll
Vertrauen.

Hier hielt Papst Urban V. seinen Hof. Anfangs Benedictiner, dann Abt von Saint-Germain d'Auxerre und Prior von Saint-Victor in Marseille, war er zum Papst unter der Bedingung gewählt worden, daß er in keiner Hinsicht in ihrer irdischen Glückseligkeit die Cardinäle und römischen Fürsten stören würde, eine Bedingung, die er auch, sobald er gewählt war, eifrigst in ihrer ganzen wohlwollenden Strenge zu erfüllen sich bemühte, und durch welche er sich das Recht, so spät als möglich im Geruche der Heiligkeit zu sterben, zu gründen hoffte, was ihm auch gelang.

Man erinnert sich, daß der Nachfolger des heiligen Petrus von den Klagen des Königs von Frankreich über die großen Compagnien gerührt gewesen war, und daß er diese großen Compagnien excommunicirt hatte, ein Meisterwerk der Politik, dessen unangenehme Seite Karl V. in seiner verständigen Vorhersehung der Zukunft Duguesclin fühlbar machte, was seit der Besprechung des Fürsten mit seinem Connetable im Geiste des letzteren den lebhaften Wunsch, die Dinge in ihren Normalzustand zu versetzen, zurückließ.

Der leuchtende Gedanke nun, der Bertrand auf der Landstraße von Chalons nach Lyon bei dem schönen Sonnenuntergang gekommen war, wovon wir, in Anspruch genommen durch die Schweigsamkeit des guten Connetable, nur ein einziges Wort sagten, bestand darin, daß er mit seinen fünfzigtausend Abenteurern, einen mehr oder einen weniger, wie Caverley sagte, Papst Urban V. einen Besuch machen wollte. Dies ging um so besser, als die Abenteurer, je mehr sie sich den Staaten dieses Kirchenfürsten näherten, gegen den sie, so harmlos auch die Excommunication war, einen Groll hegten, immer mehr ihre kriegerischen, wilden Instincte erwachen fühlten.

Sie waren auch in der That zu lange vernünftig gewesen.

Als man bis auf zwei Meilen zu der Stadt ge-

kommen war, ließ Bertrand Halt machen, versammelte die Anführer und befahl ihnen, die Front ihrer Truppe so zu erweitern, daß sie, einen ungeheuren Bogen bildend, dessen Sehne der Fluß wäre, die Stadt umschlößen.

Dann stieg er mit einem Dutzend Gewappneter und französischer Ritter, welche sein Gefolge bildeten, zu Pferde, erschien vor dem Thore von Vaucluse und verlangte den Papst zu sprechen.

Urban, der diese Menge von Räubern kommen fühlte, wie man eine Ueberschwemmung kommen sieht, hatte seine Armee gesammelt, welche aus zwei bis dreitausend Mann bestand, und da er den ganzen Werth seiner Hauptwaffe kannte, so schickte er sich an, einen erhabenen Schlag mit den Schlüsseln des heiligen Petrus auf das Haupt der Abenteurer zu thun.

Doch es ist nicht zu leugnen, sein Grundgedanke war, bestürzt über ihre Excommunication, kämen die Räuber, um ihn um Gnade zu bitten und sich anzubieten, durch einen neuen Kreuzzug ihre Sünden zu sühnen, wobei sie auf ihre Anzahl und ihre Stärke vertrauten, um ihre demuthsvolle Unterwürfigkeit geltend zu machen.

Er sah den Connetable mit einer Eile herbeikommen, die ihn sehr in Erstaunen setzte. Gerade in diesem Augenblick speiste er zu Mittag auf der ganz von Orangenbäumen und Oleandern beschatteten Terrasse, in Gesellschaft seines Bruders, des Canonicus Auglie Grinvald, den er zum Bisthum Avignon, einem der vornehmsten Sitze der Christenheit, erhoben hatte.

„Ihr, Messire Bertrand Duguesclin!“ rief der Papst, „Ihr seid also bei dieser Armee, welche plötzlich bei uns erscheint, ohne daß wir wissen, woher sie kommt, und warum sie kommt?“

„Ach! leider, heiligster Vater, leider befehlige ich sie,“ sagte der Connetable niederknieend.

„Dann athme ich,“ sprach der Papst.

„Oh! oh! ich auch," fügte Auglie seine Br
durch einen freudigen Seufzer erweiternd bei.

„Ihr athmet, heiliger Vater!" rief Bertrand.

Und er stieß ebenfalls einen traurigen Seufzer au
als ob er die päpstliche Beklemmung geerbt hätte.

„Und warum athmet Ihr?" fuhr er fort.

„Ich athme, weil ich ihre Absichten kenne."

„Ich glaube nicht," sagte Bertrand.

„Bei einem Führer wie Ihr, Connetable, b
einem Mann, der die Kirche achtet!"

„Ja, heiliger Vater, ja, ich achte die Kirche
sprach der Connetable.

„Nun, so seid willkommen, theurer Sohn. Do
laßt hören, was will diese Armee von mir?"

„Vor Allem," antwortete Bertrand, der die Fra
umging und die Erklärung, so viel in seiner Mac
lag, zu verzögern suchte, „vor Allem wird Eure He
ligkeit, wie ich nicht bezweifle, mit Vergnügen höre
daß es sich um einen heftigen Krieg gegen die Un
gläubigen handelt."

Urban V. warf seinem Bruder einen Blick zu, we
cher besagen wollte:

„Nun, habe ich mich getäuscht?"

Zufrieden mit diesem neuen Beweise der Unfehlbar
keit, den er sich selbst gegeben hatte, wandte er sic
sodann gegen den Connetable um und sprach voll Sa
bung:

„Gegen die Ungläubigen, mein Sohn?"

„Ja, heiliger Vater."

„Und gegen welche, mein Sohn?"

„Gegen die Mauren in Spanien."

„Connetable, das ist ein heilsamer und eines christ
lichen Helden würdiger Gedanke, denn ich nehme an
daß Ihr ihn gehabt habt."

„Ich und der gute König Karl V., heiliger Va
ter," erwiederte Bertrand.

„Ihr werdet den Ruhm theilen, und Gott wir

den Theil des Kopfes, der den Gedanken gefaßt, und den des Armes, der ihn ausgeführt hat, zu machen wissen Es ist also Eure Absicht..."

„Unsere Absicht, und Gott gestatte, daß sie erreicht werde! unsere Absicht ist es, sie auszurotten, heiliger Vater, und den größeren Theil ihrer Verlassenschaft der Verherrlichung der katholischen Religion zu weihen."

„Mein Sohn, umarmt mich," sprach Urban V. bis in's Herz gerührt und durchdrungen von Bewunderung für den tapferen Degen, der sich so in den Dienst der Kirche stellte.

Bertrand wies eine so große Ehre von sich und begnügte sich, seiner Heiligkeit die Hand zu küssen.

„Aber," fuhr der Connetable nach einer kurzen Pause fort, „es ist Euch nicht unbekannt, heiliger Vater, die von mir befehligten Soldaten, welche eine so heldenmüthige Pilgerschaft unternehmen, sind dieselben, die Seine Heiligkeit vor nicht langer Zeit excommuniciren zu müssen geglaubt hat."

„Ich hatte damals Recht, mein Sohn, und ich glaube sogar, daß Ihr zu jener Zeit selbst meiner Ansicht gewesen seid."

„Eure Heiligkeit hat immer Recht," erwiederte Bertrand, diese Worte umgehend; „doch sie sind nun einmal excommunicirt, und ich kann Euch nicht verbergen, heiliger Vater, daß dies eine abscheuliche Wirkung in Beziehung auf die Leute hervorbringt, welche für die christliche Religion kämpfen sollen."

„Mein Sohn," sagte Urban, langsam sein Glas leerend, das von einem goldenen Monte Pulciano voll war, den er mehr als alle Weine und sogar mehr als diejenigen liebte, welche an den Ufern des schönen Flusses wachsen, dessen Wasser die Mauern seiner Hauptstadt bespühlen, „mein Sohn, die Kirche, so wie ich sie haben will, ist weder unduldsam, noch unversöhnlich; jeder Sünde sei Barmherzigkeit gewährt, besonders wenn der Sünder aufrichtig bereut, und wenn

Ihr, einer der Pfeiler des Glaubens, Gewä
leistet für ihre Rückkehr zur Rechtgläubigkeit."

„Oh! gewiß, ja, heiliger Vater."

„Dann widerrufe ich das Anathem und will
ihnen nur noch einen Theil des Gewichts meine
nes lasten lassen, der, wie Ihr seht, voll Nachsicht
fügte der Papst lächelnd bei.

Bertrand biß sich in die Lippen bei dem Gedan
daß sich Seine Heiligkeit immer mehr in den Irrthum
vertiefte.

Urban fuhr dann mit einer Stimme voll Milde fort, welche jedoch nicht der Festigkeit entbehrte, die demjenigen so wohl ansteht, welcher verzeiht, während er aber verzeiht, das Gewicht der Beleidigung kennt, die er vergeben will.

„Ihr begreift, mein theurer Sohn, diese Leute haben gottlose Reichthümer angehäuft, und wie Jesus Sirach sagt:

„Omne malum in pravo foenore."

„Ich verstehe das Hebräische nicht, heiliger Vater," erwiederte Bertrand demüthig.

„Ich sprach auch einfach Lateinisch, mein Sohn," sagte lachend Urban V.; „doch ich vergaß, daß die Kriegsleute keine Benedictiner sind. Ich übersetze Euch also die Worte, die ich Euch sagte, und Ihr werdet sehen, daß sie vortrefflich auf die Lage der Dinge passen: Jeder Unstern ist in einem schlecht erworbenen Gut enthalten."

„Wie schön ist das!" sagte Duguesclin, in seinen dicken Bart über den Streich lächelnd, den das Sprüchwort Seiner Heiligkeit spielen sollte.

„Ich habe also beschlossen," fuhr Urban fort, „und dies aus Rücksicht für Euch allein, mein Sohn, das schwöre ich Euch, daß diese Ungläubigen, denn es sind Ungläubige, obgleich sie bereuen, daß diese Ungläubigen, sage ich, einen Zehnten von ihrer Habe abgeben und gegen diese Entschädigung von ihrer Excommuni-

cation freigesprochen werden sollen. Obgleich ich nun freiwillig, und ohne von Euch bedrängt zu werden handle, rühmt ihnen die Gunst, die ich ihnen angedeihen lasse, lieber Sohn, denn sie ist ungeheuer."

„Sie ist in der That ungeheuer," sprach Bertrand niederknieend, „und ich bezweifle, ob sie dieselbe, wie sie es verdient, anerkennen werden."

„Nicht wahr? Nun, mein Sohn, zu welcher Summe wollen wir die Abgabe für die Loskaufung bestimmen?" sagte Urban, und wandte sich, als wollte er sich mit ihm über diese zarte und ernste Frage berathen, gegen seinen Bruder um, welcher hier auf eine sanfte Weise sein Handwerk als zukünftiger Papst lernte.

„Heiliger Vater," erwiederte Auglie, der sich in seinem Lehnstuhle zurückwarf und den Kopf schüttelte, „Ihr werdet viel zeitliches Gold brauchen, um den Schmerz Eurer geistlichen Blitze zu compensiren."

„Allerdings," sagte Urban; „doch wir sind milde, und man muß gestehen, Alles fordert uns zur Milde auf. Der Himmel ist so schön in der Gegend von Avignon, die Luft ist so rein, wenn der Mistral vergessen lassen will, daß er in den Höhlen des Berges Ventoux existirt, daß alle diese Wohlthaten des Herrn den Menschen die Barmherzigkeit und die Bruderliebe verkünden. Ja," fügte der Papst bei, indem er einen goldenen Becher einem weiß gekleideten jungen Pagen reichte, der ihn sogleich füllte, „ja, die Menschen sind entschieden Brüder."

„Erlaubt, heiliger Vater," sprach Bertrand, „ich vergaß, Eurer Heiligkeit zu sagen, in welcher Eigenschaft ich hierhergekommen bin. Ich bin als Gesandter dieser Leute gekommen, von denen die Rede ist."

„Und als solcher verlangt Ihr unseren Ablaß von uns, nicht wahr?"

„Ja, heiliger Vater, vor Allem Euren Ablaß,

denn er ist immerhin etwas Vortreffliches für uns a
Soldaten, die wir jeden Augenblick getödtet wer
können."

„O! diesen Ablaß, Ihr habt ihn, mein Sc
Wir wollen von unserer Barmherzigkeit oder von
serer Vergebung sprechen, wenn Ihr lieber wollt."

„Wir zählen auch hierauf, heiliger Vater."

„Ja, doch Ihr wißt, unter welcher Beding
wir sie bewilligen können."

„Ach! eine unannehmbare Bedingung, denn E
Heiligkeit vergißt, was die Armee in Spanien t
will."

„Was sie in Spanien thun will?"...

„Ja, heiliger Vater, ich glaubte Euch gesagt
haben, sie wolle für die christliche Kirche kämpfen."

„Nun?"

„Da sie eine so heilige Sendung zu erfüllen i
Begriffe ist, so hat sie ein Recht nicht nur auf die gan
Verzeihung und den ganzen Ablaß Eurer Heiligkei
sondern auch auf ihre Hülfe."

„Auf meine Hülfe, Messire Bertrand," erwieder
Urban, den eine gewisse Unruhe zu fassen anfing; „w
meint Ihr mit diesen Worten?"

„Ich meine, heiliger Vater, der apostolische Stu
sei freigebig, er sei reich, die Verbreitung des Gla
bens sei ihm sehr ersprießlich und er könne für sein I
teresse bezahlen."

„Was sagt Ihr da, Messire Bertrand?" unterbra
ihn Urban, der mit schlecht verhehltem Zorn von se
nem Stuhle aufstand.

„Seine Heiligkeit hat mich vollkommen begriffe
wie ich sehe," erwiederte der Connetable, während
sich vom Boden erhob und seine Kniee abputzte.

„Nein!" rief der Papst, der im Gegentheil durc
aus nicht begreifen wollte, „nein, erklärt Euch."

„Hört, heiliger Vater: die vortrefflichen, allerdin
etwas ungläubigen, aber äußerst reumüthigen Soldate

die Ihr von hier aus sehen könnt, zahlreich wie die Blätter des Waldes und wie der Sand des Meeres — die Vergleichung ist, glaube ich, aus der heiligen Schrift genommen — die vortrefflichen Soldaten, die Ihr von hier aus unter den Befehlen von Herrn Hugo von Caverley, vom Grünen Ritter, von Claude dem Schinder, vom Stammler von Vilaine, von Olivier von Mauny und anderen tapfern Rittern seht, erwarten von Eurer Heiligkeit eine Subsidie, um in's Feld zu ziehen. Der König von Frankreich hat ihnen hunderttausend Goldthaler zugesagt; das ist ein sehr christlicher Fürst, der ebenso gut wie ein Papst heilig gesprochen zu werden verdient. Eure Heiligkeit, die der Schlüssel des Gewölbes der Christenheit ist, wird nun wohl etwa zweimal hunderttausend Thaler geben können."

Urban sprang abermals von seinem Stuhle auf. Doch diese Elasticität in den Muskeln des heiligen Vaters, eine Elasticität, welche nur von einer Nervenüberreizung herrühren konnte, brachte Bertrand nicht aus der Fassung, und dieser verharrte in derselben ehrfurchtsvollen, aber festen Stellung.

„Messire," sagte Seine Heiligkeit, „ich sehe, daß man in der Gesellschaft von Räubern verdorben wird, und gewisse Leute, die ich nicht nennen werde, und die bis jetzt in großer Gunst beim heiligen Stuhle gestanden sind, würden, wie mir scheint, besser nach ihrem Verdienste belohnt worden sein, wenn sie mit mehr Strenge verfahren wären."

Dieses furchtbare Wort, von dem der Papst eine mächtige Wirkung erwartete, ließ den Connetable zum großen Erstaunen von Urban V. unempfindlich.

„Ich habe sechstausend Soldaten," fuhr der heilige Vater fort.

Bertrand bemerkte beiseit, daß Urban V., wie Hugo von Caverley und der Grüne Ritter, gerade um die Hälfte log, was ihm, trotz der Dringlichkeit der Umstände, für einen Papst ein wenig gewagt vorkam.

„Ich habe in Avignon sechstausend Soldaten
dreißigtausend waffenfähige Einwohner.“

Diesmal log Urban nur um ein Drittel.

„Waffenfähige Einwohner; die Stadt ist befest
und hätte sie auch weder Wall, noch Graben, n
Piken, so habe ich die Tiara des heiligen Petrus
der Stirne und werde allein, unter Anrufung Gott
Barbaren aufhalten, welche weniger muthig sind, als
Soldaten von Attila, die der Papst Leo vor Rom a
hielt.“

„Ei! heiliger Vater, bedenkt doch: den geistlich
und weltlichen Waffen der Statthalter Christi geli
es schlecht gegen die Könige von Frankreich, welche di
ältesten Söhne der Kirche sind. Ein Zeuge hievon is
Bonifaz VIII., der, Gott behüte mich, daß ich eine solch
Frechheit entschuldige! der, sage ich, eine Ohrfeige
von Colonna erhielt und im Gefängniß starb, nachdem
er sich die Fäuste abgenagt hatte. Ihr seht schon, wozu
Euch die Excommunication genützt hat, da diejenigen,
die Ihr excommunicirtet, statt zu fliehen und sich zu
zerstreuen, sich im Gegentheil vereinigt haben, um mit
bewaffneter Hand Vergebung von Euch zu verlangen.
Was die zeitlichen Waffen betrifft, so sind sechstausend
Soldaten und zwanzigtausend ungeschickte Bürger sehr
wenig; im Ganzen sechsundzwanzigtausend Mann, wenn
ich jeden Bürger zu einem Mann rechne, gegen fünf-
zigtausend erprobte Krieger, die weder Gott, noch den
Teufel fürchten, und viel mehr an die Päpste gewöhnt
sind, als die Soldaten von Attila, welche zum ersten
Mal einen Papst sahen; letzteren Punkt bitte ich Seine
Heiligkeit besonders zu bedenken, ehe sie sich den Aben-
teurern zeigt.“

„Sie würden es wagen!“ rief Urban mit zornfun-
kelndem Auge.

„Heiliger Vater, ich weiß weder, ob sie es wagen
würden, noch was sie wagen würden; doch es sind sehr
verwegene Bursche.“

„Den Gesalbten des Herrn! Die Unglücklichen! . . . Christen! . . ."

„Erlaubt, erlaubt, heiliger Vater, es sind keine Christen, es sind Excommunicirte! Was sollen sie schonen, diese Leute? . . . Ah! wenn Ihr sie nicht excommunicirt hättet, dann wäre es etwas Anderes, sie könnten die Excommunication fürchten; doch nun fürchten sie nichts."

Je stärker die Beweisführung war, desto mehr wuchs der Zorn des Papstes; er stand ganz auf, ging auf Bertrand zu, und sagte zu ihm:

„Ihr, der Ihr mir diesen seltsamen Rath gebt, Ihr glaubt Euch also sehr in Sicherheit hier?"

„Ich," erwiederte Bertrand mit einer Ruhe, welche selbst den heiligen Petrus aus der Fassung gebracht hätte, „ich bin mehr in Sicherheit, als Eure Heiligkeit selbst, denn angenommen, was ich indessen nicht voraussetze, es würde mir ein Unglück widerfahren, so stehe ich Euch zum Voraus dafür, daß weder von der guten Stadt Avignon, noch von dem prachtvollen Palast, den Ihr habt erbauen lassen, so solid er auch sein mag, kein Stein auf dem andern bliebe. O! diese Bursche sind tüchtige Zerstörer, welche eine Festung in ebenso wenig Zeit zertrümmern, als eine regelmäßige Armee brauchen würde, um ein unhaltbares Nest zu demoliren; dann würden sie es auch nicht hiebei bewenden lassen: nachdem sie von der Stadt zum Schloß übergegangen wären, würden sie vom Schloß auf die Garnison und von der Garnison auf die Bürger übergehen, und es bliebe von Euren dreißigtausend Mann kein Knochen auf dem andern, wobei also viele Seelen durch den Fehler Eurer Heiligkeit verloren gehen würden; da ich weiß, wie klug Eure Heiligkeit ist, so fühle ich mich auch hier mehr in Sicherheit, als in meinem Lager."

„Wohl!" rief der Papst wüthend, und sich gegen das Gebiß sträubend, das ihm der Connetable anlegte, „wohl! ich werde ausharren und warten."

„In der That, heiliger Vater, ich schwöre Euch bei meinem adeligen Worte, daß ich Eure Heiligkeit an dieser Weigerung nicht erkenne; ich war überzeugt, doch ich täuschte mich, wie ich sehe, ich war überzeugt, Eure Heiligkeit würde dem Opfer entgegenkommen, das der Glaube von ihr heischt, und es würden, nach dem von dem guten König Karl V. gegebenen Beispiel, von dem heiligen apostolischen Stuhle die zweimalhunderttausend Thaler dargebracht werden. Glaubt mir, heiliger Vater," fügte der Connetable bei, indem er eine äußerst klägliche Miene annahm, „glaubt mir, es ist sehr schmerzlich für einen guten Christen, wie ich, den ersten Fürsten der Kirche seinen Beistand einer frommen Unternehmung, wie die, welche wir verfolgen, verweigern zu sehen; nie werden es diese würdigen Führer glauben wollen."

Und der Connetable verbeugte sich demüthiger als je vor Urban V., der über das unerwartete Ereigniß, dem er die Stirne bieten sollte, ganz erstaunt war, verließ beinahe rückwärtsschreitend die Terrasse, stieg die Treppe hinab, fand vor der Thüre des Palastes sein Gefolge, das sich über ihn zu beunruhigen anfing, und schlug wieder den Weg nach dem Lager ein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Monseigneur der Legat in das Lager der Abenteurer kam, und wie er hier aufgenommen wurde.

In das Lager zurückgekehrt, fing Duguesclin an zu begreifen, daß er große Schwierigkeiten bei Ausführung

des schönen Planes finden würde, den er entworfen hatte, um damit drei große Resultate zu erlangen: es sollten nämlich mit Hülfe dieses Planes die Abenteurer bezahlt, die Kosten des Feldzugs gedeckt, der König in Erbauung des Hotel Saint-Paul unterstützt werden.

Die Kirche ist hartnäckig. König Karl V. war skrupulös. Man durfte sich nicht mit seinem Herrn entzweien unter dem Vorwand, ihm zu dienen; man durfte sich nicht schon am Anfang dem Aberglauben bloßstellen, der bei den ersten Niederlagen, die man erleiden könnte, unfehlbar diese Niederlagen der Irreligiosität des Heerführers und den rächenden Gebeten des Papstes zuschreiben würde.

Doch Duguesclin war Bretagner, das heißt für sich allein hartnäckiger, als alle früheren und zukünftigen Päbste. Um seine Hartnäckigkeit zu rechtfertigen, hatte er für sich überdies die Nothwendigkeit, welche das Alterthum einen eisernen Keil in der Hand dargestellt hat.

Er beschloß also, sein Vorhaben zu verfolgen, mit der Absicht, mit den Umständen zu Rathe zu gehen, und je nachdem sich die Umstände entwickeln würden, weiter fortzuschreiten, oder stehen zu bleiben.

Dem zu Folge ließ er seine Leute bewaffnen, befahl seine Karren herbeizuführen, hieß seine Bretagner, welche zwei Tage zuvor unter der Anführung von Olivier von Mauny und dem Stammler von Vilaine eingetroffen waren, sich gegen Villeneuve wenden, so daß der Papst von seiner Terrasse herab, die er nicht verlassen hatte, den großen bläulichen Cordon wie eine azurne Schlange sich entrollen sah, auf welche die untergehende Sonne an verschiedenen Theilen ihrer Spiralen einen Reflex wärmer als das Gold und düsterer als die Blitze des päpstlichen Anathems warf.

Urban V. war beinahe ein ebenso guter General, als vortrefflicher Mönch. Er hatte nicht nöthig, seinen Generalkapitän zu rufen, um zu begreifen, daß diese

Schlange nur noch einen Schritt thun durfte, um Avignon in ihre Krümmung einzuschließen.

„Oho!“ sagte er zu seinem Legaten, während er mit unruhigem Auge dieses Manoeuvre verfolgte, „sie werden sehr frech, wie mir scheint.“

Und da er sehen wollte, ob die großen Compagnien und die Anführer dieser großen Compagnien wirklich so aufgebracht wären, als sie Duguesclin geschildert hatte, so schickte Urban V., ohne einen anderen Plan, als den, sich über den Zustand ihres Geistes zu versichern, seinen Legaten an den Obergeneral ab.

Der Legat hatte der Unterredung, welche zwischen ihm und Duguesclin stattgefunden, nicht beigewohnt. Er wußte also nicht, daß Duguesclin etwas Anderes forderte, als eine Milderung der gegen die großen Compagnien geschleuderten Excommunication, eine Unwissenheit, die ihm die Ueberzeugung gab, er würde mit einigem Ablaß und einigem Segen Alles abmachen können.

Er brach also, auf einem Maulthiere reitend und begleitet von einem bleichen Sacristan, auf.

Der Legat war, wie gesagt, von nichts unterrichtet. Der Papst dachte, wenn man seine Befürchtungen einem Gesandten mittheile, so vermindere man dadurch das Vertrauen, das er zu der Macht seines Herrn haben müsse. Man sah auch den Legaten strahlend und stolz zwischen der Stadt und dem Lager einherreiten, denn er ergötzte sich zum Voraus an den Kniebeugungen und Kreuzeszeichen, mit denen man ihn bei seiner Ankunft empfangen würde.

Doch als geschickter Diplomat hatte Duguesclin die Wache des Lagers den Engländern übertragen, Leuten, welche für die Interessen des Papstes keinen großen Eifer hatten, um so mehr, als sie schon über hundert Jahre mit ihm im Streite lagen und der Connetable war überdies so vorsichtig gewesen, mit ihnen zu reden, um ihnen eine seinen Absichten entsprechende Meinung

„Meine Kameraden, seid wohl auf der Hut," hatte er bei seiner Rückkehr ins Lager gesagt. „Es wäre möglich, daß uns der Papst einige Compagnien von seinen Soldaten schickte. Ich habe mit Seiner Heiligkeit einen kleinen Streit wegen einer Höflichkeit gehabt, die er uns meiner Ansicht nach für den berüchtigten Kirchenbann, den er auf uns geschleudert, schuldig war. Ich sage auf uns, denn von dem Augenblick an, wo Ihr meine Soldaten geworden seid, betrachte ich mich als nicht mehr und nicht minder als Ihr excommunicirt und der Hölle geweiht."

Bei dieser unerwarteten Anrede bebten die Engländer wie Doggen, deren Zorn der Herr zu seiner Belustigung übt.

„Gut! gut!" riefen sie, „der Papst reibe sich an uns, und er wird sehen, daß er es mit wahren Excommunicirten zu thun hat!"

Nach dieser Antwort hielt sie Duguesclin für hinreichend unterrichtet, und ging in das Lager der Franzosen.

„Meine Freunde," sprach er, „es wäre möglich, daß Ihr einen Abgesandten des Papstes kommen sehen würdet. Der heilige Vater, glaubt Ihr das? der heilige Vater, dem wir Avignon und das Comtat gegeben haben, verweigert mir den Beistand, den ich von ihm für unsern guten König Karl V. forderte, und ich muß gestehen, sollte mir dies auch in Eurem Geiste Eintrag thun, wir haben uns so eben ein wenig gestritten. Bei diesem Streit, den zu erheben ich vielleicht Unrecht hatte, was Euer Gewissen beurtheilen mag, bei diesem Streit beging der Papst die Ungeschicklichkeit, mir zu sagen, wenn die geistlichen Waffen nicht genügten, so würde er seine Zuflucht zu den weltlichen nehmen . . . Ihr seht mich noch ganz ärgerlich hierüber."

Die Franzosen, bei denen, wie es scheint, schon im vierzehnten Jahrhundert die Soldaten des Papstes in sehr schlechtem Rufe standen, beschränkten sich darauf,

n er ist immerhin etwas Vortreffl... für
ldaten, die wir jeden Augenblick getödtet we
nnen."

„O! diesen Ablaß, Ihr habt ihn, mein S
ir wollen von unserer Barmherzigkeit oder von
rer Vergebung sprechen, wenn Ihr lieber wollt."

„Wir zählen auch hierauf, heiliger Vater."

„Ja, doch Ihr wißt, unter welcher Bedin
wir sie bewilligen können."

„Ach! eine unannehmbare Bedingung, denn
Heiligkeit vergißt, was die Armee in Spanien
will."

„Was sie in Spanien thun will?"...

„Ja, heiliger Vater, ich glaubte Euch gesa
haben, sie wolle für die christliche Kirche kämpfen.

„Nun?"

„Da sie eine so heilige Sendung zu erfüll
Begriffe ist, so hat sie ein Recht nicht nur auf die
Verzeihung und den ganzen Ablaß Eurer Hei
sondern auch auf ihre Hülfe."

„Auf meine Hülfe, Messire Bertrand," er
Urban, den eine gewisse Unruhe zu fassen anfing
meint Ihr mit diesen Worten?"

„Ich meine, heiliger Vater, der apostolisch
sei freigebig, er sei reich, die Verbreitung d
... sehr ersprießlich und er könne für

vohl vermuthen? sie mit Indulgenzen zu überhäufen, amit sie uns bekämpfen."

Die Bretagner brüllten.

„Und was verlangte ich von unserem heiligen Vater? Das Recht, die katholische Communion und ein christiches Begräbniß zu erhalten. Das ist doch das Wenigste für Leute, welche die Ungläubigen bekämpfen vollen. So steht es nun mit uns, meine Kinder. Ich abe ihn hierüber verlassen. Was Eure Ansicht ist, veiß ich nicht, ich halte mich für einen eben so guten Christen als irgend Jemand, doch ich erkläre, wenn nser heiliger Vater Urban V. den irdischen König gegen ns machen will, so werden wir wissen, was wir zu hun haben; wir können uns doch nicht von diesen Päpstern schlagen lassen!"

Die Bretagner sprangen bei diesen Worten mit iner solchen Wuth auf, daß Duguesclin sie zu behwichtigen genöthigt war.

Gerade in diesem Augenblick erschien der Legat, er über die Brücke von Bénézet geritten war, in dem rsten Umkreise des Lagers.

Er lächelte vor Gottseligkeit.

Die Engländer liefen an die Pallisaden, um ihn u sehen, kreuzten die Arme mit frechem Phlegma und agten:

„Oho! was will dieses Maulthier von uns?"

Der Sacristan erbleichte vor Zorn bei dieser Beeidigung, dennoch aber nahm er jenen den Mitliedern der Kirche eigenthümlichen väterlichen Ton an nd sprach:

„Dieser ist der Legat Seiner Heiligkeit."

„Oh!" machten die Engländer, „wo sind die Geldäcke? Ist Dein Maulthier stark genug, um sie zu traen? Zeige uns das ein wenig, laß sehen."

„Geld! Geld!" riefen die Andern einstimmig.

Erstaunt über diesen Empfang, den er entfernt

nicht erwartet hatte, schaute der Legat d
an, der sich vor Schrecken bekreuzte.

Und sie setzten ihren Weg durch die
Soldaten fort, welche unablässig wiederhol

„Geld! Geld! Geld!"

Nicht ein Anführer zeigte sich; vorher vo
benachrichtigt, hatte sich Jeder in sein Zelt z

Die zwei Gesandten kamen durch di
welche, wie gesagt, englisch war, und dr
Lager der Franzosen, die bei dem Anblick
diesem entgegenstürzten.

Der Legat glaubte, dies geschehe, u
zu erweisen, und fing an sich in die Bru
als er, statt der demüthigen Begrüßung
wartete, von allen Seiten schallendes Geläc

„Ei! guten Morgen, Herr Legat!" rie
der im vierzehnten Jahrhundert schon so s
als er es in unsern Tagen ist, „schickt
Heiligkeit zufällig als ein Muster seine
zu uns?"

„Gedenkt," sagte ein Anderer, „gede
heilige Vater mit dem Kinnbacken des Maul
Botschafters über die Klinge springen zu l

Und während sie mit Gerten gewa
Thier des Botschafters schlugen, lachten
sie so geräuschvoll und so anhaltend, daß
gaten damit mehr wehe thaten, als die E
ihren Geldforderungen. Diese hatten ihn
gänzlich verlassen, und einige folgten ih
mit der ganzen Macht ihrer Lungen:

„Money! Money!"

Der Legat ritt so schnell er konnt
zweite Linie.

Dann kam die Reihe an die Bretagne
scherzten weniger als die Andern. Sie gin
gaten entgegen, die Augen funkelnd und
Fäuste geballt, und riefen mit ihren furchtbar

„Absolution! Absolution!“

Und zwar dergestalt, daß es nach Verlauf einer Viertelstunde dem Legaten unmöglich war, irgend etwas unter allen diesen verschiedenen Schreien, unter diesem furchtbaren, dem der wüthenden Wellen, des rollenden Donners, des pfeifenden Nordostwinds und der krachend ans Ufer zurückgeworfenen Strandsteine ähnlichen Lärmen zu hören.

Der Sacristan verlor allmälig seine Sicherheit und zitterte an allen Gliedern. Längst floß der Schweiß von der Stirne des Legaten, längst klapperten seine Zähne.

Immer mehr erbleichend, fing der Legat an, die Kräfte seines Maulthieres, auf dessen Kreuz mehr als ein Franzose auf dem Wege gesprungen war, ungenügend zu finden, und er fragte mit schüchternem Tone:

„Die Anführer, meine Herren, wo sind die Anführer? Wer würde die Güte haben, mich zu den Anführern zu geleiten?“

Nun erst, da er diese klägliche Stimme hörte, hielt es Duguesclin für geeignet, ins Mittel zu treten.

Er drang durch die Menge mit seinen mächtigen Schultern, welche die Menschen um ihn her wogen machten, wie die Brust des Büffels das Gras der Savannen und die Rohre der pontinischen Sümpfe wogen macht.

„Ah! ah!“ sagte er, „Ihr seid es, Herr Legat, ein Abgesandter unseres heiligen Vaters; großer Gott! welch ein Glück für Excommunicirte! Zurück, Soldaten! zurück! Ah! Herr Legat, wollt doch die Güte haben, in mein Zelt einzutreten. Meine Herren,“ rief er mit einer sehr wenig zornigen Stimme, „ich bitte Euch, achtet den Herrn Legaten, er bringt uns ohne Zweifel eine gute Antwort von Seiner Heiligkeit. Herr Legat, wollt meine Hand nehmen, damit ich Euch von Eurem Maulthier absteigen helfe. So, gut! seid Ihr schon auf dem Boden? Gut, kommt nun.“

Der Legat hatte sich das in der That nicht zweimal

sagen lassen; er griff nach der kräftigen Hand, di
der bretagnische Ritter bot, sprang zu Boden und
schritt die Menge der Soldaten der drei Nat
welche herbeigelaufen waren, um ihn zu sehen,
unter den komischen Geberden, dem Achselz
dem Gelächter und den Commentaren, wobei si
Haare auf dem Haupte des Sacristans sträubten, ob
er die Gabe der Sprachen nicht hatte, so sehr erset
den Ungläubigen die ausdrucksvolle Geberde das

„Welche Gesellschaft!“ murmelte die Kirchen
„welche Gesellschaft!“

Sobald Bertrand Duguesclin in seinem Zelte
machte er tiefe Verbeugungen vor dem Legaten un
ihn für seine Soldaten mit Worten um Verzei
welche dem traurigen Botschafter wieder etwas
verliehen.

Der Legat, der sich nun gleichsam außer G
und unter den Schutz der Ehre des Connetable g
sah, rief seine ganze Würde zu Hülfe und begann
Rede, deren Sinn war:

Der Papst habe zwar zuweilen Absolution f
Rebellen, aber Geld für Niemand.

Die andern Personen, welche nach dem Rath
Duguesclin allmälig herbeigekommen und eine na
andern eingetreten waren, hörten diese Antwort
verbargen dem Legaten nicht, daß sie nur sehr
damit zufrieden waren.

„Herr Legat,“ sagte Duguesclin, „ich fang
zu glauben, daß wir aus unseren Soldaten nie n
ehrliche Leute machen können.“

„Nun!“ sprach der Legat, „der Gedanke an die
Verdammniß, zu der sie mit einem Wort so viele S
verurtheilte, hat Seine Heiligkeit gerührt, in Bet
daß sich unter diesen Seelen einzelne finden können,
minder schuldig sind als die andern, oder aufr
bereuen. Seine Heiligkeit wird dem zu Folge ein W
der Milde und Güte thun.“

„Ah! ah!“ riefen die Anführer, „und welches denn? Laßt ein wenig das Wunder hören.“

„Seine Heiligkeit wird das Wunder bewilligen, nach dem Ihr Euch so sehr sehnt,“ erwiederte der Legat.

„Und hernach?“ fragte Bertrand.

„Ei! ist denn das nicht Alles?“ entgegnete der Legat, der Seine Heiligkeit von nichts Anderem hatte sprechen hören.

„Nein, nein,“ sagte Bertrand, „es fehlt sogar noch viel. Es handelt sich auch noch um Geld.“

„Davon hat der Papst nicht mit mir gesprochen, und diese Frage ist mir völlig fremd,“ erwiederte der Legat.

„Ich glaubte, die Engländer hätten es mit zwei Worten gegen Euch berührt,“ versetzte der Connetable. „Ich habe sie: Money! Money! rufen hören, und das bedeutet: Geld! Geld!“

„Der heilige Vater hat keines. Die Kassen sind leer.“

Duguesclin wandte sich gegen die Anführer um, als wollte er sie fragen, ob diese Antwort genügend sei.

Die Anführer zuckten mitleidig die Achseln.

„Was sagen diese Herren?“ fragte der Legat sehr unruhig.

„Sie sagen, der heilige Vater brauche es nur zu machen, wie sie es machen, wenn ihre Kassen leer sind.“

„Und wie machen sie es?“

„Sie füllen sie,“ sprach Duguesclin und stand auf.

Der Legat begriff, daß die Audienz beendigt war. Eine leichte Röthe war auf die gebräunten Backenknochen des Connetable getreten.

Der Legat bestieg sein Maulthier und schickte sich an, in Gesellschaft seines immer mehr erschrockenen Sacristans nach Avignon zurückzukehren.

„Wartet, wartet,“ sagte Duguesclin; „wartet, Monseigneur! Geht nicht so allein; Ihr könntet unter

Weges angegriffen werden, und das wäre mir
Gott! ärgerlich."

Der Legat machte eine ungestüme Bewe
welche dafür zeugte, daß, wenn Duguesclin nic
seine Worte glaubte, er an die Worte von Dugu
glaubte.

An der Seite des Maulthieres einhergehend,
der Sacristan am Zügel führte, geleitete der Conneta
in der That den Legaten bis an die Grenzen des Lag
zurück, ohne selbst etwas zu sagen, jedoch gefolgt
so beredtem Beben, von so schrecklichem Waffengekli
und so bedrohlichen Verwünschungen, daß der Abga
obschon durch den Connetable beschützt, dem armen
gaten noch viel furchtbarer vorkam, als die Ankunft.

Er gab auch, sobald er außerhalb des Lag
war, seinem Maulthier die Ferse, als befürchtete
man könnte ihn wieder einholen wollen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Seine Heiligkeit der Papst Urban V. sich endl entschloß, den Kreuzzug zu bezahlen und die Kre fahrer zu segnen.

Der unglückliche Flüchtling war noch nicht n
Avignon zurückgekehrt, als Duguesclin, der seine Tr
pen noch weiter vorschob, vollends den furchtbaren Kr
schloß, der Urban V., als er ihn von seiner Terr
herab sich bilden sah, so sehr erschreckt hatte. Bei di
Bewegung wurden Villeneuve la Beguide und Gerv

ohne irgend einen Widerstand genommen, obgleich in Villeneuve eine Garnison von fünf- bis sechshundert Mann lag.

Der Connetable hatte Hugo von Caverley beauftragt, die Bewegung zu bewerkstelligen und sich in diesen Städten einzuquartieren. Er kannte ihre Art und Weise, wie sie ihr Lager bereiteten, und zweifelte nicht an dem Eindruck, den dieser Anfang des Feldzugs auf die Einwohner von Avignon hervorbringen würde.

Diese Einwohner von Avignon konnten in der That schon an demselben Abend von ihren Mauern herab große Feuer brennen sehen, die sich zuweilen nur mit Mühe entzündeten, am Ende aber immer flammten, daß es wunderbar anzuschauen war. Allmälig, als sie sich orientirten, und die Punkte, wo die Flammen sichtbar, genau erkannten, bemerkten sie, daß ihre Häuser brannten und daß ihre Oelbäume dabei als Schwefelhölzchen dienten.

Zu gleicher Zeit vertauschten die Engländer ihre Weine von Chalons, Thorins und Beaune, deren Ueberreste sie noch genossen, gegen die von Rivesaltes, Hermitage und Saint-Peray, die ihnen wärmer und süßer vorkamen.

Bei dem Schimmer aller dieser Feuer, welche die Stadt einschlossen und die Engländer bei ihren nächtlichen Vorbereitungen beleuchteten, versammelte der Papst seinen Rath.

Die Cardinäle waren ihrer Gewohnheit nach und mehr noch als gewöhnlich getheilt. Viele waren für eine Verdoppelung der Strenge, welche nicht nur unter den Abenteurern, sondern auch in Frankreich einen heilsamen Schrecken verbreiten sollte.

Aber der Herr Legat, in dessen Ohren noch das verschiedenartige Geschrei des excommunicirten Heeres erscholl, verbarg Seiner Heiligkeit und ihrem Rathe den Eindruck nicht, den er empfangen hatte.

Der Sacristan erzählte seinerseits in den Küc
des Papstes von den Gefahren, denen er in Gesellsc
des Herrn Legaten preisgegeben gewesen, und denen
Beide nur durch ihre heldenmäßige Haltung, welche
Engländern, den Franzosen und den Bretagnern im
nirt habe, entgangen seien.

Während die Köche dem Muthe des Sacrist
ihren Beifall zollten, hörten die Cardinäle die Erz
lung des Legaten an.

„Ich bin bereit," sagte dieser, „mein Leben für
Dienst unseres heiligen Vaters hinzugeben, denn
erkläre, daß ich es schon zum Opfer gebracht ha
insofern es nie so sehr ausgesetzt gewesen war, als
unserer Gesandtschaft im Lager. Ich sage auch ger
heraus, daß ich ohne einen ausdrücklichen Befehl Sei
Heiligkeit, die mich dann zum Märtyrthum schic
ein Märtyrthum, dem ich mit Freuden entgegen gin
wenn ich denken könnte (doch ich denke dies nic
der Glaube dürfte dadurch irgend eine Aneiferung
halten, nicht zu diesen Wüthenden zurückkehren wü
ohne ihnen Alles zu überbringen, was sie verlange

„Man wird sehen, man wird sehen!" sagte
Papst sehr bewegt und besonders sehr unruhig.

„Eure Heiligkeit," entgegnete einer von den C
dinälen, „wir sehen schon und zwar sehr gut."

„Was sehen wir?" fragte Urban.

„Wir sehen ein Dutzend Landhäuser brenn
worunter ich das meinige vollkommen unterscheide.
schaut doch, heiliger Vater, gerade in diesem Augenb
stürzt das Dach ein."

„Es ist nicht zu leugnen," sagte Urban, „die U
stände scheinen mir sehr dringlich zu sein."

„Und mir vollends, heiliger Vater, mir, der ich
meinen Kellern die Weinlese von sechs Jahren ha
Man sagt, die Ungläubigen nehmen sich nicht einm
die Zeit, das Faß anzuzapfen, sondern sie schlagen
den Boden ein."

„Ich," sprach ein Dritter, „dessen Bastide sich der Lauf der Flammen unmerklich näherte „ich bin der Ansicht, daß man einen Gesandten an den Connetable abschicke, um ihn im Namen der Kirche zu bitten, er möge sogleich die Verheerungen einstellen lassen, welche die Soldaten auf unsern Gütern anrichten."

„Wollt Ihr diese Sendung übernehmen, mein Sohn?" fragte der Papst.

„Ich würde es mit großem Vergnügen thun, Eure Heiligkeit, doch ich bin ein sehr schlechter Redner, und dann wäre es, da mich der Connetable nicht kennt, glaube ich, besser, ihm ein Gesicht zu schicken, das er schon gesehen hat."

Der Papst wandte sich an den Legaten.

„Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um mein in manus zu sprechen," erwiederte dieser.

„Das ist billig," sagte der Papst.

„Doch beeilt Euch!" rief der Cardinal, dessen Haus zu brennen anfing.

Der Legat stand auf, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Ich bin bereit, dem Märtyrthum entgegen zu gehen."

„Ich segne Euch," sprach der Papst.

„Doch, was soll ich ihnen sagen?"

„Sie sollen das Feuer löschen, und ich werde meinen Zorn löschen; sie sollen zu brennen aufhören, und ich werde zu verfluchen aufhören."

Der Legat schüttelte den Kopf, wie ein Mensch, der sehr an dem Erfolg seiner Sendung zweifelt: aber er ließ nichtsdestoweniger seinen getreuen Sacristan rufen, welcher kaum die Erzählung seiner Iliade beendigt hatte, als er zu seinem großen Schrecken seine Odyssee unternehmen sollte.

Beide gingen auf dieselbe Weise wie das erste Mal ab. Der Papst wollte ihnen ein Geleite von Päpstlern geben, aber die Päpstler weigerten sich ge-

abezu und erwiederten, sie seien in den Dienst Seiner
heiligkeit getreten, um Strümpfe zu stricken, wenn sie
ie Wache bezögen, und nicht, um mit Excommunicirten
u streiten.

Der Legat war also genöthigt, ohne sie aufzubre-
hen, und dies war ihm beinahe eben so lieb. Allein
it dem Sacristan, konnte er wenigstens auf seine Schwäche
echnen.

Diesmal machte der Legat, als er dem Lager nahe
am, ein freudiges Gesicht; er hatte einen ganzen Oel-
aum abgerissen, den er als Sinnbild des Friedens be-
ützen wollte, und rief, sobald er die Engländer aus
eiter Ferne erblickte:

„Gute Nachrichten! gute Nachrichten!"

So daß ihn die Engländer, welche die Sprache
icht verstanden, aber wohl seine Geberden begriffen,
icht zu schlimm empfingen; daß die Franzosen, welche
n vollkommen verstanden, warteten, und daß die Bre-
gner, welche ungefähr verstanden, sich auf dem Weg
or ihm verbeugten.

Die Rückkehr des Legaten in das Lager glich nun
sofern beinahe einem Triumph, als man mit unend-
ch viel gutem Willen die Brände für Freudenfeuer
alten konnte.

s er aber Duguesclin verkündigen mußte, er
e zurück, ohne etwas Anderes zu bringen, als das,
as er bei seiner ersten Erscheinung versprochen hatte,
ämlich die Vergebung, da entledigte sich der arm
egat seiner Botschaft mit Thränen in den Augen.

Um so mehr, als ihn Duguesclin, nachdem er g
ndigt hatte, mit einer Miene anschaute, welche sag
vollte:

„Und Ihr habt es gewagt, zurückzukommen,
nir einen solchen Vorschlag zu machen?"

Der Legat rief auch, ohne zu zögern:

„Rettet mir das Leben, Herr Connetable, r
nir das Leben! denn wenn Eure Soldaten erfah

daß ich, der ich ihnen gute Nachrichten verkündigt habe, mit leeren Händen zurückkomme, so werden sie mich sicherlich tödten."

„Hm!" machte Duguesclin, „ich möchte nicht nein sagen, Monseigneur."

„Ach! ach!" sprach der Legat, „ich sagte es Seiner Heiligkeit zum Voraus, sie schicke mich dem Märtyrthum entgegen."

„Ich gestehe Euch," sprach der Connetable, „das sind keine Menschen, sondern Wehrwölfe. Der Kirchenbann hat eine Wirkung auf sie hervorgebracht, die mich selbst in Erstaunen setzt. Ich glaubte, sie hätten eine zähere Haut, und in der That, wenn nicht Jeder von ihnen morgen zwei bis drei Goldthaler auf die Brandwunde legen kann, die ihm der Blitz gemacht hat, so stehe ich für nichts, und sie sind morgen im Stande, Avignon zu verbrennen, und in Avignon, ich bebe, es zu sagen, die Cardinäle, und mit den Cardinälen, ich schaudere darob, den Papst selbst."

„Doch ich," entgegnete der Legat, „Ihr begreift, Herr Connetable, daß ich ihnen diese Antwort bringen muß, damit sie einen Entschluß fassen, der so großem Unglück zuvorkommt, und damit sie diese Antwort erfahren und diesen Entschluß fassen, muß ich nothwendig unversehrt zu ihnen gelangen."

„Würdet Ihr ein wenig geschunden ankommen, so wäre meiner Ansicht nach die Wirkung nur um so größer," sagte Duguesclin. „Aber," fügte er schleunigst bei, „wir wollen Seine Heiligkeit nicht durch Gewalt zwingen, ihr Entschluß soll der Ausdruck ihres freien Willens sein; ich werde Euch also selbst zurückführen, wie ich es das erste Mal gethan habe, und Euch zu größerer Sicherheit durch eine Hinterthüre hinauslassen."

„Ah! Sire Connetable," sagte der Legat, „so ist es gut! Ihr seid ein wahrer Christ."

Duguesclin hielt sein Wort. Der Legat verließ

das Lager unversehrt; doch hinter ihm begann die einen Augenblick durch die Ankündigung guter Nachrichten unterbrochene Plünderung wieder mit erneuerter Wuth.

Das war natürlich, die Täuschung hatte den Zorn verdoppelt.

Die Weine wurden getrunken, die Geräthschaften wurden weggeschleppt, das Futter in den Wind gestreut.

Die Einwohner von Avignon sahen von ihren Mauern herab, denn die Muthigsten wagten es nicht, die Stadt zu verlassen, wie sie völlig geplündert und zu Grunde gerichtet wurden.

Die Cardinäle lamentirten.

Der Papst ließ hundert tausend Thaler antragen.

„Bringt sie immerhin, und wir werden hernach sehen," antwortete Duguesclin.

Der Papst versammelte seinen Rath und sprach mit einem tiefen Schmerz, der sich in seinen Zügen ausprägte:

„Meine Söhne, wir müssen zu dem Opfer einwilligen."

„Ja!" riefen die Cardinäle einstimmig, „und wie Ezechiel sagt, der Feind hat unser Land überzogen, er hat unsere Städte mit Feuer und Schwert heimgesucht und unsere Frauen und Töchter geschändet."

„Opfern wir uns also," sprach Urban V.

Und schon hielt sich der Schatzmeister bereit, auf Befehl die Kassen zu untersuchen.

„Sie verlangen hundert tausend Thaler," sagte der Papst.

„Man muß sie ihnen geben," sprachen die Cardinäle.

„Ach! ja," machte Seine Heiligkeit.

Und seine Augen zum Himmel aufschlagend, seufzte er tief.

Dann rief er:

„Angelo!"

Der Schatzmeister verbeugte sich.

„Angelo,“ fuhr der Pabst fort. „Ihr laßt in der Stadt verkündigen, ich schlage eine Steuer von hundert tausend Thalern. — Ihr sagt Anfangs nicht ob Goldthaler oder Silberthaler, das wird sich später aufklären, — ich schlage eine Steuer von hundert tausend Thalern auf das arme Volk.“

Eine Steuer auf Jemand schlagen war vielleicht nicht gerade der Ausdruck in Frankreich, aber er schien sehr römisch zu sein, da der Schatzmeister keine Bemerkung machte.

„Beklagt man sich,“ fügte der Papst bei, „so sagt Ihr das, wovon Ihr Zeuge gewesen seid: daß nämlich weder meine Gebete, noch die meiner Cardinäle mein vielgeliebtes Volk vor der für mein Herz so schmerzlichen Nothwendigkeit haben bewahren können.“

Die Cardinäle und der Schatzmeister schauten den Papst voll Bewunderung an.

„In der That,“ sagte der Papst, „diese armen Leute sind noch sehr glücklich, daß sie um einen so geringen Preis ihre Güter und ihre Häuser loskaufen. Aber wahrhaftig,“ fügte er, Thränen in den Augen, bei, „nichts ist so traurig für einen Fürsten, als so das Geld seiner Unterthanen hingeben zu müssen.“

„Das Eurer Heiligkeit bei jeder andern Veranlassung so nützlich gewesen wäre.“

„Nun, Gott will es!“ rief der Papst.

Und die Steuer wurde unter vielem Gemurre, als man hörte es seien Silberthaler, und mit nicht geringem Widerstand erhoben, da man erfuhr, es seien Goldthaler gemeint.

Nun nahm Seine Heiligkeit ihre Zuflucht zu ihren Soldaten, und da sie es nicht mit Excommunicirten, sondern mit guten Christen zu thun hatten, so legten sie ihre Stricknadeln nieder und ergriffen ihre Piken auf eine so martialische Weise, daß die Einwohner von Avignon sogleich zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Bei Tagesanbruch zog der Legat, diesmal ni
mehr mit seinem Maulthier, sondern mit zehn reich
schirrten Pferden nach dem Lager der Excommunicirt
Die Soldaten stießen bei diesem Anblick Freude
schreie aus, welche indessen auf den Legaten einen mi
der günstigen Eindruck machten, als ihre Verwünschu
gen einen ärgerlichen gemacht hatten.

Doch statt Bertrand, wie er erwartete, entzückt üb
diesen greifbaren und klingenden Beweis der Nachgiebi
keit des heiligen Stuhles zu finden, war er ganz erstau
als er ihn höchst mürrisch fand und sah, wie er ein kü
lich erst entsiegeltes Pergament zwischen seinen Händ
hin und her drehte.

„Oh!" sagte der Connetable, den Kopf schütteln
„das ist ein schönes Geld, was Ihr mir da brin
Herr Legat!"

„Nicht wahr?" versetzte der Botschafter, der si
einbildete, Geld sei Geld, und folglich immer gut.

„Ja," fuhr Duguesclin fort, „doch ich habe e
Bedenken; woher kommt dieses Geld?"

„Von Seiner Heiligkeit, da es Euch Seine He
ligkeit schickt."

„Sehr gut! doch wer hat es geliefert?"

„Bei Gott! Seine Heiligkeit, denke ich."

„Verzeiht, Herr Legat, ein Geistlicher soll ni
lügen."

„Ich bin aber Zeuge . . ." sprach der Legat.

„Leset dieses," sagte Duguesclin und reichte de
Legaten das Pergament, das er zwischen seinen Finge
auf und abrollte.

Der Legat nahm das Pergament und las:

„Ist es die Absicht des edlen Ritters Duguee
daß eine unschuldige, schon von ihrem Fürsten mit
pressungen heimgesuchte Stadt, daß arme, halb zu Gr
gerichtete Bürger und Hungers sterbende Handw
leute sich ihres letzten Stückes Brod berauben, um

Krieg der Laune zu bezahlen? Diese Frage wird im Namen der Menschheit an den rechtschaffensten der christlichen Ritter von der armen Stadt Avignon gemacht, welche mit ihrem Blute hunderttausend Goldthaler geschwitzt hat, während Seine Heiligkeit in den Gewölben ihres Schlosses zwei Millionen Thaler aufbewahrt, die Schätze von Rom nicht zu rechnen."

„Nun?" fragte Bertrand ganz zornig, nachdem der Legat bis zu Ende gelesen hatte.

„Ah!" sprach der Legat, „Seine Heiligkeit muß hintergangen worden sein."

„Was man mir da von vergrabenen Reichthümern sagt, ist also wahr?"

„Man behauptet es."

„So nehmt dieses Geld zurück, Herr Legat," sagte der Connetable; „nicht das Brod des Armen wollen Leute haben, welche die Sache Gottes vertheidigen, sondern den Ueberfluß des Reichen. Hört also wohl, was der Ritter Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich, zu Euch spricht: Wenn die zweimal hunderttausend Thaler des Papstes und der Cardinäle nicht vor heute Abend hier sind, so verbrenne ich heute Nacht nicht nur die Vorstädte, nicht nur die Stadt, sondern den Palast und mit dem Palast die Cardinäle und mit den Cardinälen den Papst, so daß vom Papst, den Cardinälen und dem Palast morgen früh keine Spur mehr übrig sein wird. Geht, Herr Legat!"

Diese edlen Worte wurden von den Soldaten, den Officieren und den Anführern mit einer Beifallssalve aufgenommen, welche dem Legaten keinen Zweifel über die Einhelligkeit der Meinungen ließ, so daß der Botschafter, mitten unter diesen geräuschvollen Ausrufungen dasselbe Stillschweigen beobachtend, mit seinen beladenen Pferden wieder den Weg nach Avignon einschlug.

„Kinder," sprach der Connetable zu denjenigen von

seinen Soldaten, welche, zu weit entfernt, nichts gehört hatten und sich über den Beifallsruf ihrer Kameraden wunderten, „dieses arme Volk hatte uns nur hundert tausend Thaler zu geben; das ist zu wenig, da es gerade nur so viel ist, als ich Euren Führern versprochen habe. Der Papst wird uns zweimal hundert tausend geben.“

Drei Stunden nachher kamen in der That zwanzig Pferde, die sich unter der Last bogen, um nicht mehr herauszukommen, in das Lager von Duguesclin, und der Legat, nachdem er drei Geldhaufen, den einen bestehend aus hunderttausend Thalern und die zwei andern jeden aus fünzig gemacht hatte, fügte diesem den päpstlichen Segen bei, den die Abenteurer, gute Teufel, wenn man ihrem Verlangen nachgab, durch den Wunsch jeglicher Wohlfahrt erwiederten.

Als sodann der Legat wieder abgezogen war, sprach Duguesclin zu Hugo von Caverley, zu Claude dem Schinder und zum Grünen Ritter:

„Ordnen wir unsere Rechnungen.“

„Ordnen wir sie,“ sagten die Abenteurer.

„Ich bin Euch fünfzigtausend Goldthaler, zu einem Thaler für den Soldaten, schuldig. Ist dies so verabredet?“

„Es ist so.“

Bertrand griff den größten Haufen an und sagte:

„Hier sind fünfzigtausend Goldthaler.“

Die Abenteurer zählten das Geld nach Bertrand Duguesclin, nach dem schon im vierzehnten Jahrhundert in Kraft stehenden Sprüchwort:

„Es ist der Mühe werth, das Geld zweimal zu zählen.“

„Gut!“ sagten sie, „das ist der Antheil der Soldaten, gehen wir nun zu dem der Officiere über.“

Bertrand nahm von demselben Haufen zwanzig tausend Thaler.

„Viertausend Officiere,“ sagte er, „zu fünf Thaler

für den Officier, macht zwanzigtausend Thaler. Ist dies so?"

Die Anführer setzten die Haufen in Stöße.

„Es ist so," sagten sie nach Kurzem.

„Gut," sprach Duguesclin, „es bleiben die Führer."

„Ja, es bleiben die Führer," sagte Caverley, indem er wie ein freudig angelockter Mensch mit seiner Zunge über seine Lippen fuhr.

„Zehn Anführer also, zu dreitausend Thaler Jeder, nicht wahr?"

„Das ist die verabredete Summe."

„Hier sind dreißig tausend Thaler," sprach Bertrand, indem er auf den Geldhaufen deutete, der sich um mehr als zwei Drittel vermindert hatte.

„Die Rechnung ist in Ordnung," riefen die Abenteurer, „es ist nichts dagegen zu sagen."

„Ihr habt also keine Einwendung mehr gegen das Beginnen des Feldzugs zu machen?" fragte Bertrand.

„Keine, und wir sind bereit," erwiederte Caverley. „Abgesehen jedoch von dem Eid des Gehorsams, den wir dem Prinzen von Wales geleistet haben."

„Ja," entgegnete Bertrand, „doch dieser Eid geht nur die englischen Unterthanen an."

„Einverstanden," sagte der Kapitän.

„Das ist also abgemacht?"

„Wir sind zufrieden. Aber . . ."

„Aber, was?" fragte Duguesclin.

„Die weiteren hunderttausend Thaler?"

„Ihr seid zu vorsichtige Kapitäne, um nicht zu begreifen, daß eine Armee, welche ins Feld zieht, einen Geldvorrath braucht."

„Ganz gewiß," sprach Caverley.

„Nun wohl! fünfzigtausend Thaler sind für die allgemeine Kasse bestimmt."

„Gut," sagte Caverley zu seinen Gefährten, „ich

begreife. Und die weiteren fünfzigtausend Thaler
die Privatkasse. Teufel! welch ein geschickter Man
„Kommt, mein Kaplan," fügte Bertrand bei, „
wollen mit einander ein kleines Sendschreiben für un
guten Herrn den König von Frankreich abfassen,
den ich die fünfzigtausend Thaler, die mir noch bleit
bestimme."

„Ah!" machte Caverley, „das ist wahrhaftig sch
ich würde nicht so viel thun, nicht einmal für S
Hoheit, den Prinzen von Wales."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie Messire Hugo von Caverley beinahe hunder tausend Thaler gewonnen hätte.

Man erinnert sich, daß wir nach der Scene
Garten Aissa nach dem Hause ihres Vaters zur
kehren ließen, während Agenor jenseits der Mauer v
schwand.

Musaron begriff, daß seinen Herrn nichts mehr
Bordeaux zurückhielt; als der junge Mann aus
Träumerei erwachte, in welche ihn die so eben v
fallenen Ereignisse versenkt hatten, fand er auch
Pferd ganz gesattelt und gezäumt und Musaron
zum Aufbruch bereit.

Agenor war mit einem Sprung im Sattel,
seinem Pferde beide Sporen und verließ die Stad
Galopp, gefolgt von Musaron, der seiner Gewoh
gemäß seine Späße trieb.

„Ei! gnädiger Herr,“ sagte er, „wir flüchten uns ehr rasch, wie mir scheint. Wo Teufels habt Ihr en Schatz untergebracht, den Ihr bei den Ungläubigen oltet?“

Agenor zuckte die Achseln und antwortete nicht.

„Tödtet Euer gutes Pferd nicht, Herr, wir werden s für den Feldzug brauchen, es kann nicht lange so asch gehen, das sage ich Euch zum Voraus, besonders enn Ihr, wie der Prinz Enrique von Transtamare, ur so etwa fünfzig Mark Gold in das Futter Eures Sattels eingenäht habt.“

„In der That,“ sagte Agenor, „ich glaube, Du ast Recht, fünfzig Mark Gold und fünfzig Mark Eisen, as ist zu viel für ein einziges Thier.“

Und er ließ auf die Schulter des unehrerbietigen Knappen seine ganz mit Eisen beschlagene Lanze fallen, nd seine Heiterkeit verminderte sich, wie es Agenor orhergesehen hatte, beträchtlich durch diesen Zuwachs n Gewicht.

So durchzogen sie, von Nahem den Spuren des Prinzen Enrique folgend, doch ohne ihn einholen zu önnen, die Guienne und das Bearn; dann stiegen sie ber die Pyrenäen und gelangten nach Aragonien.

Erst in dieser Provinz erreichten sie den Prinzen, en sie an dem Scheine einer durch den Kapitän Hugo on Caverley angezündeten kleinen Stadt erkannten.

So bezeichneten die Compagnien ihre Ankunft in Spanien. Als ein Liebhaber des Pittoresken hatte er iese Stadt, aus der er sich einen Leuchtthurm zu machen edachte, auf einer Anhöhe gewählt, damit die Flammen uf zehn Meilen in der Runde das Land erhellten, das r noch nicht kannte und von dem er Kenntniß zu nehen wünschte.

Enrique wunderte sich nicht über diese Phantasie es englischen Kapitäns; er kannte seit langer Zeit alle Anführer der Compagnien und ihre Handlungsweise. Er hat nur Messire Bertrand Duguesclin, von seinem

Ansehen bei den unter seine Befehle gestellten Compagnien Gebrauch zu machen, daß diese so wenig als möglich zerstörten.

„Denn," sagte er sehr richtig, „da dieses Königreich dereinst mir gehören soll, so will ich es lieber in gutem Zustand, als zu Grunde gerichtet haben."

„Wohl, es sei, gnädigster Herr," sprach Caverley, „doch unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Eure Hoheit eine Abgabe für jedes unberührte Haus und für jede genothzüchtigte Frau bezahlt."

„Ich verstehe nicht," sagte der Prinz, den Widerwillen beherrschend, den es ihm machte, daß er sich der Mitwirkung solcher Banditen bedienen sollte.

„Es kann nichts einfacher sein," versetzte Caverley; „die Verschonung Eurer Städte und die Verdoppelung Eurer Einwohnerschaft sind wohl Geld werth, wie mir scheint."

„Gut, es sei," sprach Enrique, der zu lächeln suchte; „wir werden morgen hievon reden; doch mittlerweile?"

„Mittlerweile, hoher Herr, kann der Aragoni[...] ruhig schlafen. Ich sehe für die ganze Nacht hier [...] und Hugo von Caverley steht, Gott sei Dank! nicht [...] Ruf eines Verschwenders."

Nach diesem Versprechen, auf das man vertrau[...] konnte, so seltsam es auch war, zog sich Enrique [...] Mauleon in sein Zelt zurück, während der Connetal[...] sich wieder nach dem seinigen begab.

Statt sich niederzulegen, wie man glauben konn[...] daß er es nach einem so ermüdenden Tag machen würd[...] horchte Messire Hugo von Caverley auf das Geräu[...] der Tritte, die sich entfernten; als sie sich sodann [...] Raume verloren hatten, wie die Körper, die das G[...] räusch in der Dunkelheit verursachten, erhob er si[...] sachte und rief seinem Geheimschreiber.

Dieser Geheimschreiber war ein sehr wichtiger Mann in dem Hause des braven Kapitäns, denn konnte der letztere nicht schreiben, was sehr wahrscheinlich ist, oder verschmähte er es, eine Feder zu halten, er war diese würdige Person, welche den Auftrag hatte, alle Verträge ins Reine zu bringen, die zwischen dem Anführer der Abenteurer und den Gefangenen, die er auf Lösegeld setzte, abgeschlossen wurden. Es vergingen aber wenige Tage, ohne daß der Schreiber von Messire Hugo von Caverley einen solchen Vertrag auszufertigen hatte.

Der Schreiber erschien, seine Feder in einer Hand, das Tintenfaß in der andern, eine Rolle Pergament unter dem Arm.

„Komm hierher, Meister Robert," sagte der Kapitän, „und setze mir eine Quittung mit Laufpaß auf."

„Eine Quittung, für welche Summe?" fragte der Schreiber.

„Laß die Summe aus; doch spare den Raum nicht, denn es wird eine runde Summe sein."

„Auf wessen Namen?" fragte der Schreiber.

„Laß den Namen aus, wie die Summe."

„Und auch Raum?"

„Ja; denn auf diesen Namen werden nicht wenige Titel folgen."

„Gut! gut! gut!" sagte Meister Robert, und er ging an sein Geschäft mit einem Eifer, daß man hätte glauben können, er bekomme einen bestimmten Antheil an der Einnahme. „Doch wo ist der Gefangene?"

„Man macht ihn eben."

Der Schreiber kannte die Gewohnheit seines Patrons und zögerte daher nicht einen Augenblick, die Quittung zu schreiben; da der Kapitän gesagt hatte, man sei im Begriff, den Gefangenen zu machen, so war der Gefangene schon gemacht.

Diese Meinung hatte nichts zu Vortheilhaftes für

Hand an die Quittung gelegt, als man in der Richtung des Berges ein Geräusch vernahm, das immer näher kam.

Caverley schien nicht gehört, wohl aber dieses Geräusch geahnet zu haben, denn ehe es das lauernde Ohr der Schildwache erreicht hatte, hob der Kapitän die Leinwand des Zeltes auf.

„Wer da?" rief beinahe in demselben Augenblick die Schildwache.

„Freunde!" antwortete die wohlbekannte Stimme des Lieutenants von Caverley.

„Ja, ja, Freunde," sagte der Abenteurer, sich die Hände reibend, „laß sie vorbei, und hebe Deine Pike auf, wenn man vorbeigeht. Diejenigen, welche ich erwarte, sind wohl so viel werth."

In diesem Augenblick sah man bei dem letzten Schimmer des Brandes, der nach und nach erstarb, umgeben von fünfundzwanzig bis dreißig Burschen, eine kleine Truppe von Gefangenen herbeikommen. Diese Truppe bestand aus einem Ritter, der zugleich in der Kraft und in der Blüthe des Alters zu stehen schien, aus einem Mauren, welcher die Vorhänge eine großen Sänfte nicht hatte verlassen wollen, und a zwei Knappen.

Sobald Caverley sah, daß diese Truppe wirkl aus den verschiedenen Personen bestand, die wir zeichnet haben, hieß er aus seinem Zelte alle diejenig welche sich darin befanden, mit Ausnahme sei Schreibers, weggehen. Die Leute, die er wegschi gingen mit einem Bedauern, das sie nicht einma verbergen suchten, denn sie vermutheten, welchen W die Beute hatte, die in die Klauen des Raubv gefallen war, den sie als ihren Führer anerkannte

Beim Anblick der vier Personen, die man i Zelt brachte, machte Caverley eine tiefe Verbe und sprach sodann, sich an den Ritter wendend:

„Herr König, sollten zufällig meine Leute be

lichkeit gegen Eure Hoheit ermangelt haben, so ve
gebt ihnen; sie kannten Euch nicht."

„Herr König!" wiederholte der Gefangene m
einem Ton, dem er den Ausdruck des Erstaunens z
geben suchte, zugleich aber mit einer Blässe, die sein
Unruhe verrieth, „sprecht Ihr mit mir, Kapitän?"

„Mit Euch selbst, Sire Don Pedro, mit Euch,
dem gefürchteten König von Castilien und Murcia."

Zuvor schon bleich, wurde der Ritter leichenfarbig.
Ein verzweifeltes Lächeln suchte auf seine Lippen her-
vorzutreten.

„In der That, Kapitän," sagte er, „es thut mir
sehr leid für Euch, aber Ihr begeht einen großen Irr-
thum, wenn Ihr mich für denjenigen haltet, welchen
Ihr genannt habt."

„Meiner Treue, Hoheit, ich halte Euch für das,
was Ihr seid, und glaube einen guten Fang gemacht
zu haben."

„Glaubt, was Ihr wollt," sagte der Ritter, in-
dem er eine Bewegung machte, um sich zu setzen, „ich
sehe, es wird mir nicht schwer sein, Euch von dieser
Meinung abzubringen."

„Damit ich davon abkomme, Hoheit, müßtet Ihr
nicht die Unklugheit begehen, zu marschiren."

Der Ritter ballte die Fäuste.

„Und warum dies?" fragte er.

„Weil Eure Knochen bei jedem Schritte, den Ihr
thut, krachen, was eine sehr angenehme Musik für einen
armen Compagniekapitän ist, dem die Vorsehung die
Gnade erweist, einen König in seine Netze fallen zu
lassen."

„Gibt es nur den König Don Pedro, dessen Kno-
chen, wenn er geht, dieses Geräusch machen, und
kann nicht auch ein anderer Mensch dasselbe Gebreste
haben?"

„In der That," sagte Caverley, „das ist möglich,

und Ihr setzt mich in Verlegenheit; doch ich habe [illegible]
sicheres Mittel, um zu erfahren, ob ich mich irre, [illegible]
Ihr sagt."

„Welches?" fragte die Stirne faltend der Ritt[illegible]
den dieses Verhör sichtbar ermüdete.

„Der Prinz Enrique von Transtamare ist [illegible]
hundert Schritte von hier, ich will ihn holen lass[illegible]
und wir werden wohl sehen, ob er seinen geliebt[illegible]
Bruder erkennt."

Der Ritter machte unwillkührlich eine Bewegu[illegible]
des Zorns.

„Ah? Ihr erröthet!" rief Caverley; „ei! so [illegible]
steht, und wenn Ihr gesteht, so schwöre ich Euch, [illegible]
wahr ich Kapitän bin, daß Alles unter uns abgema[illegible]
werden, und daß Euer Bruder nicht einmal erfahr[illegible]
soll, ich habe die Ehre gehabt, mich einige Augenbli[illegible]
mit Eurer Hoheit zu unterhalten."

„Nun, so laßt hören, was wollt Ihr?"

„Ihr begreift, ich will nichts, Hoheit, so lange [illegible]
nicht der Identität der Person, die ich in meinen Hän[illegible]
habe, sicher bin."

„Nehmt also an, ich sei wirklich der König [illegible]
sprecht."

„Pest! wie Ihr das sagt, Sire, sprecht! gl[illegible]
Ihr, ich habe Euch so wenig zu eröffnen, daß dies[illegible]
zwei Worten abgethan sei? Nein, Hoheit, es b[illegible]
vor Allem einer Wache, welche Eurer Majestät [illegible]
dig ist."

„Einer Wache? Ihr gedenkt mich also gef[illegible]
zu halten?"

„Das ist wenigstens meine Absicht."

„Und ich, ich sage Euch, daß ich keine [illegible]
mehr hier bleibe, und sollte es mich die Hälfte [illegible]
Königreiches kosten."

„Oh! oh! es wird Euch wohl so viel kosten[illegible]
und das ist nicht zu viel, da Ihr in der Lage[illegible]

Ihr Euch befindet, beinahe sicher seid, daß Ihr Alles verlieren werdet."

„So bestimmt einen Preis!“ rief der Gefangene.

„Ich werde es mir überlegen, mein König,“ sagte Caverley mit kaltem Tone.

Don Pedro schien eine heftige Anstrengung gegen sich selbst zu machen, und setzte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, dem Kapitän den Rücken zuwendend, an die Leinwand des Zeltes.

Caverley schien tief nachzudenken; nachdem er aber einen Augenblick geschwiegen, sagte er:

„Ihr werdet mir eine halbe Million Goldthaler geben, nicht wahr?“

„Ihr seid einfältig,“ entgegnete der König. Man würde sie nicht in ganz Spanien finden.“

„Dreimalhunderttausend also, wie? Ich denke, ich bin billig.“

„Nicht die Hälfte,“ sagte der König.

„Gut, Hoheit, so will ich ein paar Worte an Euren Bruder Enrique von Transtamare schreiben. Er versteht sich besser als ich auf ein königliches Lösegeld und wird den Preis des Eurigen bestimmen.“

Don Pedro ballte seine Fäuste, und man konnte den Schweiß an der Wurzel seiner Haare hervorbrechen und über seine Wangen fließen sehen.

Caverley wandte sich gegen seinen Schreiber um und sagte:

„Meister Robert, ladet den Prinzen Don Enrique von Transtamare ein, zu mir unter mein Zelt zu kommen.“

Der Schreiber ging auf die Schwelle zu, doch als r sie zu überschreiten im Begriffe war, stand Don Pedro uf und rief:

„Ich werde Euch die dreimalhunderttausend Goldaler geben.“

Caverley hüpfte vor Freude.

„Doch da ich, wenn ich Euch verlasse, in die Hände

von irgend einem andern Banditen fallen könnte, der abermals Lösegeld von mir erpressen würde, so werdet Ihr mir einen Empfangschein und einen Laufpaß geben."

„Und Ihr, Ihr bezahlt mir die dreimalhundert-tausend Thaler?"

„Nein; denn Ihr begreift, daß man nicht eine solche Summe bei sich trägt; doch habt Ihr unter Euren Leuten einen Juden, der sich auf Diamanten versteht?"

„Ich verstehe mich selbst darauf, Sire," sagte Caverley.

„Es ist gut. Komm hierher, Mothril," sprach der König, indem er den Mauren durch ein Zeichen näher hinzutreten hieß. „Du hast gehört . . ."

„Ja, Sire," sagte Mothril und zog aus seiner weiten Hose eine lange Börse, durch deren Maschen jene wunderbaren Blitze funkelten, die der König der Edelsteine vom König der Gestirne entlehnt hat.

„Haltet den Empfangschein bereit," sagte Don Pedro.

„Er ist schon bereit," erwiederte der Kapitän, „man braucht nur noch die Summe auszufüllen."

„Und der Laufpaß?"

„Er ist unterzeichnet. Ich bin zu sehr der Diener Eurer Hoheit, um sie warten zu lassen."

Ein krampfhaftes Lächeln zog über die Lippen des Königs.

Er näherte sich dem Tische und las:

„Ich Unterzeichneter, Hugo von Caverley, Anführer der englischen Abenteurer . . ."

Der König las nicht ein Wort mehr, ein Strahl gleich einem Blitze zuckte in seinen Augen, und er fragte:

„Ihr heißt Hugo von Caverley?"

„Ja," antwortete der Anführer erstaunt über diesen freudigen Ausdruck, dessen Ursache er vergebens zu errathen suchte.

„Und Ihr seid der Anführer der englischen Abenteurer?“ fuhr Don Pedro fort.

„Allerdings.“

„So wartet einen Augenblick,“ sagte der König. „Mothril, steckt diese Diamanten in die Börse und die Börse in Eure Tasche.“

„Warum dies?“

„Weil es an mir ist, Befehle hier zu geben, und nicht zu empfangen,“ rief Don Pedro, indem er ein Pergament aus seiner Brust zog.

„Befehle!“ entgegnete Caverley mit hochmüthigem Ton. „Erfahrt, Herr König, daß es nur einen Menschen auf der Welt gibt, der das Recht hat, dem Kapitän Hugo von Caverley Befehle zu geben.“

„Und dieser Mensch,“ versetzte Don Pedro, „hier auf diesem Pergament steht seine Unterschrift. Hugo von Caverley, im Namen des schwarzen Prinzen fordere ich Euch auf, mir zu gehorchen.“

Caverley warf den Kopf schüttelnd durch sein Helmvisir einen Blick auf das in der Hand des Königs entrollte Pergament; doch kaum hatte er die Unterschrift gesehen, als er einen so gewaltigen Schrei der Wuth ausstieß, daß die Officiere, welche aus Ehrfurcht vor dem Zelte geblieben waren, rasch herbeiliefen.

Dieses Pergament, das der Gefangene dem Anführer der Abenteurer bot, war in der That der Geleitsbrief, den der schwarze Prinz Don Pedro gegeben hatte, und enthielt den Befehl, an alle seine englischen Unterthanen, ihm in allen Dingen zu gehorchen, bis er selbst das Commando über das englische Heer übernehmen würde.

„Ich sehe, daß ich offenbar leichteren Kaufes davon kommen werde, als Du glaubtest, und als ich selbst glaubte. Doch sei unbesorgt, ich werde Dich entschädigen, mein Braver.“

„Ihr habt Recht, Herr König,“ sprach Caverley mit einem schlimmen Lächeln, das man unter seinem

herabgelassenen Visir nicht sehen konnte. „Ihr seid nicht nur frei, sondern ich erwarte sogar Eure Befehle.“

„Wohl!“ sagte Don Pedro, „so befiehl, wie es Deine Absicht war, Meister Robert, meinen Bruder, den Prinzen Enrique von Transtamare, zu holen und hierher zu führen.“

Der Schreiber befragte mit dem Auge den Kapitän und entfernte sich, auf ein bestätigendes Zeichen von Messire Hugo von Caverley.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Worin sich die Fortsetzung und die Erklärung des Vorhergehenden finden.

Man vernehme, wie sich die Ereignisse gefolgt waren, die uns seit der Abreise oder vielmehr seit der Flucht von Agenor nach der Scene im Garten zu Bordeaux unbekannt geblieben sind.

Don Pedro hatte von dem Prinzen von Wales die Zusage des Schutzes erlangt, dessen er bedurfte, um nach Spanien zurückzukehren, und sicher einer Verstärkung an Mannschaft und Geld hatte er sich sogleich mit Mothril auf den Weg begeben, versehen mit einem Geleitsbrief eines Prinzen, der ihm Macht und Sicherheit unter den englischen Banden verlieh.

Die kleine Truppe wandte sich so nach der Grenze, wo, wie wir gesehen, der muthige Hugo von Caverley sein unvermeidliches Netz ausgespannt hatte.

Und dennoch, wie groß auch die Wachsamkeit des Führers und die Geschicklichkeit des Soldaten gewesen sein mochten, würde wahrscheinlich der König Don Pedro bei der Kenntniß, die er von der Oertlichkeit hatte, an Aragonien hingezogen sein, und hätte Neu-Castilien ohne irgend einen Unfall erreicht, wäre nicht die Episode, die wir nun erzählen werden, dazwischen gekommen.

Eines Abends, während der König mit Mothril auf einem großen Pergament, das die Karte von Spanien vorstellte, die Straße verfolgte, auf der sie weiter reisen sollten, öffneten sich sachte die Vorhänge der Sänfte, und der Kopf von Aissa schlüpfte zwischen ihnen heraus.

Mit einem einzigen Blick ihrer Augen hieß die junge Maurin einen bei ihrer Sänfte liegenden Sklaven herbeikommen.

„Sklave," fragte sie, „von welchem Lande bist Du?"

„Ich bin jenseits des Meeres geboren," antwortete er, „auf dem Ufer, das Granada erschaut, ohne es zu beneiden."

„Und Du möchtest Dein Vaterland gern wiedersehen, nicht wahr?"

„Ja," sprach der Sklave mit einem tiefen Seufzer.

„Morgen, wenn Du willst, sollst Du frei sein."

„Es ist weit von hier bis zu dem Laudiah-See," erwiederte er, „und der Flüchtling wird Hungers sterben, ehe er dahin kommt."

„Nein, denn der Flüchtling wird dieses Halsband von Perlen mitnehmen, von denen eine einzige genügen würde, um ihn auf der ganzen Reise zu ernähren."

Und Aissa machte ihr Halsband los und ließ es in die Hand des Sklaven fallen.

„Und was muß ich thun, um zugleich die Freiheit und dieses Halsband von Perlen zu gewinnen?" fragte der Sklave zitternd vor Freude.

„Du siehst jene gräuliche Linie, die den Horizont

durchschneidet, das ist das Lager der Christen. Wie viel brauchst Du Zeit, um dahin zu gelangen?"

„Ehe die Nachtigall ihren Gesang vollendet hat, bin ich dort."

„Wohl, so höre, was ich Dir sagen werde, und jedes meiner Worte präge sich tief in Dein Gedächtniß ein."

Der Sklave hörte mit Entzücken.

„Nimm dieses Briefchen," fuhr Aissa fort, „begib Dich ins Lager und erkundige Dich, sobald Du dort bist, nach einem edlen fränkischen Ritter, nach einem Anführer Namens Graf von Mauleon; Du lässest Dich zu ihm führen und übergibst ihm diesen seidenen Beutel, gegen den er Dir seinerseits hundert Goldstücke geben wird. Gehe!"

Der Sklave nahm den Beutel, verbarg ihn unter seinem grobem Kleide, wählte den Augenblick, wo eines der Maulthiere nach dem nahen Walde entlief, stellte sich, als liefe er ihm nach, um es zurückzuführen, und verschwand im Walde mit der Schnelligkeit eines Pfeiles.

Niemand bemerkte dieses Verschwinden des Sklaven, Aissa ausgenommen, die ihm mit den Augen folgte und, ganz zitternd, nicht athmete, bis er aus ihren Blicken verschwunden war.

Was die junge Maurin vorhergesehen hatte, geschah. Der Sklave brauchte nicht lange, um am Saume des Gehölzes einen von jenen Raubvögeln mit stählernen Klauen, mit der Pikelhaube in Form eines Schnabels, mit einem geschmeidigen Gefieder von eisernen Maschen zu finden, der auf einem Felsen hockte, wo er seinen Standpunkt genommen hatte, um in die Ferne hinausschauen zu können.

Als der Sklave ganz scheu aus dem Walde hervorkam, fiel er unter die Flügel der Schildwache, welche sogleich mit ihrer Armbrust auf ihn anschlug.

Das war es, was der Flüchtling suchte. Er machte

mit der Hand ein Zeichen, daß er sprechen wolle; die Schildwache näherte sich, ohne indessen die Armbrust vom Backen zu thun. Der Sklave sagte, er wolle ins Lager der Christen gehen, und verlangte vor Mauleon geführt zu werden.

Dieser Name, dessen Wichtigkeit Aissa übertrieb, genoß indessen ein gewisses Ansehen unter den Compagnien seit dem kühnen Zuge von Agenor, als er von den Banden von Caverley festgenommen wurde, und besonders seit dem man wußte, daß man ihm die Mitwirkung des Connetable zu verdanken hatte.

Der Soldat stieß ein Feldgeschrei aus, nahm den Sklaven beim Faustgelenke und führte ihn zu einer zweiten Schildwache, welche ungefähr zweihundert Schritte von der ersten stand. Diese zweite Schildwache brachte den Sklaven bis zum letzten Cordon, hinter welchem sich Messire Caverley im Mittelpunkt seiner Truppe, wie die Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, hielt.

Da er an einer gewissen Bewegung um ihn her, an einem gewissen Geräusch, das bis zu seinen Ohren drang, erkannte, daß etwas Neues vorging, so erschien er auf der Schwelle seines Zeltes.

Der Sklave wurde gerade vor ihn geführt.

Er nannte den Bastard von Mauleon; mit diesem Paß war es ihm bis jetzt gelungen.

„Wer schickt Dich?“ fragte Caverley den Sklaven, indem er eine Erklärung zu vermeiden suchte.

„Seid Ihr der edle Herr von Mauleon?“ fragte der Sklave.

„Ich bin einer seiner Freunde,“ erwiederte Caverley, „und zwar einer seiner vertrautesten.“

„Das ist nicht dasselbe,“ sprach der Sklave, „ich habe Befehl, nur ihm den Brief zu übergeben, den ich bei mir trage.“

„Höre,“ sagte Caverley, „der edle Herr von Mauleon ist ein braver christlicher Ritter, der unter den Arabern und Mauren eine große Anzahl von Feinden

zählt, die ihn zu ermorden geschworen haben. ... aber haben geschworen, Niemand bis zu ihm dr... zu lassen, ohne daß wir zuvor die Botschaft kennen, ... der der Abgesandte beauftragt ist."

„Gut," sagte der Sklave, da er sah, daß jed... Widerstand vergeblich gewesen wäre, und da ihm übe... dies die Absichten des Kapitäns gut vorkamen, „ich b... von Aissa abgesandt."

„Wer ist Aissa?" fragte Caverley.

„Die Tochter von Herrn Mothril."

„Ah! ah!" machte der Kapitän, „vom Rath d... König Don Pedro?"

„Ganz richtig."

„Du siehst, daß die Sache immer schwärzer wird, und daß diese Botschaft ohne Zweifel einen Zauber enthält."

„Aissa ist keine Zauberin," entgegnete der Sklave den Kopf schüttelnd.

„Gleichviel, ich will die Botschaft lesen."

Der Sklave blickte rasch umher, um zu sehen, ob ihm keine Flucht möglich wäre; doch es hatte sich schon ein großer Kreis von Abenteurern um ihn gebildet. Er zog aus seiner Brust den Beutel, reichte ihn dem Kapitän und sprach:

„Leset, Ihr werdet etwas darin finden, was mich betrifft."

Das nur sehr wenig elastische Gewissen von Caverley bedurfte dieser Aufforderung nicht; er öffnete das von Benzoe und Ambra duftende Säckchen, zog ein Viereck von weißer Seide daraus hervor, auf welches mit einer dicken Tinte Aissa in spanischer Sprache folgende Worte geschrieben hatte:

„Theurer Herr, ich schreibe Dir meinem Versprechen gemäß: der König Don Pedro und mein Vater sind mit mir im Begriff, durch den Engpaß nach Aragonien zu ziehen; Du kannst mit einem Schlag unser

ewiges Glück und Deinen Ruhm gründen. Mache sie zu Gefangenen und mit ihnen mich, die ich Deine süße Gefangene sein werde; willst Du sie auf Lösegeld setzen... sie sind reich genug, um Dein Verlangen zu befriedigen. Ziehst Du den Ruhm dem Gelde vor und gibst Du ihnen die Freiheit umsonst, so sind sie stolz genug, um in der Ferne Deine Großmuth zu verkündigen; doch, wenn Du sie freiläßest, wirst Du mich behalten, mein großer Herr, und ich habe ein Kistchen voll von Rubinen und Smaragden, welche die Krone einer Königin schmücken würden.

„Höre also wohl und behalte Folgendes. In dieser Nacht setzen wir uns in Marsch. Stelle Deine Soldaten so im Engpaß auf, daß wir ihn nicht durchziehen können, ohne gesehen zu werden. Unser Geleite ist in diesem Augenblick schwach, doch es kann in jeder Stunde stärker werden, denn sechshundert Bewaffnete, welche der König in Bordeaux erwartete, vermochten noch nicht zu ihm zu stoßen, so eilig war sein Marsch.

„So, mein großer Herr, wird Aissa wohl Dir gehören, so wird sie Dir Niemand mehr nehmen können, da Du sie durch die Stärke Deiner siegreichen Waffen gewonnen hast.

„Einer von unsern Sklaven bringt Dir diese Botschaft. Ich verspreche ihm, Du werdest ihn in Freiheit setzen und ihm hundert Goldstücke bezahlen; erfülle meinen Wunsch.

Deine

Aissa."

„Oh! oh!" dachte Caverley, während die Aufregung unter seinem Helm einen glühenden Schweiß fließen machte, „ein König!... Aber was habe ich denn seit einiger Zeit dem Glück gethan, daß es mir solche Beute zuschickt?... Ein König!... Das muß man beim Teufel sehen; zuvor aber wollen wir uns von diesem Dummkopf befreien."

„Der edle Herr von Mauleon ist Dir also die Freiheit schuldig?“

„Ja, Kapitän, und hundert Goldstücke.“

Hugo von Caverley hielt es nicht für geeignet, etwas auf diesen letzten Theil des Verlangens zu antworten. Er rief nur seinen Knappen.

„Hollah!“ sagte er, „nimm Dein Pferd, führe diesen Menschen zwei gute Stunden vom Lager weg und laß ihn dort. Verlangt er Geld von Dir, und Du hast zu viel, so gib ihm. Doch ich sage Dir zum Voraus, das wird eine reine Freigebigkeit von Dir sein. Gehe, mein Freund,“ sprach er zu dem Sklaven, „Dein Auftrag ist besorgt; ich bin der Herr von Mauleon.“

Der Sklave warf sich nieder.

„Und die hundert Goldstücke?“ fragte er.

„Hier ist mein Säckelmeister, der den Auftrag hat, sie Dir zu übergeben,“ erwiederte Caverley auf den Knappen deutend.

Der Sklave erhob sich und folgte ganz freudig demjenigen, welchen man ihm bezeichnet hatte.

Kaum war er hundert Schritte vom Zelte, als der Kapitän eine Abtheilung in's Gebirge schickte und, da er es nicht verachtete, sich zu solchen kleinen Bemühungen herabzulassen, selbst die Wache in dem Engpaß aufstellte, so daß Niemand, ohne gesehen zu werden, durch denselben ziehen konnte; nachdem er seinen Leuten, den Gefangenen keine Gewalt anzuthun empfohlen hatte, wartete er sodann das Ereigniß ab.

Wir haben ihn in dieser Erwartung gesehen, und das Ereigniß unterstützte rasch seine Wünsche. Nu[r] darauf bedacht, seine Reise fortzusetzen, wollte sich [der] König, ohne länger zu warten, auf den Weg [be]geben.

Sie waren also in die Schlucht eingedrungen [zur] großen Freude von Aissa, welche ungeduldig dem [An]griff entgegenharrte und glaubte, dieser Angriff [werde] von Mauleon geleitet. Die Maßregeln waren all[e]

Caverley so gut getroffen, und die Zahl der Engländer war so groß, daß nicht einer von den Leuten von Don Pedro daran dachte, sich zu vertheidigen.

Aber Aissa, welche darauf rechnete, sie würde Mauleon an der Spitze dieses Hinterhaltes sehen, fing bald an über seine Abwesenheit in Unruhe zu gerathen; sie dachte nichtsdestoweniger, er handle so aus Klugheit, und da sie überdies das Unternehmen nach ihren Wünschen gelingen sah, meinte sie, sie brauche noch nicht zu verzweifeln.

Wir dürfen uns nun nicht mehr wundern, daß der Abenteurer Don Pedro so leicht erkannte, der übrigens vollkommen erkenntlich war.

Was Mothril und Aissa betrifft, deren ganze Geschichte er mit seinem erstaunlichen Scharfsinn errieth, so hatte er ein wenig bange vor dem Zorn, den bei Mauleon die Entdeckung dieses Geheimnisses entzünden würde; doch alsbald bedachte er, daß sich leicht Alles auf Rechnung der Verrätherei des Sklaven setzen ließe, und daß er sich im Gegentheil aus diesem Mißbrauch des Vertrauens Ansprüche auf die Dankbarkeit von Mauleon erwerben könnte; denn während er den König und Mothril ihr Lösegeld bezahlen ließ, hatte er im Sinne, ohne Interessen Aissa dem jungen Manne zu überlassen, und dies war eine Großmuth, zu der er sich wie zu einer Neuerung Glück wünschte.

Man hat gesehen, wie der Geleitsbrief des Prinzen von Wales, den Don Pedro vorwies, das ganze Angesicht der Dinge veränderte und die so kühnen und so klug improvisirten Pläne von Caverley umstürzte.

Don Pedro erzählte eben, nach dem Abgang von Robert, dem Anführer der Abenteurer die Ereignisse des in Bordeaux abgeschlossenen Vertrags, als sich ein gewaltiger Lärmen hörbar machte. Es war ein Stampfen von Rossen, ein Klirren von Rüstungen und Schwertern, welche an der Seite von Kriegsleuten aufprallten.

Dann wurde der Vorhang des Zeltes ungestü
gehoben und man erblickte die Gestalt von Enriq
Transtamare, dessen bleiches Antlitz ein Strahl d
Freude erleuchtete.

Mauleon suchte hinter dem Prinzen irgend J
mit umherschweifenden Blicken; er gewahrte die
und seine Augen verließen sie nicht mehr.

Bei der Ankunft von Enrique wich Don Ped
nerseits nicht minder bleich als sein Bruder
suchte an seiner Seite sein fehlendes Schwert und
nicht eher beruhigt, als bis er fortwährend zur
chend auf einen von den Pfeilern des Zeltes stieß,
Waffen aller Art aufgehängt waren, und unter
Fingern die Kälte einer Streitart fühlte.

Alle schauten sich einen Augenblick stillschw
an und tauschten Blicke, die sich drohend kreuzte
die Blitze beim Sturm.

Enrique brach zuerst das Stillschweigen.

„Ich glaube," sagte er mit einem finsteren L
„der Krieg endigt hier, ehe er begonnen hat."

„Ah! Ihr glaubt das?" entgegnete Don
höhnisch und drohend.

„Ich glaube es so sehr," erwiederte Enrique
ich diesen edlen Ritter Hugo von Caverley frage
chen Preis er für einen so wichtigen Fang, wie
eben einen gemacht, fordert; denn würde er zwanzig
erobert und hundert Schlachten gewonnen haben
ten, welche sich theuer bezahlen, er hätte nicht
Rechte auf unsere Dankbarkeit, wie durch diese
That."

„Es ist schmeichelhaft für mich, daß ich zu
so bedeutenden Werth geschätzt werde," sagte Don
mit dem Stiel seiner Axt spielend. „Eine Höflich
auch eine andere werth. Wie hoch, wenn Ihr
Lage wäret, in der ich bin, wie Ihr meint, w
würdet Ihr Eure Person schätzen, Don Enrique

„Ich glaube, er spottet noch," versetzte C

mit einer Wuth, die sich unter der Freude losmachte, wie die Eisschollen des Pols bei dem ersten Lächeln der Sonne.

„Wir wollen doch ein wenig sehen, wie dies Alles endigt," murmelte Caverley, der sich, um nicht den geringsten Umstand von dieser Scene zu verlieren, niedersetzte und sich an diesem Schauspiel mehr als Kunstliebhaber, denn als gieriger Speculant zu ergötzen anfing.

Enrique wandte sich gegen ihn um; man sah, daß er Don Pedro zu antworten sich anschickte.

„Wohl, es sei," sagte er, die gehässigsten Blicke auf Don Pedro schleudernd; „Freund Caverley, für diesen Menschen, der einst König war und an seiner Stirne nicht einmal mehr den goldenen Wiederschein seiner Krone trägt, gebe ich Dir zweimal hundert tausend Goldthaler, oder zwei gute Städte nach Deiner Wahl."

„Mir scheint," erwiederte Caverley, mit seiner Hand das Kinnband seines Helmes streichelnd, während er durch sein beständig herabgelassenes Visir Don Pedro anschaute, „mir scheint, das Gebot ist annehmbar, obgleich ..."

Dieser antwortete dem Fragenden mit einer Geberde und einem Blick, welche bedeuteten:

„Kapitän, mein Bruder Enrique ist nicht freigebig, und ich werde die Summe überbieten ..."

„Obgleich? ..." sprach Enrique, das letzte Wort des Anführers der Abenteurer wiederholend. „Was wollt Ihr damit sagen, Kapitän?"

Mauleon konnte sein neugieriges Verlangen nicht länger im Zaum halten.

„Der Kapitän will ohne Zweifel damit sagen," erwiederte er, „er habe mit dem König Don Pedro andere Gefangene gemacht, von denen er wünschte, man würde sie auch schätzen."

„Meiner Treue! das heiße ich in dem Geiste eines Menschen lesen," rief Caverley, „und Ihr seid ein braver Rittersmann, Sire Agenor. Ja, bei meiner Seele,

ich habe andere Gefangene gemacht, und zwar sehr vornehme; doch ..."

Und ein neues Schweigen offenbarte die Unentschlossenheit von Caverley.

„Man wird sie Euch bezahlen, Kapitän," sagte Mauleon, der vor Ungeduld kochte, „wo sind sie? In dieser Sänfte, ohne Zweifel?"

Enrique legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und hielt ihn sachte zurück.

„Nehmt Ihr an, Kapitän Caverley?" fragte er.

„Es ist an mir, Euch zu antworten, mein Herr," sprach Don Pedro.

„Oh! spielt nicht den Herrn hier, Don Pedro, denn Ihr seid nicht mehr König," entgegnete Enrique mit einer verächtlichen Miene; „wartet, bis ich mit Euch spreche, um mir zu antworten."

Don Pedro lächelte und wandte sich gegen Caver ley um.

„Kapitän," sagte er, „erklärt ihm doch, daß I sein Gebot nicht annehmt."

Caverley fuhr abermals mit seiner Hand üb sein Visir, als ob dieses Eisen seine Stirne gewe wäre, zog Agenor beiseit und sagte zu ihm:

„Mein wackerer Freund, gute Gesellen wie sind sich die Wahrheit schuldig, nicht wahr?"

Agenor schaute ihn erstaunt an.

„Nun wohl!" fuhr der Kapitän fort, „wenn mir glauben wollt, so geht durch die kleine Thür Zeltes, die hinter uns ist, hinaus, und wenn I gutes Pferd habt, reitet, bis es nicht mehr kan

„Wir sind verrathen!" rief Mauleon, plötzl einer Leuchte durchzuckt. „Zu den Waffen, Pri den Waffen!"

Enrique schaute Mauleon mit Erstaunen fuhr maschinenmäßig mit der Hand an seinen knopf.

Don Pedro aber, als er sah, daß die

ihrem Ende zuging, rief, die Hand mit der Geberde des Befehls ausstreckend:

„Im Namen des Prinzen von Wales fordere ich Euch auf, Messire Hugo von Caverley, den Prinzen Enrique von Transtamare zu verhaften."

Diese Worte waren noch nicht beendigt, als der Prinz Enrique von Transtamare schon das Schwert in der Hand hatte; doch Caverley schlug einen Augenblick das Visir auf, hielt ein Horn an seine Lippen und bei dem Ton, den es von sich gab, stürzten sich zwanzig Abenteurer auf den Prinzen, der alsbald entwaffnet war.

„Es ist geschehen," sagte Caverley zu Don Pedro. „Nun aber, wenn Ihr mir glauben wollt, Herr König, entfernet Euch, denn sogleich wird es hier Streiche regnen, dafür stehe ich Euch."

„Wie so?" fragte der König.

„Dieser Franzose, der durch die kleine Thüre weggegangen ist, wird seinen Prinzen nicht gefangen nehmen lassen, ohne ihm zu Ehren einige Arme abgeschlagen oder einige Schädel gespalten zu haben."

Don Pedro neigte sich gegen die Oeffnung und sah Agenor, der den Fuß in die Steigbügel setzte, ohne Zweifel, um Hilfe zu holen.

Der König nahm eine Armbrust, spannte sie, legte einen Pfeil darauf, zielte auf den Ritter und sagte:

„Gut, David hat Goliath mit einem Stein getödtet, es müßte schön anzuschauen sein, wenn Goliath David mit einer Armbrust tödten würde."

„Einen Augenblick Geduld!" rief Caverley; „was Teufels, Geduld! Kaum hier angekommen, wollt Ihr mir Alles in Verwirrung bringen. . . Was würde der Herr Connetable sagen, wenn ich ihm seinen Freund tödten ließe?"

Und er hob mit der Hand das Ende der Armbrust in dem Augenblick auf, wo Don Pedro den Finger an den Drücker legte. Der Pfeil schwirrte in die Luft.

„Der Connetable!" sagte Don Pedro, mit dem Fuße stampfend; „es war wohl der Mühe werth, mich meinen Schuß einer solchen Furcht gegenüber verfehlen zu lassen. Oeffne Deine Falle, Jäger, und fange den großen Eber; auf diese Art wird die Jagd mit einem Schlage beendigt sein, und unter dieser Bedingung verzeihe ich Dir."

„Ihr sprecht nach Eurem Gutdünken. Den Connetable fangen! Ei! so fangt mir doch ein wenig den Connetable! Großer Gott!" fügte er die Achseln zuckend bei, „was für Schwätzer sind doch die Spanier!"

„Sire Caverley!"

„Bei Gott! ich sage die Wahrheit . . . Den Connetable fangen! . . . Ich bin nicht neugierig, Herr König, aber bei meinem Kapitänswort, es würde mich sehr interessiren, Euch diesen Fang machen zu sehen."

„Mittlerweile ist hier schon Einer," sagte Don Pedro, auf Agenor deutend, den man gefangen zurückbrachte.

In dem Augenblick, wo er im vollen Galopp vorübersprengte, hatte einer von den Abenteurern mit einem krummen Säbel seinem Rosse die Häckse abgeschnitten, und das Pferd war so niedergestürzt, daß der Reiter unter demselben lag.

So lange Aissa ihren Geliebten bei diesem Strei
unbetheiligt und von jeder Gefahr frei glaubte, spra
sie nicht ein Wort, machte sie nicht eine Bewegun
Es war, als ob die Interessen, über die man sich u
sie her stritt, so wichtig sie auch sein mochten, sie en
fernt nichts angingen; als aber Mauleon entwaf
und in den Händen seiner Feinde eintrat, sah man,
die Vorhänge ihrer Sänfte zurückgeschoben wurden
der Kopf des Mädchens bleicher erschien, als es
lange Schleier von feiner weißer Wolle ist, der
Frauen des Orients verhüllt.

Agenor stieß einen Schrei aus. Aissa spran
ihrer Sänfte und lief auf ihn zu.

„Oh! oh!" machte Mothril, die Stirne faltend.

„Was soll das bedeuten?" fragte der König.

„Nun kommt die drohende Erklärung," murmelte Caverley.

Enrique von Transtamare warf auf Agenor einen düsteren, mißtrauischen Blick, den dieser vortrefflich begriff.

„Ihr wollt mit mir sprechen," sagte er zu Aissa: „thut es geschwinde und ganz laut, Dona, denn von dem Augenblick, wo wir Eure Gefangenen sind, bis zu dem unseres Todes wird wahrscheinlich keine Zeit zu verlieren sein . . . selbst nicht einmal für die Verliebtesten."

„Unsere Gefangenen!" rief Aissa. „Oh! das war es nicht, was ich wollte, mein hoher Herr, ganz im Gegentheil."

Caverley geberdete sich sehr verlegen; dieser Mann von Eisen zitterte beinahe vor der Anklage, welche zwei junge Leute, die er in seinen Händen hatte, gegen ihn führen würden.

„Mein Brief," sagte Aissa zu dem jungen Mann, „hast Du denn meinen Brief nicht erhalten?"

„Was für einen Brief?" fragte Agenor.

„Genug! genug!" sprach Mothril, dessen sämmtliche Pläne diese Scene zu zerstören anfing. „Kapitän, der König befiehlt, daß Ihr den Prinzen Enrique in die Wohnung des Königs Don Pedro und diesen jungen Mann zu mir führt."

„Caverley, Du bist ein Feiger," brüllte Agenor, während er sich von den harten Panzerhandschuhen, die ihm die Faust zusammenpreßten, loszumachen suchte.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich flüchten, doch Du hast nicht gewollt, oder Du hast es zu spät gethan, was am Ende auf Eines hinausläuft," erwiederte der Kapitän. „Bei meiner Treue, das ist Dein Fehler. Und warum willst Du Dich beklagen, Du wirst bei ihr

„Beeilen wir uns, meine Herren," sprach der König, „und noch heute Nacht versammle sich ein Rath, um diesen Bastard zu richten, der sich meinen Bruder nennt, und diesen Rebellen, der mein König zu sein behauptet. Caverley, er hatte Dir zwei Städte angeboten, ich bin großmüthiger als er: ich gebe Dir eine Provinz. Mothril, laßt meine Leute vorrücken; wir müssen, ehe eine Stunde vergeht, in irgend einem guten Schloß geborgen sein."

Mothril verbeugte sich und ging hinaus; doch er hatte nicht zehn Schritte außerhalb des Zeltes gethan, als er sich hastig wieder zurückwarf und mit der Hand das Zeichen machte, das bei allen Nationen Stillschweigen gebietet.

„Was gibt es denn?" fragte Caverley mit einer schlecht verhehlten Unruhe.

„Sprich, guter Mothril," sagte Don Pedro.

„Horcht," versetzte der Maure.

Alle Sinne der Anwesenden schienen in ihre Ohren überzugehen, und eine Minute lang bot das Zelt des englischen Häuptlings den Anblick einer Versammlung von Bildsäulen.

„Hört Ihr?" fuhr der Maure fort, indem er sich immer mehr gegen die Erde neigte.

Man fing wirklich an etwas wie ein Rollen des Donners oder wie den fortschreitenden Galopp einer Truppe von Reitern zu hören.

„Notre Dame=Guesclin!" rief plötzlich eine feste, schallende Stimme.

„Ah! ah! der Connetable," murmelte Caverley, der das Kriegsgeschrei des rauhen Bretagners kannt

„Ah! ah! der Connetable," sagte Don Pedro, Stirne faltend.

Denn ohne ihn je gehört zu haben, kannte er noch diesen furchtbaren Ruf.

Die Gefangenen wechselten ihrerseits einen B

und ein Lächeln der Hoffnung trat auf ihren Lippen hervor.

Mothril näherte sich dem Mädchen, dessen Leib er enger mit seinen Armen umschlang.

„Herr König," sagte Caverley mit dem spöttischen Ton, der ihn nie, selbst nicht im Augenblick der Gefahr, verließ; „ich glaube, Ihr wolltet den Eber fangen; hier kommt er, um Euch das Geschäft zu ersparen."

Don Pedro machte den Kriegern ein Zeichen, und diese stellten sich hinter ihn. Entschlossen, neutral zwischen seinem alten Gefährten und seinem neuen Chef zu bleiben, trat Caverley auf die Seite.

Eine neue Reihe von Wachen verdreifachte den ehernen Cordon, der den Prinzen und Mauleon in Banden hielt.

„Was machst Du, Caverley?" fragte Don Pedro.

„Ich trete Euch als meinem König und Anführer den Platz ab, Sire," sprach der Kapitän.

„Es ist gut," erwiederte Don Pedro; „dann gehorche man mir."

Die Pferde hielten an; man hörte das Klirren des Stahls und den Lärmen eines Mannes, der von seiner Rüstung beschwert auf den Boden sprang.

Beinahe in demselben Augenblick trat Bertrand Duguesclin in das Zelt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Eber in der Falle gefangen.

Hinter dem Connetable kam, das Auge duckmäuserisch und ein Lächeln auf die Lippen gezeichnet, der

ehrliche Musaron, mit Staub bedeckt vom Kopf bis auf die Füße.

Er schien aufgestellt zu sein, um den Anwesenden die so gewitterartige Erscheinung des Connetable zu erklären.

Bertrand schlug bei seinem Eintritt das Visir auf und überschaute mit einem Blick die Versammlung.

Als er Don Pedro gewahrte, verbeugte er sich leicht; Enrique von Transtamare begrüßte er ehrfurchtsvoll; auf Caverley ging er zu, nahm seine Hand und sprach mit aller Ruhe:

„Guten Morgen, Sire Kapitän, wir haben also einen guten Fang gemacht? Ah! Messire von Mauleon, verzeiht! ich hatte Euch nicht gesehen.“

Diese Worte, welche eine völlige Unwissenheit über die Lage der Dinge zu bezeichnen schienen, versetzten die Mehrzahl der Anwesenden in ein großes Erstaunen.

Aber weit entfernt über dieses beinahe feierliche Stillschweigen in Verwunderung zu gerathen, fuhr Bertrand fort:

„Ich hoffe übrigens, Kapitän Caverley, daß man für den Gefangenen jede seinem Rang und besonders seinem Unglück gebührende Rücksicht gehabt hat.“

Enrique wollte antworten, doch Don Pedro nahm das Wort.

„Seid unbesorgt, wir haben den Gefangenen mit der Achtung behandelt, die das Völkerrecht heischt.“

„Ihr habt ihn behandelt,“ erwiederte Bertrand mit einem Ausdruck des Erstaunens, der dem gewandtesten Komödianten Ehre gemacht hätte, „Ihr habt ihn behandelt! . . . Wie meint Ihr das, wenn es Euch beliebt, Hoheit?“

„Ja, Messire Connetable,“ antwortete Don Pedro lächelnd, „ich wiederhole, wir haben es gethan.“

Bertrand schaute den unter seinem ehernen Visir unempfindlichen Caverley an.

„Theurer Connetable,“ sprach Enrique, der sich

mühsam von seinem Sitze erhob (denn er war von den Soldaten gequetscht und geknebelt worden, und mehrere von diesen gepanzerten Leuten hatten ihn in ihren eisernen Armen beinahe erdrückt), „theurer Connetable, der Mörder von Don Federigo hat Recht, er ist unser Herr, und uns hat der Verrath zu Gefangenen gemacht.“

„Wie!“ rief Bertrand, indem er sich mit einem so schlimmen Blick umwandte, daß mehr als ein Gesicht in der Versammlung erbleichte. „Der Verrath, sagt Ihr, und wer ist denn der Verräther?“

„Herr Connetable,“ erwiederte Caverley, indem er einen Schritt auf ihn zu machte, „das Wort Verrath ist, wie mir scheint, ungeeignet, und man hätte eher die Treue sagen müssen.“

„Die Treue! . . .“ versetzte der Connetable, dessen Erstaunen immer mehr zuzunehmen schien.

„Allerdings die Treue, denn wir sind am Ende Engländer, nicht wahr? und folglich Unterhanen des Prinzen von Wales.“

„Nun! hernach, was soll das bedeuten?“ sagte Bertrand, der, um bequemer zu athmen, seine breiten Schultern ausdehnte und eine dicke eiserne Hand auf seinen Schwertknopf fallen ließ. „Wer sagt Euch, mein lieber Caverley, Ihr seid kein Unterthan des Prinzen von Wales?“

„Ihr werdet also zugeben, edler Herr, denn besser als irgend Jemand kennt Ihr die Gesetze der Disciplin, daß ich dem Befehl meines Prinzen gehorchen mußte.“

„Und dieser Befehl, hier ist er,“ sprach Don Pedro und streckte das Pergament gegen Bertrand aus.

„Ich kann nicht lesen,“ entgegnete ungestüm der Connetable.

Don Pedro zog sein Pergament zurück und Caverley schauerte, so muthig er war.

„Wohl!“ fuhr Duguesclin fort, „ich glaube nun zu verstehen. Der König Don Pedro ward vom Kapitän Caverley gefangen genommen. Er zeigte seinen Geleitsbrief vom Prinzen von Wales, und auf der Stelle setzte der Kapitän Don Pedro wieder in Freiheit.“

„So ist es,“ rief Caverley, der einen Augenblick hoffte, bei seiner großen Rechtlichkeit würde Duguesclin Alles billigen.

„Bis dahin könnte es nicht besser sein,“ fuhr der Connetable fort.

Caverley athmete frei.

„Aber,“ sprach Bertrand, „es ist noch Etwas dunkel für mich.“

„Was?“ sagte Don Pedro mit hochmüthiger Miene. „Beeilt Euch nur, Messire Duguesclin, denn alle diese Fragen werden ermüdend.“

„Ich vollende,“ erwiederte der Connetable mit seiner furchtbaren Unempfindlichkeit. „Sagt, wozu ist es nöthig, daß der Kapitän Caverley, um Don Pedro zu befreien, Don Enrique zum Gefangenen macht?“

Aus diesen Worten und aus der Haltung, welche Duguesclin annahm, als er sie aussprach, schloß Mothril, der Augenblick sei gekommen, für Don Pedro eine Verstärkung von Mauren und Engländern zu Hülfe zu rufen.“

Bertrand verzog keine Miene und schien das Manoeuvre nicht einmal zu bemerken. Nur wurde seine Stimme wo möglich noch ruhiger und kälter, als zuvor.

„Ich erwarte eine Antwort,“ sprach er.

Don Pedro gab sie ihm.

„Ich wundere mich,“ sagte er, „daß die französischen Ritter so unwissend sind, daß es ihnen nicht einmal bekannt ist, wie eine doppelte Wohlthat daraus hervorgeht, wenn man sich zu gleicher Zeit einen Freund macht und sich eines Feindes entledigt.“

„Seid Ihr auch dieser Meinung, Meister Caver-

ley?" fragte Bertrand, auf den Kapitän einen Blick heftend, dessen Heiterkeit ein Pfand der Stärke, zugleich ein Pfand der Drohung war.

„Ich muß wohl, Messire," erwiederte der Kapitän. „Ich gehorche."

„Wohl!" sprach Bertrand, „ich thue gerade das Gegentheil von Euch, ich befehle. Ich befehle Euch, hört Ihr wohl? ich befehle Euch, Seine Hoheit den Prinzen Don Enrique von Transtamare, den ich hier von Euren Soldaten bewacht sehe, in Freiheit zu setzen, und da ich höflicher bin, als Ihr, so werde ich nicht einmal verlangen, daß Ihr Don Pedro verhaftet, obschon ich hiezu berechtigt bin, ich, dessen Geld Ihr in der Tasche habt, ich, der ich Euer Herr bin, da ich Euch bezahle."

Caverley machte eine Bewegung; Don Pedro streckte den Arm aus und sprach:

„Antwortet nicht, Kapitän; es gibt hier nur einen Herrn, und dieser Herr bin ich. Ihr werdet mir also gehorchen, und zwar auf der Stelle, wenn's beliebt. Bastard Don Enrique, Messire Betrand, und Ihr, Graf von Mauleon, ich erkläre Euch allen Dreien, daß Ihr meine Gefangenen seid."

Bei diesen furchtbaren Worten trat ein tiefes Stillschweigen im Zelte ein. Mitten unter diesem Stillschweigen trennten sich sechs Bewaffnete auf ein Zeichen von Don Pedro von der Gruppe, um sich der Person von Duguesclin zu bemächtigen, wie man sich schon der von Don Enrique bemächtigt hatten; aber der gute Person Ritter schmetterte mit einem Streiche seiner Faust, dieser Faust, mit der er Beulen in die Rüstungen schlug, den Ersten, der sich ihm näherte, nieder, erhob mit seiner mächtigen Stimme den Ruf Notre-Dame-Guesclin, so daß er in der entferntesten Tiefe der Ebene erscholl, und zog sein Schwert.

In einem Augenblick bot das Zelt ein Schauspiel schrecklicher Verwirrung. Schlecht bewacht, warf Agenor

mit einer einzigen Kraftanstrengung die zwei Wachen zurück, denen er anvertraut war, und verband sich mit Bertrand. Enrique durchbiß mit seinen Zähnen den letzten Strick, der seine Faustgelenke band.

Mothril, Don Pedro und die Mauren bildeten einen drohenden Winkel.

Aissa beugte den Kopf durch die Vorhänge ihrer Sänfte und rief, Alles außer ihrem Geliebten vergessend:

„Muth, mein hoher Herr, Muth!"

Caverley endlich zog sich mit seinen Engländern zurück, um so lange als möglich die Neutralität zu behaupten; nur ließ er, um für jedes Ereigniß gefaßt zu sein, zum Aufsitzen blasen.

Der Kampf entspann sich, Pfeile, Bolzen, bleierne Kugeln, von der Schleuder geworfen, fingen an durch die Luft zu pfeifen und auf die drei Ritter zu regnen, als sich plötzlich ein ungeheures Geschrei erhob, und eine Truppe Bewaffneter zu Pferde in das Zelt sprengte, hieb, schlug, das Oberste zu unterst kehrte, Alles niederschmetterte und Staubwirbel emportrieb, welche die wüthendsten Kämpfer erstickte.

An ihrem Geschrei: „Guesclin! Guesclin! waren nicht schwer die Bretagner, befehligt von dem Stammler von Vilaines, dem unzertrennbaren Freund von Bertrand, zu erkennen, der ihn an den Schranken des Lagers mit dem scharfen Befehl, nicht eher, als bis er den Ruf: „Notre Dame-Guesclin!" hören würde, anzugreifen, aufgestellt hatte.

Es herrschte einen Augenblick eine seltsame Verwirrung in diesem aufgebrochenen, geöffneten, umgestürzten Zelt, einen Augenblick, in welchem sich Freunde und Feinde durch einander, vermengt, geblendet, fanden; dann verschwand dieser Staub, und bei den ersten Strahlen der hinter den Gebirgen Castiliens aufgehend[en] Sonne sah man die Bretagner als Herren des Lager[s]. Don Pedro, Mothril, Aissa, die Mauren waren w[...]

eine Vision verschwunden. Einige, welche die Streitkolben oder die Schwerter getroffen hatten, lagen auf der Erde und rangen in ihrem Blut mit dem Tod, nur um zu beweisen, daß man es nicht mit einem Heer von flüchtigen Geistern zu thun gehabt hatte.

Agenor gewahrte vor Allen dieses Verschwinden: er sprang auf das erste das beste Pferd und trieb es, ohne zu bemerken, daß es verwundet war, gegen den nächsten Hügel, von wo aus er die Ebene überschauen konnte. Als er die Anhöhe erreicht hatte, sah er in der Ferne fünf arabische Pferde, die nach dem Gehölze jagten; durch den bläulichen Dunstkreis des Morgens erkannte er das wollene Gewand und den flatternden Schleier von Aissa. Ohne sich darum zu bekümmern, ob ihn Jemand begleitete, stachelte er sein Pferd, von einer wahnsinnigen Hoffnung bewegt, zu ihrer Verfolgung an; doch nach Verlauf von zehn Minuten stürzte das Pferd nieder, um nie mehr aufzustehen.

Der junge Mann kehrte zur Sänfte zurück; sie war verlassen und er fand darin nur noch einen ganz von Thränen befeuchteten Blumenstrauß.

Am Ende der Linien wartete die ganze englische Reiterei, um zu handeln, auf ein Zeichen von Caverley. Der Kapitän hatte seine Leute so geschickt vertheilt, daß sie die Bretagner in einen Kreis einschloßen.

Mit einem Blick sah Bertrand, daß der Zweck dieses Manoeuvre war, ihm den Rückzug abzuschneiden.

Caverley trat vor und sprach:

„Messire Bertrand, um Euch zu beweisen, daß wir redliche Gefährten sind, öffnen wir Euch unsere Reihen, damit Ihr in Euer Quartier zurückkehren könnt. Daraus werdet Ihr ersehen, daß die Engländer treulich ihr Wort halten und die Ritterschaft des Königs von Frankreich achten.“

Während dieser Zeit war Bertrand, stillschweigend und ruhig, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen

wäre, wieder zu Pferde gestiegen und hatte seine Lanze aus den Händen seines Knappen genommen.

Er schaute umher, und sah daß Agenor dasselbe gethan hatte.

Alle seine Bretagner hielten sich in guter Ordnung und zum Angriff bereit hinter ihm.

„Herr Engländer," sagte er, „Ihr seid ein Schurke, und wenn ich bei Kräften wäre, ließe ich Euch an jenen Kastanienbaum hängen."

„Ah! ah! Messire Connetable, nehmt Euch in Acht," rief Caverley, „Ihr werdet mich nöthigen, Euch im Namen des Prinzen von Wales zum Gefangenen zu machen."

„Bah!" sagte Duguesclin.

Caverley begriff, was Alles Drohendes in dem spöttischen Ton des Connetable lag und rief, sich gegen seine Soldaten umwendend:

„Schließt Eure Reihen!" und sogleich schloßen sich seine Leute an einander an und boten den Bretagnern eine eherne Mauer entgegen.

„Kinder!" sagte Bertrand zu seinen Braven, „die Stunde des Frühstücks naht; dort sind unsere Zelte, kehren wir dahin zurück."

Und er sprengte mit seinem Roß so gewaltig an, daß Caverley nur noch Zeit hatte, sich auf die Seite zu werfen, um diesen eisernen Orkan, der gegen ihn vorrückte, vorüber zu lassen.

Hinter Bertrand brachen in der That mit derselben Stärke die Bretagner, von Agenor geführt, hervor. Enrique von Transtamare war beinahe wider seine[n] Willen in den Mittelpunkt der kleinen Truppe geste[llt] worden.

In jener Zeit war ein Mann durch die Bertr[and-] heit mit den Waffen und durch die materielle Kra[ft] viel werth als zwanzig Männer. Bertrand lenkte s[eine] Lanze so, daß er den Engländer, der sich ihr ge[gen-] über fand, aushob. Sobald dieses erste Loch gemacht w[ar,]

hörte man ein gewaltiges Krachen zerbrochener Lanzen, Schreie von Verwundeten, dumpfe Schläge eiserner Streitkolben und das Gewieher durch den Anfall zermalmter Pferde.

Als Caverley sich umwandte, sah er eine breite blutige Oeffnung, dann fünfhundert Schritte jenseits dieser Oeffnung die Bretagner in so guter Ordnung galoppirend, als durchzögen sie ein Feld reifer Aehren.

„Ich hatte es mir doch vorgenommen, mich nicht gegen dieses Viehvolk zu wagen," murmelte er den Kopf schüttelnd. „Zum Teufel mit den Prahlereien und den Prahlern! Ich verliere bei dieser Unbesonnenheit wenigstens zwölf Pferde und vier Reiter, abgesehen . . . oh! ich Unglücklicher! abgesehen von einem königlichen Lösegeld. Heben wir das Lager auf, meine Herren. Von dieser Stunde an sind wir Castilianer. Verändern wir das Banner."

Und noch an demselben Tag hob der Abenteurer das Lager auf und setzte sich in Marsch, um Don Pedro wieder einzuholen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Politik von Messire Bertrand Duguesclin.

Schon seit mehreren Stunden waren die Bretagner und der Prinz von Transtamare mit Mauleon in Sicherheit, und schon lange hatte Agenor in den Krümmungen der Berge, die den Horizont begrenzten, den weißen Punkt verloren, welcher auf der nun in den Sonnen-

strahlen glänzenden Ebene entfloh und nichts Andere
war, als seine ganze Liebe, seine ganze Freude, al
seine hinschwindenden Hoffnungen.

Sie bot übrigens ein ziemlich wechselreiches Scha
spiel, die Haltung der verschiedenen Personen dieser Ge
schichte, denn der Zufall schien ein Vergnügen dara
zu finden, Alle in dem Rahmen der herrlichen Land
schaft, welche Agenor betrachtete, zu gruppiren.

Auf einem der Abhänge des Gebirges, das sie m
einer Schnelligkeit erreicht hatte, die der Flug des Adler
nicht übertroffen haben würde, erschien die flüchtig
Truppe abermals; ganz deutlich sah man drei Ding
den rothen Mantel von Mothril, den weißen Schleie
von Aissa und die leuchtende Stahlspitze, welche di
Sonne wie einen Funken auf dem Helm von Do
Pedro glänzen machte.

In dem Zwischenraum, der sich vom ersten bis zu
dritten Plan ausdehnte, folgte die ganze Truppe vo
Caverley, nunmehr wieder in Schlachtordnung, de
Weg zum Gebirge. Die ersten Reiter verloren si
allmälig in dem Gehölze, das sich an seiner Base au
dehnte.

Auf dem ersten Plan ließ Enrique von Transta
mare, an ein Gesträuche von riesigem Ginster ange
lehnt, sein Pferd auf dem Wiesengrunde umherirre
und betrachtete von Zeit zu Zeit mit schmerzlichem Er
staunen seine noch von dem Druck der Stricke geröthete
Faustgelenke. Diese Spuren der schrecklichen Scene
welche in dem Zelt von Caverley vorgefallen, bewiese
ihm allein, daß zwei Stunden vorher Don Pedro noc
in seiner Gewalt gewesen war, und daß ihm ein
Augenblick ein günstiges Geschick zugelächelt hatte,
ihn beinahe in derselben Minute von dem First e
frühreifen Glückes vielleicht in die tiefste Tiefe
finsteren Abgrunds der Ungewißheit und der Ohn
hinabzustürzen.

In der Nähe von Enrique hatten sich einig

tagner, von Müdigkeit erschöpft, auf dem Grase niedergelegt. Diese braven Ritter, gehorsame Maschinen, einzig und allein durch den Befehl der Natur über dem Saumthier oder dem Schäferhund erhaben, gaben sich nicht die Mühe, nachzudenken, nachdem sie gehandelt hatten. Als sie wahrnahmen, daß zehn Schritte von ihnen Bertrand für sie nachdachte, zogen sie ihre Mäntel über ihre Gesichter, um sich vor der Sonne zu schützen, und entschliefen.

Der Stammler von Vilaines und Olivier von Mauney schliefen nicht; sie beobachteten im Gegentheil mit der tiefsten und beharrlichsten Aufmerksamkeit die Engländer, deren Vorhut, wie gesagt, sich im Walde zu verlieren anfing, während die Nachhut noch die Zelte abbrach und auf den Rücken der Maulthiere lud: unter den Arbeitern konnte man Caverley gewahren, der, wie ein bewaffnetes Gespenst, die Reihen der Soldaten durchschritt und die Ausführung der von ihm gegebenen Befehle überwachte.

So waren alle diese Menschen, die sich in der weiten Landschaft zerstreuten, und die einen nach Süden, die andern nach Westen, diese nach dem Osten, jene nach dem Norden entflohen, wie scheu gewordene Ameisen, dennoch mit einander durch eines und dasselbe Gefühl verbunden, und Gott, der sie allein verstand, indem er sie vom Himmel herab beobachtete, konnte sagen, daß in jedem von diesen Herzen, nur nicht in dem von Aissa, das Gefühl, welches alle andere Gefühle beherrschte, das der Rache war.

Bald aber verloren sich Don Pedro und Aissa abermals in einer Biegung des Gebirges; bald setzte sich die englische Nachhut ebenfalls in Marsch und drang in den Wald, so daß Mauleon, der Aissa nicht mehr sah, und der Stammler von Vilaines und Olivier von Mauney, welche Caverley nicht mehr sahen, sich Bertrand näherten, der sich seiner Träumerei entschlug, um sich

mit dem immer noch in die seinige versunkenen Enrique
zu besprechen.

Bertrand lächelte ihnen zu; dann stand er mit Hülf
der eisernen Gelenke seiner Rüstung etwas mühsam von
dem Erdhaufen auf, auf den er sich gesetzt hatte, und
ging gerade auf den Prinzen Enrique zu, der immer
noch an seinen Ginster angelehnt war.

Das Geräusch seiner durch die Rüstung erschwerten
Tritte erschütterte den Erdboden, und dennoch wandte
sich Enrique nicht um.

Bertrand trat immer näher auf ihn zu, so daß sein
Schatten, zwischen die Sonne und den Prinzen gestellt
dem traurigen Herrn den sanften Trost der Wärme des
Himmels entzog, welche, wie das Leben, besonders kost
bar ist, wenn man sie verliert.

Enrique hob den Kopf empor, um seine Sonne zu
verlangen, und sah den guten Connetable, der sich, das
Visir halb aufgeschlagen und das Auge belebt von
einem ermuthigenden Mitleid, auf sein Schwert stützte

„Ah! Connetable," sagte der Prinz, den Kop
schüttelnd, „was für einen Tag!"

„Bah! Hoheit, ich habe schlechtere gesehen."

Der Prinz antwortete nur, indem er den Himme
durch einen Blick anklagte.

„Meiner Treue!" fuhr Bertrand fort, „ich erin
nere mich nur eines Umstands, daß wir Gefangene se
könnten, und daß wir im Gegentheil frei sind."

„Ah! Connetable, seht Ihr denn nicht, daß un
Alles entgeht?"

„Was nennt Ihr denn Alles?"

„Der König von Castilien, bei Gott!" rief
Enrique mit einer Bewegung der Wuth und der Dro
welche die Ritter beben machte, die das schallend
des Prinzen herbeigezogen hatte, die aber, in
sein Wort hörten, nicht vergessen konnten, da
sehr verwünschte Feind ein Bruder war.

Bertrand hatte sich dem Prinzen nicht

der Absicht genähert, die Entfernung, die sie trennte, zu verkürzen; er wollte ihm etwas sagen, denn er hatte in der That auf allen Gesichtern einen Ausdruck von Müdigkeit wahrgenommen, der ziemlich einem Anfang von Entmuthigung glich.

Er bedeutete dem Prinzen durch ein Zeichen, er möge sich setzen. Dieser begriff, daß Bertrand ein wichtiges Gespräch einzuleiten beabsichtige; er legte sich daher nieder, und unter allen diesen, wie gesagt, Entmuthigung ausdrückenden Gesichtern war das seinige keines von den am mindesten ausdrucksvollen.

Bertrand verbeugte sich, indem er zugleich seine beiden Hände auf seinen Schwertknopf stützte, und sprach:

„Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich Eure Gedanken von dem Wege abbringe, den sie verfolgen, doch ich wünschte mich mit Euch über einen gewissen Punkt zu verständigen."

„Was habt Ihr, mein lieber Connetable?" fragte Enrique, unruhig über diesen Eingang, denn um den riesigen Act seiner Usurpation zu vollbringen, fühlte er sich nur auf die Redlichkeit der Bretagner gestützt, und gewisse Seelen können in Betreff der Redlichkeit keinen sehr starken Glauben haben.

„Gnädigster Herr, Ihr habt gesagt, der König von Castilien sei uns entgangen!"

„Allerdings habe ich das gesagt."

„Wohl! das bildet eine Zweideutigkeit, und ich fordere Euch auf, Eure getreuen Diener dem Zweifel zu entziehen, der durch Eure Worte in Ihnen entstanden ist. Es gibt also noch einen andern König von Castilien, als Euch?"

Enrique erhob das Haupt wie der Stier, der die Spitze des Picador fühlt.

„Erklärt Euch, lieber Connetable," sagte er.

„Das ist leicht. Wenn wir Beide nicht wissen,

woran wir uns über diesen Gegenstand zu halten haben, so begreift Ihr, daß meine Bretagner und Eure Castilianer sich noch viel weniger auskennen werden, und daß die Einwohnerschaften der andern spanischen Reiche, noch viel weniger unterrichtet, als Eure Castilianer und meine Bretagner, nie wissen werden, ob sie: Es lebe König Enrique! oder: Es lebe König Don Pedro! rufen sollen."

Enrique hörte, doch noch ohne zu wissen, worauf der Connetable abzielte. Nichtsdestoweniger, da ihm die Folgerung sehr logisch vorkam, machte er mit dem Kopf ein billigendes Zeichen.

"Nun?" sagte er endlich.

"Nun," erwiederte Duguesclin, "wenn zwei Könige vorhanden sind, was eine Verwirrung veranlaßt so fangen wir damit an, daß wir einen wegschaffen."

"Mir scheint, daß wir nur zu diesem Ende Krie führen, Sire Connetable," entgegnete Enrique.

"Sehr gut; doch wir haben noch keine von d glänzenden Schlachten gewonnen, die Euch gerade einen König vom Throne stürzen, und in Erwartu dieses Tages, der über das Schicksal von Castilien, wie über das Eurige entscheiden wird, wißt Ihr s nicht, ob Ihr der König seid."

"Was ist daran gelegen! ich will es sein."

"Dann seid es."

"Aber, mein lieber Connetable, bin ich nicht für Euch der einzige, der wahre König?"

"Das genügt nicht; Ihr müßt es für Jede sein."

"Das scheint mir unmöglich, Messire, vor d winnen einer Schlacht, der Huldigung einer oder der Einnahme irgend einer großen Stadt."

"Wohl! das ist es, woran ich gedacht hab

"Ihr!"

"Allerdings, ich. Glaubt Ihr, weil ic denke ich nicht? Ihr täuscht Euch. Ich sch

immer und denke auch zuweilen. Ihr sagt, man müsse das Gewinnen einer Schlacht, die Huldigung einer Armee, oder die Einnahme einer großen Stadt abwarten?"

„Ja, wenigstens eines von diesen drei Dingen."

„Nun so wollen wir eines von diesen drei Dingen sogleich haben."

„Das scheint mir sehr schwierig, Connetable, um nicht zu sagen unmöglich."

„Warum, Sire?"

„Weil ich fürchte."

„Ah! wenn Ihr fürchtet, ich fürchte nie, gnädigster Herr," entgegnete lebhaft der Connetable; „thut es nicht, ich werde es thun."

„Wir werden von zu hoch herabfallen, Connetable; von so hoch, daß wir uns nicht mehr erheben."

„Fallt Ihr nicht in das Grab, gnädigster Herr, so werdet Ihr Euch immerhin erheben, so lange Ihr vier bretagnische Ritter um Euch und dieses glänzende castilianische Schwert an Eurer Seite habt. Auf, hoher Herr, Entschlossenheit!"

„Oh! seid unbesorgt, Messire Connetable, ich werde bei Gelegenheit haben," sprach Enrique, dessen Augen sich bei dem näher gerückten Anblick der Verwirklichung seines Traumes belebten. „Aber ich sehe weder die Schlacht, noch das Heer."

„Ja, aber Ihr seht die Stadt."

Enrique schaute umher.

„Wo salbt man die Könige in diesem Lande, gnädigster Herr?" fragte Duguesclin.

„In Burgos."

„Wohl! obgleich meine geographischen Kenntnisse nicht sehr ausgebreitet sind, so muß doch Burgos, wie mir scheint, in dieser Gegend liegen."

„Ganz gewiß, höchstens fünfundzwanzig bis dreißig Stunden von hier."

„Nehmen wir also Burgos."

„Burgos!“ wiederholte Enrique.

„Allerdings, Burgos. Und wenn Euch darnach gelüstet, so gebe ich es Euch, so wahr ich Duguesclin heiße.“

„Eine so feste Stadt, Connetable,“ versetzte Enrique, den Kopf mit dem Ausdruck des Zweifels schüttelnd; „eine Hauptstadt! eine Stadt, in der sich außer dem Adel eine mächtige Bürgerschaft findet, bestehend aus Christen, Juden und Mahometanern, welche in gewöhnlichen Zeiten ganz getrennt, aber, wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Privilegien handelt, ganz befreundet sind! Burgos, mit einem Wort, der Schlüssel Castiliens, eine Stadt, die als das uneinnehmbarste Heiligthum von denjenigen, welche die Krone und die königlichen Insignien darin niedergelegt haben, gewählt worden zu sein scheint!“

„Dahin werden wir gehen, wenn es Euch beliebt, gnädigster Herr,“ sprach ganz ruhig Duguesclin.

„Freund,“ sagte der Prinz, „laßt Euch nicht durch ein Gefühl der Zuneigung, durch eine übertriebene Ergebenheit verführen. Gehen wir mit unsern Kräften zu Rathe.“

„Zu Pferde, gnädigster Herr,“ sprach Bertrand, während er das Roß des Prinzen, das im Ginster umherirrte, beim Zügel faßte, „zu Pferde, und marschiren wir gerade auf Burgos.“

Und auf ein Zeichen des Connetable gab ein bretagnischer Trompeter das Signal. Die Schläfer waren die Ersten im Sattel, und Bertrand, der seine Bretagner mit der Aufmerksamkeit eines Anführers und mit der Liebe eines Vaters beobachtete, bemerkte, daß die meisten derselben, statt den Prinzen zu umgeben, wie sie es zu thun pflegten, sich im Gegentheil ihm als ihrem Connetable anschloßen, und ihn als ihr einziges wahres Haupt anerkannten.

„Es war Zeit,“ flüsterte der Connetable A... ins Ohr.

„Wozu?“ fragte dieser bebend wie ein Mensch, den man seinem Traume entreißt.

„Zeit, die Thätigkeit unserer Soldaten wieder aufzufrischen,“ sagte er.

„Das ist in der That kein Uebel, Connetable,“ erwiederte der junge Mann, „denn es ist hart für Menschen, zu gehen, man weiß nicht wohin, man weiß nicht für wen.“

Bertrand lächelte; Agenor erwiederte seinen Gedanken und gab ihm folglich Recht.

„Nicht wahr, Ihr sprecht nicht für Euch?“ fragte Bertrand; „denn mir scheint, ich habe Euch immer als den Ersten auf dem Marsch und beim Angriff für die Ehre unseres Landes gesehen.“

„Oh! ich verlange nichts Anderes, als mich zu schlagen und besonders zu marschiren, und nie wird man schnell genug für mich gehen.“

Und als er diese Worte sagte, erhob sich Agenor auf seinen Steigbügeln, als ob sein Blick die Berge hätte überspringen wollen, welche den Horizont begrenzten.

Bertrand antwortete nicht; er hatte Jedermann gut beurtheilt und begnügte sich damit, daß er eine Wache befragte, die ihn versicherte, wolle man auf dem kürzesten Weg Burgos erreichen, so müsse man sich gegen Calahorra, eine kleine kaum sechs Meilen entfernte Stadt, wenden.

„Marschiren wir also rasch nach Calahorra,“ rief der Connetable.

Und er spornte sein Pferd, und gab so das Beispiel der Eile.

Hinter ihm setzte sich mit einem furchtbaren Geräusch die eherne Schwadron in Bewegung, in deren Centrum sich Enrique von Transtamare befand.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Bote.

Es war am Ende des zweiten Tagemarsches, al
sich die kleine Stadt Calahorra den Blicken der vo
Enrique von Transtamare und von Bertrand Dugues
clin befehligten Truppe darbot. Diese Truppe, die sic
während der zwei Tagemärsche mit allen kleinen in de
Umgegend zerstreuten Corps verstärkt hatte, mochte un
gefähr zehntausend Mann zählen.

Der Versuch, den man auf die Stadt Calahorra
einen vorgerückten Wachtposten von Burgos, mache
wollte, war beinahe entscheidend. Von diesem Aus
gangspunkte, der den Maßstab für die Stimmung Alt
Castiliens gab, hing in der That der günstige oder un
günstige Erfolg des Zuges ab. Sah sich Don Enriqu
vor Calahorra aufgehalten, so wurde sein Marsch ei
Krieg; fiel ihm Calahorra ohne Hinderniß zu, so rückt
Don Enrique auf dem Wege des Triumphes vor.

Die Armee war übrigens voll guten Willens; e
herrschte allgemein die Meinung, Don Pedro habe sic
jenseits des Gebirges mit einem Corps aragonische
und maurischer Truppen in Verbindung gesetzt, von den
man Kenntniß hatte.

Die Thore der Stadt waren geschlossen, die Sol
daten, welche dieselben bewachten, hatten ihren Poste
inne; die Schildwachen gingen, die Armbrust auf de
Schulter, auf der Mauer auf und ab; Alles war in
Stande, wenn nicht der Drohung, doch wenigstens de
Vertheidigung.

Dugueselin führte seine kleine Armee bis auf eine

Pfeilschuß zu den Wällen. Hier versammelte er seine Truppen um die Fahnen und hielt eine Rede, welche ganz das Gepräge der bretagnischen Sicherheit und der Gewandtheit eines am Hof von Karl V. aufgezogenen Mannes hatte; diese Rede endigte er damit, daß er Don Enrique von Transtamare zum König beider Castilien, von Sevilla und von Leon, an der Stelle von Don Pedro, dem Mörder, dem Verruchten, dem des Ritterthums Unwürdigen proclamirte.

Diese feierlichen Worte, welche Bertrand mit der ganzen Stärke seiner Lunge aussprach, machten zehntausend Schwerter aus der Scheide springen, und unter dem schönsten Himmel der Welt, zur Stunde, wo die Sonne hinter den Gebirgen von Navarra unterzugehen im Begriff war, konnte Calahorra von seinem Walle herab dem eindrucksvollen Schauspiel eines Thrones, der fällt, und einer Krone, die sich erhebt, beiwohnen.

Bertrand, nachdem er gesprochen, nachdem er das Heer hatte sprechen lassen, wandte sich gegen die Stadt um, als wollte er sie um ihre Meinung fragen.

Die Bürger von Calahorra, so gut eingeschlossen, so gut mit Waffen und Proviant sie auch versehen waren, blieben nicht lange im Zweifel.

Die Haltung des Connetable war bezeichnend. Die seiner Krieger, die Lanze hoch, war es nicht minder. Sie bedachten wahrscheinlich, daß schon das Gewicht dieser Reiterei genügen würde, um ihre Mauern einzudrücken, und daß es folglich einfacher wäre, diesem Unglück durch das Oeffnen der Thore zu begegnen. Sie erwiederten daher den Zuruf des Heeres dadurch, daß sie voll Begeisterung: Es lebe Don Enrique von Transtamare, König von Castilien, Sevilla und Leon! schrieen.

Diese ersten Ausrufungen, welche in castilianischer Sprache geschahen, brachten eine tiefe Erschütterung bei Enrique hervor; er schlug sein Helmvisir auf, näherte sich allein der Mauer und sprach:

„Sagt: Es lebe der gute König Enrique! denn ich werde so gut gegen Calahorra sein, daß es sich in allen Zeiten erinnern soll, es habe mich zuerst als König von Castilien begrüßt."

Da war es nicht mehr Begeisterung, sondern eine wahre Wuth; die Thore öffneten sich, als hätte sie eine Fee mit ihrem Stäbchen berührt, und eine gedrängte Masse von Bürgern, Frauen und Kindern strömte aus der Stadt hervor und vermischte sich mit den königlichen Truppen.

In einer Stunde gestaltete sich eines von den glänzenden Festen, deren Kosten zu tragen die Natur allein genügt; alle die Blumen, aller Wein, aller Honig dieses schönen Landes; die Psalter, die Dolciane, die Stimmen der Frauen, die Wachskerzen, der Klang der Glocken, die Gesänge der Priester berauschten die ganze Nacht hindurch den neuen König und seine Gefährten.

Bertrand hatte indessen seinen Bretagner-Rath versammelt und sprach zu ihm:

„Der Prinz Don Enrique von Transtamare ist nun, wenn nicht gesalbt, doch zum König ausgerufen; Ihr unterstützt nicht mehr einen Abenteurer, sondern einen Fürsten, der Ländereien, Lehen und Güter besitzt. Ich wette, Caverley wird es bedauern, daß er nicht mehr bei uns ist."

Mitten unter der Aufmerksamkeit, die man ihm stets bewilligte, nicht nur als einem Führer, sondern als einem ebenso klugen, wie braven, ebenso braven, wie erfahrenen Krieger, entwickelte er sein ganzes System, nämlich seine Hoffnungen, welche bald die aller Anwesenden wurden.

Er vollendete seine Rede, als man ihm meldete, der Prinz verlange nach ihm, sowie nach dem bretagnischen Anführer, und er erwarte seine getreuen Verbündeten im Palast des Gouverneur von Calahorra, den dieser zur Verfügung des neuen Fürsten gestellt hatte.

Bertrand entsprach sogleich der an ihn ergangenen Einladung. Enrique saß schon auf einem Thron und ein goldener Reif, das Zeichen des Königthums, umgab seinen Helmstutz.

„Sire Connetable," sagte der Prinz, Duguesclin die Hand reichend, „Ihr habt mich zum König gemacht, ich mache Euch zum Grafen; Ihr habt mir ein Reich gegeben, ich biete Euch eine Herrschaft an; Euch habe ich es zu verdanken, daß ich Enrique von Transtamare, König von Castilien, Sevilla und Leon heiße; Ihr heißt nach meinem Willen Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich und Graf von Borgia."

Sogleich bewies ein dreifacher Zuruf der Anführer und Soldaten dem König, daß er nicht nur einen Act der Dankbarkeit, sondern auch der Gerechtigkeit vollbracht hatte.

„Was Euch betrifft, Ihr edlen Kapitäne," fuhr der König fort, „so werden meine Geschenke das Maß Eurer hohen Verdienste nicht erreichen; doch Eure Eroberungen sollen, indem sie meine Staaten vergrößern und meine Reichthümer vermehren, auch Euch mächtiger und reicher machen."

Mittlerweile ließ er unter sie sein Gold- und Silbergeschirr, seine Pferde und Alles, was der Palast von Calahorra an Kostbarkeiten enthielt, vertheilen. Dann ernannte er zum Gouverneur der Provinz denjenigen, welcher nur Gouverneur der Stadt war.

Sofort trat er auf den Balcon und ließ unter die Soldaten achtzigtausend Goldthaler, die ihm noch blieben, vertheilen. Nachdem dies geschehen war, deutete er auf seine leeren Kisten und sprach:

„Ich empfehle sie Euch, denn wir werden sie in Burgos wieder füllen."

„In Burgos!" riefen die Soldaten und Kapitäne.

„In Burgos!" wiederholten die Einwohner, für welche die in Festen, Trinkgelagen und Umhalsungen zugebrachte Nacht schon eine Probe der Brüderschaft

, welche die Klugheit nicht in Miß-
u lassen rieth.
der Tag gekommen, das Heer war zum
hon erhob sich das königliche Banner über
inzelnen castilianischen und bretagnischen
sich ein gewaltiger Lärmen an dem
alahorra hörbar machte und das Ge-
das sich dem Mittelpunkt der Stadt
tiges Ereigniß verkündigte.
niß war ein Bote.
helte, Enrique erhob sich strahlend.
ihm Platz," sprach der König.
trat auf die Seite.
n, reitend auf einem arabischen Roß,
üstern, mit langer Mähne, bebend auf
ie so scharf und spitzig waren, wie
einen Mann von schwarzbrauner Farbe,
Burnus gehüllt, erscheinen.
Don Enrique?" fragte er.
gen der König?" erwiederte Duguesclin.
einen andern König, als Don Pedro,"

er, welcher wenigstens keine Ausflüchte
der Connetable.
" sprach der Prinz, „machen wir di
bin derjenige, mit welchem Ihr red

verbeugte sich, ohne vom Pferd

mt Ihr?" fragte Don Enrique.
os."

„Den Frieden," sagte der Araber.

„Oh! oh!" rief Bertrand, in dem die Redlichkeit rascher und lauter sprach, als jedes Interesse.

Enrique faltete die Stirne.

Agenor bebte vor Wohlbehagen; der Friede war die Freiheit, Aissa nachzulaufen, und die Freiheit, sie zu erreichen.

„Und dieser Friede," fragte Enrique mit zaudern- dem Tone, „unter welcher Bedingung wird er uns be- willigt werden?"

„Antwortet, gnädigster Herr, daß Ihr ihn wün- schet, wie wir," erwiederte der Abgesandte, „und der König, mein Herr, wird sehr leichte Bedingungen stellen."

Bertrand hatte indessen an den Auftrag gedacht, den er von König Karl V. erhalten, an den Auftrag der Rache in Beziehung auf Don Pedro und der Zer- störung in Beziehung auf die großen Compagnien.

„Ihr solltet den Frieden nicht annehmen, ohne daß Ihr Eurerseits hinreichend Vortheile errungen habt, um gute Bedingungen verlangen zu können," sagte er zu Enrique.

„Ich dachte das auch, doch ich erwartete Eure Bei- stimmung," sagte rasch Enrique, der bei dem Gedan- ken, das zu theilen, was er allein haben wollte, zitterte.

„Was antwortet der gnädigste Herr?" fragte der Bote.

„Antwortet für mich, Graf von Borgia," sagte der König.

„Ich will es, Sire," erwiederte Bertrand sich ver- beugend.

Dann wandte er sich gegen den Boten und sprach:

„Herr Herold, kehrt zu Eurem Gebieter zurück und sagt ihm, wir werden über den Frieden unterhandeln, wenn wir in Burgos seien."

„In Burgos!" rief der Abgesandte mit einem Ton, der mehr Furcht, als Erstaunen bezeichnete.

„Burgos!“ wiederholte Enrique.

„Allerdings, Burgos. Und wenn Euch darnach gelüstet, so gebe ich es Euch, so wahr ich Duguesclin heiße.“

„Eine so feste Stadt, Connetable,“ versetzte Enrique, den Kopf mit dem Ausdruck des Zweifels schüttelnd; „eine Hauptstadt! eine Stadt, in der sich außer dem Adel eine mächtige Bürgerschaft findet, bestehend aus Christen, Juden und Mahometanern, welche in gewöhnlichen Zeiten ganz getrennt, aber, wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Privilegien handelt, ganz befreundet sind! Burgos, mit einem Wort, der Schlüssel Castiliens, eine Stadt, die als das uneinnehmbarste Heiligthum von denjenigen, welche die Krone und die königlichen Insignien darin niedergelegt haben, gewählt worden zu sein scheint!“

„Dahin werden wir gehen, wenn es Euch beliebt, gnädigster Herr,“ sprach ganz ruhig Duguesclin.

„Freund,“ sagte der Prinz, „laßt Euch nicht durch ein Gefühl der Zuneigung, durch eine übertriebene Ergebenheit verführen. Gehen wir mit unsern Kräften zu Rathe.“

„Zu Pferde, gnädigster Herr,“ sprach Bertrand, während er das Roß des Prinzen, das im Ginster umherirrte, beim Zügel faßte, „zu Pferde, und marschiren wir gerade auf Burgos.“

Und auf ein Zeichen des Connetable gab ein bretagnischer Trompeter das Signal. Die Schläfer waren die Ersten im Sattel, und Bertrand, der seine Bretagner mit der Aufmerksamkeit eines Anführers und mit der Liebe eines Vaters beobachtete, bemerkte, daß die Meisten derselben, statt den Prinzen zu umgeben, wie sie es zu thun pflegten, sich im Gegentheil ihm als ihrem Connetable anschloßen, und ihn als ihr einziges wahres Haupt anerkannten.

„Es war Zeit,“ flüsterte der Connetable ihm ins Ohr.

wir ein Geheimniß der menschlichen Organisation nennen.

Immerhin ist gewiß, daß an dem Abend des Tages, wo Don Enrique, den Connetable an seiner Seite, in Calahorra eingezogen war, die Nachricht, daß man Enrique zum König von Castilien, Sevilla und Leon ausgerufen, sich auf Burgos niedersenkte, wo Don Pedro selbst erst seit einer Viertelstunde eingezogen war.

Welcher Adler hatte sie, am Himmel hinziehend, aus seinen Klauen fallen lassen? Niemand konnte es sagen, aber in wenigen Augenblicken war Jedermann davon überzeugt.

Don Pedro allein zweifelte, Mothril brachte ihn zu der Meinung von Jedermann, indem er zu ihm sagte:

„Es ist zu befürchten, daß dies so ist, daß es sein muß, folglich ist es.“

„Aber,“ entgegnete Don Pedro, „vorausgesetzt sogar, dieser Bastard sei in Calahorra eingezogen, so ist es darum doch nicht wahrscheinlich, daß man ihn zum König ausgerufen hat.“

„Ist es nicht gestern geschehen, so wird es sicherlich heute geschehen,“ erwiederte Mothril.

„Dann marschiren wir ihm entgegen, und bekriegen wir ihn.“

„Nein, bleiben wir, wo wir sind, und machen wir Frieden.“

„Frieden machen!“

„Ja, erkauft ihn sogar, wenn es nothwendig ist.“

„Unglücklicher!“ rief Don Pedro wüthend.

„Ein Versprechen,“ versetzte Mothril, die Achseln zuckend; „kostet denn das so viel, und Euch besonders, Herr König?“

„Ah! ah!“ machte Don Pedro, der zu begreifen anfing.

„Allerdings,“ fuhr Mothril fort; „was will Don Enrique? einen Thron; gebt ihm einen von dem Um-

fang, der Euch beliebt: Ihr werdet ihn sodann hinab-
stürzen. Macht Ihr ihn zum König, so wird er Euch, der ihr ihm die Krone auf das Haupt gesetzt habt, nicht mehr mißtrauen. Ich frage Euch, ist es denn so vortheilhaft, unabläßig an unbekannten Orten einen Nebenbuhler zu haben, der, wie der Blitz, man weiß nicht wann, man weiß nicht wo herabfallen kann? Weiset Don Enrique ein Königreich zu, schließt es in die Grenzen ein, die Euch bequem sind; macht mit ihm, was man mit dem Stör macht, dem man einen ganzen Fischteich mit tausend Schlupfwinkeln gibt. Man ist sicher, ihn zu finden, wenn man in diesem für ihn bereiteten Bassin auf ihn jagt. Sucht ihn aber im ganzen Meer!“

„Das ist wahr,“ sagte Don Pedro immer aufmerksamer.

„Verlangt er Leon von Euch,“ fuhr Mothril fort, „so gebt ihm Leon; er wird es nicht sobald angenommen haben, als er zu Euch kommen muß, um Euch zu danken; Ihr werdet ihn dann an Eurer Seite, an Eurem Tisch, an Eurem Arm haben: ein Tag, eine Stunde, zehn Minuten, das ist eine Gelegenheit, die Euch das Glück nie bieten wird, so lange Ihr mit einander Krieg führt. Er ist in Calahorra, sagt man; geb ihm alles Gebiet, was zwischen Calahorra und Burgo liegt, und Ihr werdet ihm nur um so näher sein.“

Don Pedro begriff Mothril ganz und gar.

„Ja,“ murmelte er nachdenkend, „so brachte i Don Federigo in meine Nähe.“

„Ah!“ sagte Mothril, „ich glaubte in der Th Ihr hättet das aus dem Gedächtniß verloren.“

„Es ist gut!“ sprach Don Pedro, indem er se Hand auf die Schulter von Mothril fallen ließ, „es gut.“

Und der König schickte zu Don Enrique einen den unermüdlichen Mauren, welche die Tage nach dreißig Meilen messen, die ihre Pferde zurücklegen.

Mothril schien es nicht zweifelhaft, Enrique würde annehmen, und wäre es nur in der Hoffnung, Don Pedro den zweiten Theil des Reiches zu entreißen, nachdem er den ersten angenommen. Doch man rechnete ohne den Connetable. Als die Antwort von Calahorra ankam, waren auch Don Pedro und seine Räthe ganz bestürzt, einmal, weil sie nicht an die Erwählung des Prätendenten glaubten, und sodann, weil sie die Folgen davon übertrieben.

Don Pedro hatte indessen ein Heer; aber ein Heer ist minder stark, wenn es belagert wird. Er hatte Burgos; aber war die Treue von Burgos ganz sicher?"

Mothril verhehlte Don Pedro nicht, die Einwohner von Burgos gelten für große Liebhaber von Neuigkeiten.

„Wir legen die Stadt in Asche," sagte Don Pedro.

Mothril schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Burgos ist keine von den Städten, die sich ungestraft verbrennen lassen. Es wird zuerst von Christen bewohnt, welche die Mauren hassen, und die Mauren sind Eure Freunde; von Muselmännern, welche die Juden hassen, und die Juden sind Eure Säckelmeister; von Juden endlich, welche die Christen hassen, und Ihr habt eine große Anzahl Christen in Eurem Heer. Diese Leute werden sich unter einander zerfleischen, statt das Heer von Don Enrique zu zerfleischen; sie werden noch mehr thun, jede von den drei Parteien wird die zwei andern dem Prätendenten ausliefern. Glaubt mir, findet einen Vorwand, um Burgos zu verlassen, Sire, und ich rathe Euch, verlaßt Burgos, ehe man die Kunde von der Erwählung von Don Enrique vernimmt."

„Verlasse ich Burgos, so ist dies eine für mich verlorene Stadt," sagte Don Pedro zögernd.

„Nein; wenn Ihr zurückkommt, um Don Enrique zu belagern, so werdet Ihr ihn in derselben Lage finden, in der wir uns heute befinden, und da Ihr anerkennt, daß der Vortheil zu dieser Stunde auf seiner Seite ist,

so wird der Vortheil dann auf der Euren sein.
sucht einen Rückzug, Hoheit."

„Fliehen!" rief Don Pedro, indem er seine geba
Faust zum Himmel erhob.

„Derjenige, welcher zurückkommt, Sire, flieht nic
entgegnete Mothril.

Don Pedro zögerte noch; doch der Anblick bewi
bald, was der Rath nicht bewirken konnte. Er
wahrte wachsende Gruppen auf der Schwelle der Pfort
noch zahlreichere Gruppen auf den Kreuzwegen, und
den Menschen, welche diese Gruppen bildeten, hörte
einen sagen:

„Der König Don Enrique."

„Mothril," sprach er, „Du hattest Recht. Ich gla
auch, daß es Zeit ist, aufzubrechen."

Zehn Minuten nachher verließ der König
Pedro Burgos gerade in dem Augenblick, wo die Ban
von Don Enrique von Transtamare auf dem Gi
der Berge Asturiens erschienen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Salbung.

Die Einwohner von Burgos, welche bei dem
danken, zwischen zwei Bewerbern gefaßt zu wer
zitterten und sich in diesem Fall zu Bezahlung
Kriegskosten bestimmt sahen, hatten nicht sobald
Rückzug von Don Pedro wahrgenommen und die St
arten von Don Enrique erkannt, als sie auf der S

durch einen leicht begreiflichen Umschlag die heftigsten Parteigänger des neuen Königs wurden.

Wer bei Bürgerkriegen eine auch nur vorübergehende vergleichungsweise Schwäche zeigt, ist sicher, mit einem Schlage einige Stufen tiefer zu fallen, als ihn diese Schwäche selbst stellte. Der Bürgerkrieg ist nicht nur ein Streit von Interessen, es ist ein Kampf der Eigenliebe. Zurückweichen heißt in diesem Fall sich zu Grunde richten. Der von Mothril ertheilte Rath, ein Rath, hervorgehend aus seiner maurischen Natur, bei der die Schätzungen des Muthes ganz von den unsrigen verschieden sind, war also schlimm für die Christen, welche entschieden die höchste Zahl der Bevölkerung von Burgos bildeten.

Die mahometanische und jüdische Bevölkerung schloß sich ihrerseits in der Hoffnung, etwas bei dieser Veränderung zu gewinnen, der christlichen Bevölkerung an, um Don Enrique als König von Castilien, Sevilla und Leon auszurufen, und Don Pedro als des Ranges eines Königs verlustig zu erklären.

Unter dem Lärmen des einstimmigen Zujauchzens begab sich also Don Enrique, geführt vom Bischof von Burgos, in den noch von der Anwesenheit von Don Pedro lauen Palast.

Duguesclin quartierte seine Bretagner in Burgos ein und brachte ringsumher die italienischen und französischen Compagnien unter, welche ihren Verbindlichkeiten treu geblieben waren, als ihn die englischen Compagnien verließen. Auf diese Art bewachte er die Stadt, ohne sie zu belästigen. Ueberdies war die strengste Disciplin eingeführt worden; der geringste Diebstahl sollte bei den Bretagnern mit dem Tod, und bei den Fremden mit der Peitsche bestraft werden. Er begriff, daß diese Eroberung, die sich gutwillig hatte machen lassen, großer Schonung bedurfte, und es dünkte ihm wichtig, daß seine Soldaten von diesen neuen Anhängern an die Sache der Ursurpation freundlich aufgenommen wurden.

„Nun zu den Feierlichkeiten, hoher Herr,
beliebt," sagte er zu Enrique. „Laßt die P
Eure Frau holen, welche ungeduldig auf Na
von Euch in Aragonien wartet; man kröne
Königin zu gleicher Zeit, da man Euch als
krönen wird. Nichts, ich habe das in Frank
merkt, nichts macht eine so gute Wirkung bei
remonien, als die Frauen und der Goldstoff.
werden viele Leute, welche durchaus nicht genei
Euch zu lieben, und dennoch nichts Anderes w
als Eurem Bruder den Rücken zuzuwenden, i
endem Eifer für die neue Königin entbrennen
es, wie man sagt, eine von den schönen und
reichen Prinzessinnen der Christenheit ist. Dann
der Connetable bei, „dann ist dies ein Punk
welchen Euer Bruder nicht mit Euch in die S
treten kann, da er die seinige getödtet hat. Un
man sieht, daß Ihr ein so guter Gatte gegen
von Castilien seid, wird ihn Jeder fragen, was
Blanche von Bourbon gemacht habe."

Der König lächelte bei diesen Worten, dere
er anerkennen mußte; während sie seinen Geist
digten, schmeichelten sie überdies seinem Stolz und
Hang zur Prahlerei und zu äußerem Schimme
Königin wurde also nach Burgos berufen.

Die Stadt schmückte sich indessen mit Tapet
Blumengewinde wurden an den Wänden aufg
und die mit Palmen bestreuten Straßen versch
unter einem grünen Teppich. Durch das Geprä
versprochenen Schauspiels angelockt, strömten vo
Seiten die Castilianer herbei, ohne Waffen,
vielleicht noch unentschlossen, aber mit dem Vo
eine feste Entscheidung von der Wirkung abhän
machen, welche auf sie der Glanz der Feierlichk
die Freigebigkeit des neuen Gebieters hervor
würde.

Als man die Ankunft der Königin signalisirte

sich Duguesclin an die Spitze seiner Bretagner und empfing sie eine Meile von der Stadt.

Es war in der That eine schöne Prinzessin, die Prinzessin Juana von Castilien, und ihre Schönheit erhöhte sich noch durch den Glanz eines prächtigen Schmuckes und einer wahrhaft königlichen Escorte.

Sie saß, wie die Chronik sagt, in einem mit Goldstoff überkleideten und mit Edelsteinen geschmückten Wagen. Die drei Schwestern des Königs begleiteten sie und ihre Ehrendamen folgten ihnen in beinahe eben so prächtigen Equipagen.

Um diese glänzenden Sänften ließen Schaaren von Pagen, funkelnd von Seide, Gold und Juwelen, voll Anmuth herrliche andalusische Renner tanzen und springen, Pferde, deren Race, gekreuzt mit der arabischen Race, Rosse so schnell wie der Wind und so stolz wie die Castilianer selbst gibt.

Die Sonne funkelte auf diesen glänzenden Zug, zugleich ihre Feuerstrahlen auf die Scheiben der Kathedrale heftend und den Dampf des egyptischen Weihrauches erwärmend, den die Nonnen in goldenen Fässern verbrannten.

Mit den Christen vermischt, die sich an dem Wege der Königin drängten, bewunderten die Muselmänner, in ihre reichen Kaftans gekleidet, diese so edlen, so schönen Frauen, welche ihre im Hauche des Windes flatternden leichten Schleier vor der Sonne, aber nicht gegen die Blicke beschützten.

Sobald die Königin Duguesclin auf sich zukommen sah, der an seiner goldenen Rüstung und an dem Schwert des Connetable, das ihm ein Knappe auf einem Kissen von blauem Sammet mit goldenen Lilien vorantrug, erkenntlich war, ließ sie die weißen Maulthiere halten, welche ihren Wagen zogen, und stieg hastig von dem Sitz, auf dem sie saß.

Auf ihr Beispiel, und ohne zu wissen, was Juana

von Castilien beabsichtigte, stiegen auch die Schweste
des Königs und die Damen ihres Gefolges aus.

Die Königin schritt auf Duguesclin zu, der, a
er sie erblickte, von seinem Pferde sprang. Dann ve
doppelte sie ihre Schritte, wie die Chronik sagt, u
streckte die Arme gegen ihn aus.

Er schnallte sogleich das Visir seines Helmes a
und warf diesen hinter sich. So daß die Königin, w
immer die Chronik sagt, als sie sein Gesicht entblö
sah, sich an seinen Hals hing und ihn, wie es nur ei
zärtliche Schwester hätte thun können, umarmte.

„Euch," rief sie mit einer so tiefgefühlten Erschü
terung, daß sie das Herz aller Anwesenden bewegt
„Euch, erhabener Connetable, verdanke ich meine Kron
eine unerwartete Ehre, die meinem Hause zukomm
Empfangt meinen Dank, Ritter; Gott wird Euch würd
belohnen. Ich, was mich betrifft, kann nur Eines thu
das Maß meiner Dankbarkeit der Größe Eures Ve
dienstes gleich machen."

Bei diesen Worten und besonders bei dieser für de
guten Connetable so ehrenvollen königlichen Umarmun
erhob sich ein Schrei der Beistimmung, ein beina
furchtbarer Schrei durch die große Anzahl der Stimme
die daran Theil genommen, aus dem Schooße de
Volkes und der Armee, begleitet von allgemeinem Be
fallklatschen.

„Heil dem guten Connetable!" rief man, „Glü
und Heil der Königin Juana von Castilien!"

Die Schwestern des Königs zeigten sich mind
enthusiastisch: es waren dies spöttische, boshafte jun
Mädchen. Sie schauten den Connetable von der Sei
an, und da sie natürlich der Anblick des guten Ritte
von dem Ideal, das sie sich von ihm gemacht, zur Wi
lichkeit, die sie vor den Augen hatten, zurückrief
flüsterten sie:

„Das ist also der berühmte Krieger . . . wa

„Ei! seht doch, Gräfin, wie rund seine Schultern sind!“ fuhr die zweite von den drei Schwestern fort.

„Und wie krumm seine Beine!“ sagte die dritte.

„Ja, aber er hat unsern Bruder zum König erhoben,“ versetzte die Aelteste, um dieser für den guten Ritter durchaus nicht vortheilhaften forschenden Betrachtung ein Ende zu machen.

Es ist nicht zu leugnen, die große Seele des erhabenen Ritters, die ihn so viele schöne und edle Dinge hatte vollbringen lassen, befand sich in einem ihrer keineswegs würdigen Model; sein ungeheurer bretaguischer Kopf, so voll von guten Ideen und hochherziger Beharrlichkeit, müßte Jedem gemein vorgekommen sein, der es vernachlässigt hätte, das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen sprang, und die Harmonie der in seinen Zügen vereinigten Festigkeit und Sanftmuth wahrzunehmen.

Allerdings hatte er gebogene Beine, aber der gute Ritter hatte so oft für die Ehre Frankreichs sein Pferd bestiegen, daß man ihm, ohne sich gegen die Dankbarkeit zu verfehlen, diese Biegung, die er durch das beständige Reiten seines edlen Rosses angenommen, nicht zum Vorwurf machen konnte.

Wohl hatte ganz richtig die zweite Schwester des Königs die Rundung der Schultern von Duguesclin wahrgenommen, aber mit diesen Schultern waren die muskeligen Arme verbunden, die mit einem Schlag Roß und Reiter im Gefecht niederschmetterten.

Die Menge konnte nicht sagen: Das ist ein schöner Herr; aber sie sagte: Das ist ein furchtbarer Herr.

Nach diesem ersten Austausch von Höflichkeiten und Danksagungen bestieg die Königin ein aragonisches weißes Maulthier, das mit einer goldgestickten Schabracke und einem von Juwelen funkelnden Reitzeug, einem Geschenk der Bürger von Burgos, bedeckt war.

Sie bat Duguesclin, an ihrer Seite zu reiten, und wählte zur Begleitung der Schwestern des Königs

Messire Olivier von Mauney, den Stammler von Vilaines und fünfzig andere Ritter, welche zu Fuß neben den Ehrendamen gingen.

So kam man in den Palast; der König wartete unter einem Baldachin von Goldstoff; unfern von ihm war der Graf von Lamarche, der am Morgen erst von Frankreich angekommen. Als er die Königin erblickte, stand er auf; die Königin stieg ihrerseits ab und kniete vor ihm nieder. Der König hob sie auf und sprach, nachdem er sie umarmt hatte, ganz laut die Worte:

„In das Kloster de las Huelgas!“

In diesem Kloster sollte die Krönung stattfinden.

Alle folgten jubelnd dem König und der Königin.

Agenor hatte sich während dieser geräuschvollen Feierlichkeiten mit seinem treuen Musaron in eine entlegene, düstere Wohnung zurückgezogen.

Nur hatte der Letztere, der nicht verliebt, sondern im Gegentheil neugierig und vorwitzig war wie ein gascognischer Knappe, seinen Herrn sich allein einschließen lassen und seinen Rückzug benützt, um die Stadt zu beschauen und allen diesen Feierlichkeiten beizuwohnen. Als er am Abend zu Agenor zurückkehrte, hatte er daher Alles gesehen und wußte Alles, was vorgefallen war.

Er fand Agenor im Garten seiner Wohnung umherschweifend, und begierig, die Neuigkeiten, die er gesammelt, mitzutheilen, sagte er hier seinem Herrn, der Connetable sei nicht mehr allein Graf von Borgia, sondern ehe man sich zu Tische gesetzt, habe sich die Königin vom König eine Gnade erbeten, und da ihr diese Gnade bewilligt worden, habe sie Duguesclin die Grafschaft Transtamare geschenkt.

„Ein schönes Glück,“ sagte Agenor zerstreut.

„Das ist noch nicht Alles, edler Herr,“ fuhr Musaron, durch diese Antwort zum Sprechen ermuthigt fort, denn so kurz die Antwort war, so bewies sie ihm doch, daß man ihn gehört hatte. „Der König fühlt

sich bei dieser Bitte der Königin an der Ehre gepackt, und ehe der Connetable sich zu erheben Zeit gehabt hatte, sagte er: „„Messire, die Grafschaft Transtamare ist das Geschenk der Königin; nun aber ist es an mir, Euch mein Geschenk zu machen; ich gebe Euch die Grafschaft Soria.““

„Man überhäuft ihn mit Ehren und Gunstbezeigungen, und das ist nur billig,“ sagte Agenor.

„Doch das ist noch nicht Alles,“ fuhr Musaron fort, „Jedermann hat seinen Antheil an seiner königlichen Freigebigkeit bekommen.“

Agenor lächelte bei dem Gedanken, daß man ihn vergessen, ihn, der in seiner untergeordneten Stellung Don Enrique doch auch einige Dienste geleistet hatte.

„Jedermann?“ versetzte er; „wie so?“

„Ja, hoher Herr, die Kapitäne, die Officiere, und sogar die Soldaten. Wahrlich, ich höre nicht auf zwei Fragen an mich zu richten, einmal: ist Spanien groß genug, um Alles zu enthalten, was der König verschenkt? sodann: werden diese Leute stark genug sein, um wegzutragen, was man ihnen geschenkt hat?“

Aber Agenor hörte schon nicht mehr, und Musaron erwartete vergebens eine Antwort auf seinen Scherz. Mittlerweile war es Nacht geworden, und an einen von den Balcons angelehnt, deren Oeffnungen mit Blättern und Blumen gefüllt sind, die sich an den marmornen Pfeilern hinranken und ein Gewölbe über den Fenstern bilden, horchte Agenor auf den entfernten Lärmen und die Geräusche des Festes, die um ihn her erloschen. Zu gleicher Zeit erfrischte der Abendwind seine Stirne voll glühender Gedanken, und der scharfe Geruch der Myrthen und Jasmine erinnerte ihn an die Gärten des Alcazar von Sevilla und von Ernauton in Bordeaux. Alle diese Erinnerungen hatten ihn von der Erzählung von Musaron abgezogen.

Musaron, der den Geist seines Herrn nach den Umständen zu behandeln wußte, was immer eine leichte

Aufgabe für diejenigen ist, welche uns lieben und unsere Geheimnisse kennen, wählte, um diesen Geist zu sich zurückzuführen, einen Gegenstand, von dem er glaubte, er müsse ihn unfehlbar seiner Träumerei entziehen.

„Wißt Ihr," sagte er, „wißt Ihr, edler Herr Agenor, daß alle diese Feste nur das Vorspiel des Krieges sind, und daß ein großer Zug gegen Don Pedro auf die heutige Feierlichkeit folgen wird, um das Land demjenigen zu geben, welcher die Krone genommen hat?"

„Wohl," erwiederte Agenor, „es sei! wir werden diesen Zug mitmachen."

„Man hat weit zu gehen, Messire.

„Nun, so werden wir weit gehen."

„Dort, (Musaron deutete mit der Hand auf den unermeßlichen Raum), dort will Messire Bertrand die Knochen aller Compagnien vermodern lassen, wie Ihr wißt."

„Wohl! dann werden unsere Knochen in Gesellschaft vermodern, Musaron."

„Das ist allerdings eine Ehre für mich, gnädiger Herr, doch . . ."

„Was?"

„Man hat Recht, wenn man sagt, der Herr sei der Herr und der Diener der Diener, nämlich eine arme Maschine."

„Warum dies, Musaron?" fragte Agenor, endlich berührt von dem kläglichen Tone, den sein Knappe absichtlich angenommen hatte.

„Wir sind wesentlich von einander verschieden: Ihr seid ein edler Ritter, Ihr dient Eurem Herrn der Ehre wegen, wie es scheint; aber ich . . ."

„Du . . . ?"

„Ich diene Euch auch zuerst der Ehre wegen und sodann, um des Vergnügens Eurer Gesellschaft theilhaftig zu sein, endlich aber, um einen Lohn zu beziehen."

„Ich auch, ich habe auch meinen Lohn," erwiederte

Agenor mit einer gewissen Bitterkeit. „Hast Du nicht neulich gesehen, daß mir Messire Bertrand hundert Goldthaler im Auftrag des Königs, des neuen Königs, brachte?"

„Ich weiß es, Messire."

„Hast Du nicht von diesen hundert Thalern Deinen Antheil bekommen?"

„Und zwar einen guten Antheil, da ich Alles bekommen habe."

„Du siehst also, daß ich auch meinen Lohn habe, da Du es bist, der ihn bezieht."

„Ja; aber darauf wollte ich gerade kommen, nämlich, daß Ihr nicht nach Euren Verdiensten bezahlt seid. Hundert Goldthaler! ich könnte dreißig Officiere anführen, welche fünfhundert erhalten haben und obendrein vom König zu Baronen oder Bannerherren, oder sogar zu Seneschallen seines Hauses gemacht worden sind."

„Damit willst Du sagen, der König habe mich vergessen, nicht wahr?"

„Durchaus."

„Desto besser, Musaron, desto besser; ich habe es gern, wenn mich die Könige vergessen; während dieser Zeit fügen sie mir wenigstens nichts Schlimmes zu."

„Ah! gnädiger Herr, wollt Ihr mich glauben machen, Ihr seid glücklich, Euch in diesem Garten langweilen zu dürfen, während die Anderen dort ihre goldenen Becher an einander stoßen und den Damen ihr süßes Lächeln zurückgeben!"

„Es ist dennoch so, Meister Musaron," erwiederte Agenor. „Wenn ich es Dir sage, so bitte ich Dich, es auch zu glauben. Ich habe mich allein unter diesen Myrthen, allein mit meinem Gedanken besser unterhalten, als sich hundert Ritter, die sich im königlichen Palast mit Xeres-Wein berauschen, unterhalten haben mögen."

„Das ist nicht natürlich."

„Es ist dennoch so."

Den Kopf schüttelnd erwiederte Musaron:

„Ich hätte Eure Gnaden bei Tisch bedient, und es ist schmeichelhaft, wenn man in seine Heimath zurückkehrt, sagen zu können: „„Ich habe meinen Herrn bei dem Festmahl bedient, das bei der Krönung von König Enrique von Transtamare stattgefunden hat.""

Agenor schüttelte ebenfalls den Kopf mit einem schwermüthigen Lächeln und sagte:

„Du bist der Knappe eines armen Abenteurers, Meister Musaron: sei zufrieden, daß Du lebst, es dient zum Beweis, daß Du nicht Hungers gestorben bist, was uns wohl hätte geschehen können, was so vielen Anderen geschehen ist. Diese hundert Goldthaler überdies . . ."

„Allerdings habe ich diese hundert Goldthaler, doch ich gebe sie aus, ich werde sie nicht mehr haben, und womit werden wir sodann leben? Womit werden wir die Salben und die Doctoren bezahlen, wenn wir durch Euren schönen Eifer für Don Enrique an Quetschungen und Wunden aller Art leiden?"

„Du bist ein braver Diener, Musaron, und Deine Gesundheit ist mir theuer," sagte Agenor lachend. „Ruhe also aus, Musaron, es ist spät, und laß mich auf meine Weise mich mit meinen Gedanken unterhalten. Gehe, und morgen wirst Du wieder mehr geneigt sein, den Harnisch anzulegen."

Musaron gehorchte. Er entfernte sich, duckmäu-serisch lachend, denn er glaubte ein wenig Ehrgeiz [illegible] dem Herzen seines Herrn erweckt zu haben, und ho[illegible] dieser Ehrgeiz würde seine Früchte tragen.

Doch dem war nicht so. Ganz von seinen Li[illegible] gedanken eingenommen, kümmerte sich Agenor in [illegible] lichkeit weder um Herzogthümer, noch um Schätz[illegible] litt an jenem schmerzlichen Heimweh, das in uns [illegible] nach einem zweiten Vaterland, eine Sehnsucht na[illegible]

dem Land hinterläßt, in welchem wir glücklich gewesen sind.

Er sehnte sich also nach den Gärten des Alcazars und von Bordeaux.

Und dennoch, wie ein Lichtstreifen am Himmel bleibt, wenn die Sonne schon verschwunden ist, so war eine Spur von den Worten von Musaron in seinem Geist selbst nach dem Abgang des Knappen zurückgeblieben.

„Ich," sagte er, „ich ein reicher Herr, ein mächtiger Kapitän werden! Nein, ich ahne nichts dergleichen in meinem Geschick. Ich habe nur Neigung, Kräfte und Eifer, ein Glück zu erobern. Was ist mir daran gelegen, daß man mich bei der Austheilung der königlichen Gnaden vergißt? Die Könige sind alle undankbar; was liegt mir daran, daß der Connetable mich nicht zu dem Feste eingeladen und unter den Kapitänen ausgezeichnet hat? Die Menschen sind vergeßlich und ungerecht. Im Ganzen genommen," fügte er bei . . . „wenn ich ihrer Vergeßlichkeit und ihrer Ungerechtigkeit müde bin, so bitte ich um meinen Abschied."

„Das ist Alles schön und gut!" rief eine Stimme, ganz nahe bei Agenor, der bebend und fast erschrocken zurückwich, „Alles schön! junger Mann, doch wir bedürfen Eurer."

Agenor wandte sich um und sah zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt unter dem grünen Gesträuche erscheinen, wo er sich allein glaubte, da er, ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen, das Geräusch, das ihre Tritte auf dem Sande machten, nicht gehört hatte.

Derjenige, welcher gesprochen, kam auf Mauleon zu und berührte seinen Arm.

„Der Connetable," murmelte der junge Mann.

„Welcher Euch durch seine Gegenwart beweisen will, daß er Euch nicht vergaß," sagte Bertrand.

„Ihr seid auch nicht der König," entgegnete Mauleon.

„Es ist wahr, der Connetable ist nicht der König,"

sprach die zweite Person, „doch ich bin es, Graf, und ich erinnere mich auch, daß ich Euch theilweise meine Krone zu verdanken habe."

Agenor erkannte Don Enrique.

„Hoher Herr," stammelte er ganz verwirrt, „ich bitte, verzeiht mir."

„Es ist Euch Alles verziehen, Messire," erwiederte der König; „nur, da Ihr nicht an den Belohnungen der Anderen Theil genommen habt, sollt Ihr etwas Besseres bekommen, als den Andern geworden ist."

„Nichts, Sire, nichts!" sagte Mauleon, „ich will nichts, denn man würde glauben, ich habe gebeten."

Don Enrique lächelte und sprach:

„Beruhigt Euch, Ritter, man wird das nicht sagen, dafür stehe ich Euch, denn wenige Menschen würden verlangen, was ich Euch anbieten will. Die Sendung ist voll Gefahr, doch sie ist zugleich so ehrenvoll, daß sie die ganze Christenheit nöthigen wird, die Augen auf Euch zu werfen. Edler Herr von Mauleon, Ihr sollt mein Botschafter sein, und ich bin König."

„Oh! Hoheit, ich war weit entfernt, eine solche Ehre zu erwarten."

„Keine Bescheidenheit, junger Mann," sagte Bertrand; „der König wollte Anfangs mich dahin schicken, wohin Ihr geht, aber er bedachte, daß man meiner zu Anführung der Compagnons bedürfen könnte, und diese Leute sind gar schwer zu führen, das schwöre ich Euch. Ich sprach mit Seiner Hoheit gerade in dem Augenblick, wo Ihr uns beschuldigtet, Ihr würdet von uns vergessen, von Euch als einem beredten, festen Mann, der die spanische Sprache gründlich inne habe. Als Bearner seid Ihr in der That halb ein Spanier. Aber die Sendung ist, wie der König sagte, gefährlich; es handelt sich darum, Don Pedro aufzusuchen."

„Don Pedro!" rief Agenor ganz entzückt vor Freude.

„Ah! ah! das gefällt Euch, Ritter, wie ich sehe,“ sagte Don Enrique.

Agenor fühlte, daß ihn die Freude unbescheiden machte; er bemeisterte sich und erwiederte:

„Ja, Sire, das gefällt mir, denn ich sehe darin eine Gelegenheit, Eurer Hoheit zu dienen.“

„Ihr werdet mir in der That dienen, und dies sehr; doch ich sage Euch zum Voraus, mein edler Bote, mit Gefahr Eures Lebens.“

„Befehlt, Sire.“

„Ihr müßt,“ fuhr der König fort, „Ihr müßt die ganze Ebene von Segovia durchziehen, wo sich Don Pedro in diesem Augenblick aufhält. Zur Beglaubigung gebe ich Euch ein Juwel, das von unserem Bruder kommt und sicherlich von Don Pedro erkannt werden wird. Doch bedenkt wohl, was ich Euch sage, ehe Ihr den Auftrag annehmt, Ritter.“

„Sprecht, Sire.“

„Es wird Euch eingeschärft, wenn man Euch unter Weges angreift, gefangen nimmt, mit dem Tod bedroht, den Zweck Eurer Sendung nicht zu verrathen; Ihr würdet unsere Parteigänger zu sehr entmuthigen, wenn sie erführen, daß ich mitten aus meinem großen Glück meinem Feinde Versöhnungsvorschläge gemacht habe.“

„Versöhnungsvorschläge!“ rief Agenor erstaunt.

„Der Connetable will es.“

„Sire, ich will nie, ich bitte,“ entgegnete der Connetable. „Ich habe Eure Hoheit gebeten, vor den Augen des Herrn die Wichtigkeit eines Krieges, wie Ihr ihn führt, alles Ernstes zu erwägen. Es ist nicht Alles, daß man die Könige der Erde bei einem solchen Fall für sich hat, man muß auch den König des Himmels haben. Es ist wahr, ich verfehle mich gegen meine Instructionen, indem ich Euch zum Frieden ermahne. Doch König Karl V. selbst wird in seiner Weisheit mein Benehmen billigen, wenn ich ihm sage: „„Herr König, es waren zwei demselben Vater entsprossene

Kinder, zwei Brüder, die, da sie das Schwert gegen einander gezogen, sich eines Tags begegnen und gegenseitig erwürgen konnten. Herr König, soll Gott einem Bruder verzeihen, daß er das Schwert gegen seinen Bruder zieht, so muß derjenige, welcher wünscht, daß ihm Gott vergeben möge, alle Rechte auf seine Seite gebracht haben."" Don Pedro hat Euch den Frieden angetragen, Ihr habt ihn ausgeschlagen, denn wenn Ihr ihn angenommen, hätte man glauben können, Ihr fürchtet Euch; nun, da Ihr Sieger, da Ihr gesalbt, da Ihr König seid, bietet ihm den Frieden an, und man wird sagen, Ihr seid ein großmüthiger Fürst ohne Ehrgeiz, nur ein Freund der Gerechtigkeit; und der Theil der Staaten, den Ihr jetzt verlieren werdet, wird Euch bald durch den freien Willen Eurer Unterthanen zufallen. Weigert er sich, nun wohl! dann gehen wir weiter, Ihr habt Euch nichts mehr vorzuwerfen und er hat sich selbst seinem Verderben geweiht."

„Ja," erwiederte Enrique seufzend; „doch werde ich die Gelegenheit, ihm den Untergang zu bereiten, wieder finden?"

„Hoheit, was ich gesagt habe, habe ich gesagt, und ich habe nach meinem Gewissen gesprochen. Ein Mann, der den rechten Pfad gehen will, darf sich nicht sagen, dieser Pfad wäre vielleicht auch der rechte gewesen, wenn man Umwege gemacht hätte."

„Es sei also!" sprach der König, der, wenigstens scheinbar, seinen Entschluß faßte.

„Eure Majestät ist nun überzeugt?" sagte Bertrand.

„Ja, ohne Umkehr."

„Und ohne Bedauern?"

„Oh! oh!" rief Enrique, „Ihr fragt mich zu viel, Herr Connetable. Ich gebe Euch Vollmacht, den Frieden für mich zu schließen, verlangt nicht mehr."

„Dann erlaubt, Sire, daß ich dem Ritter seine Instruction gebe, so wie wir sie verabredet haben."

„Macht Euch nicht die Mühe," unterbrach ihn rasch der König, „ich werde dies Alles dem Grafen auseinandersetzen, und überdies," fügte er leise bei, „überdies wißt Ihr, was ich ihm zu übergeben habe."

„Sehr gut, Sire," sprach Bertrand, bei dem der Eifer, mit welchem ihn der König zu entfernen suchte, keinen Verdacht erregte.

Und er entfernte sich wirklich. Doch er hatte den Fuß noch nicht auf die Schwelle gesetzt, als er wieder umkehrte und zum König sagte:

„Ihr erinnert Euch, Sire, ein guter Friede, die Hälfte des Königreichs, wenn es sein muß, ganz brüderliche Bedingungen! Ein sehr kluges, sehr christliches Manifest, nichts für den Stolz Herausforderndes."

„Ja, gewiß," sprach der König unwillkührlich erröthend, „seid von meinen Absichten überzeugt, Connetable."

Bertrand glaubte in seinen Ermahnungen nicht weiter gehen zu müssen. Sein Mißtrauen schien indessen einen Augenblick erweckt worden zu sein; doch der König entließ ihn mit einem so freundlichen Lächeln, daß dieses Mißtrauen wieder entschlummerte.

Der König folgte Bertrand mit den Augen.

„Ritter," sagte er zu Mauleon, sobald der Connetable sich unter den Bäumen verloren hatte, „hier ist der Juwel, der Euch bei Don Pedro beglaubigen soll; doch die Worte, die der Connetable gesprochen, müssen aus Eurem Gedächtniß verschwinden, damit die meinigen sich darin tief einprägen."

Agenor bedeutete durch ein Zeichen, daß er höre.

„Ich verspreche Don Pedro den Frieden," fuhr Enrique fort, „ich überlasse ihm die Hälfte von Spanien, von Madrid bis Cadix; ich bleibe sein Bruder und Verbündeter, doch unter einer Bedingung."

Agenor hob den Kopf in die Höhe, mehr noch erstaunt über den Ton, als über die Worte des Prinzen.

„Ja," sprach Enrique, „was auch der Connetable

sagen mag, ich wiederhole, unter einer Bedingung. Ihr scheint erstaunt, Mauleon, daß ich etwas vor dem guten Ritter verberge. Hört: der Connetable ist ein Bretagner, ein in seiner Redlichkeit halsstarriger Mann; aber schlecht darüber unterrichtet, wie wenig die Eide in Spanien gelten, in einem Land, wo die Leidenschaft die Herzen glühender durchflammt, als es die Sonne mit dem Boden thut. Er kann also nicht wissen, in welchem Grade Don Pedro mich haßt. Der rechtschaffene Bretagner vergißt, daß Don Pedro meinen Bruder Don Federigo durch Verrath getödtet und die Schwester seines Herrn ohne Urtheil erdrosselt hat. Er bildet sich ein, es werde hier, wie in Frankreich, der Krieg auf Schlachtfeldern geführt. König Karl, der ihm Don Pedro zu vertilgen befohlen hat, kennt das besser, und sein Genie hat mir die Befehle eingegeben, die ich Euch ertheile."

Agenor verbeugte sich, in der Tiefe seiner Seele erschrocken über diese königlichen Geständnisse.

„Ihr geht also zu Don Pedro," fuhr der König fort, „und versprecht ihm in meinem Namen, was ich Euch gesagt habe, wogegen mir der Maure Mothril und zwölf angesehene Männer seines Hofs, deren Namen auf diesem Pergament stehen, mit ihren Familien und ihrer Habe als Geißeln übergeben werden müssen."

Agenor bebte. Der König hatte gesagt, zwölf angesehene Männer mit ihren Familien; kam Mothril an den Hof von König Enrique, so mußte er also mit Aissa kommen.

„In welchem Fall Ihr sie mir bringen werdet," fuhr der König fort.

Ein Schauer der Freude durchlief die Adern von Agenor, was Enrique nicht entging; doch dieser täuscht[e] sich in der Bedeutung.

„Ihr erschreckt," sagte Enrique, „seid unbesorgt[.] Ihr denkt, mitten unter diesen Ungläubigen sei Eu[er] Leben großen Gefahren auf dem Wege preisgegeben

Nein, die Gefahr ist meiner Ansicht nach nicht groß; eilt bis zum Duero, und sobald Ihr über den Fluß gesetzt seid, findet Ihr diesseits eine Escorte, die Euch vor jeder Beleidigung schützen und mir den Besitz der Geißeln sichern wird."

„Sire, Eure Hoheit hat sich getäuscht," entgegnete Mauleon; „es ist nicht die Furcht, was mich beben gemacht hat."

„Was ist es denn?" fragte der König.

„Die Ungeduld, für Euren Dienst in's Feld zu rücken; ich wollte, ich wäre schon aufgebrochen."

„Ihr seid ein braver Rittersmann," rief Enrique, „ein edles Herz, und Ihr werdet es weit bringen, sage ich Euch, wenn Ihr Euch offen und treu meinem Glück anschließen wollt."

„Ah! Hoheit, Ihr belohnt mich schon mehr, als ich verdiene."

„Ihr werdet also gehen?"

„Auf der Stelle."

„Geht. Hier sind drei Diamanten, die man die Weisen aus dem Morgenland nennt, jeder derselben ist tausend Goldthaler für Juden werth, und es fehlt in Spanien nicht an Juden. Hier sind auch noch tausend Thaler, doch nur für das Felleisen Eures Knappen."

„Hoheit, Ihr seid allzu gnädig," sprach Mauleon.

„Bei Eurer Rückkehr," fuhr Don Enrique fort, „mache ich Euch zum Bannerherrn eines Paniers von hundert Lanzen, die ich auf meine Kosten ausrüste."

„Oh! kein Wort mehr, Sire, ich bitte Euch."

„Aber versprecht mir, dem Connetable die Bedingungen nicht zu sagen, die ich meinem Bruder auferlege."

„Oh! fürchtet nichts, Sire, er würde sich diesen Bedingungen widersetzen, und ich will ebenso wenig als Ihr, daß er sich widersetzt."

„Ich danke, Ritter," sprach Enrique; „Ihr seid mehr als brav, Ihr seid einsichtsvoll."

„Ich bin verliebt," murmelte Mauleon in seinem Innern, „und man sagt, die Liebe verleihe alle Eigenschaften."

Der König kehrte zu Duguesclin zurück.

Während dieser Zeit weckte Agenor seinen Knappen, und zwei Stunden nachher trabten bei einem schönen Mondschein Herr und Knappe auf der Straße nach Segovia.

Dreißigstes Kapitel.

Wie Don Pedro bei seiner Rückkehr die Sänfte bemerkte, und was daraus erfolgte.

Indessen hatte Don Pedro, in der Tiefe seines Herzens einen bittern Schmerz mit sich tragend, Segovia erreicht.

Die ersten Angriffe, die sein zehnjähriges Königthum erlitten, waren empfindlicher für ihn gewesen, als die Niederlagen in den Schlachten und die Verräthereien seiner besten Freunde, die er später zu erfahren hatte. Ihm, der bei Tag und bei Nacht umherschwärmte, der in Sevilla zu jeder Stunde ohne eine andere Wache, als sein Schwert, ohne eine andere Verkleidung, als seinen Mantel, auszugehen pflegte, kam es vor, als hieße Spanien vorsichtig durchziehen die Flucht ergreifen, und als wäre ein König der nur ein einziges Mal über seine Unverletzlichkeit unterhandelt, verloren.

Doch dem antiken Genius ähnlich, der den Haß in das Herz von Achilles blies, galoppirte, wenn er seine

Lauf beschleunigte, hielt, wenn er langsamer ritt, Mothril, der wahre Geist des Hasses und der Wuth, der unabläßige Rath der Bitterkeit, der ihm die kostbar herben Früchte der Rache bot, Mothril, stets fruchtbar, um das Böse zu ersinnen und der Gefahr zu entfliehen, Mothril, dessen unversiegbare Beredtsamkeit, gleichsam aus den unbekannten Schätzen des Orients schöpfend, diesem flüchtigen König mehr Schätze, mehr Hülfsquellen, mehr Macht zeigte, als er sich in seinen schönsten Tagen geträumt hatte.

Durch ihn verging die staubige, lange Straße wie das Band, das die Spinnerin aufrollt. Mothril, der Mann der Wüste, wußte am vollen Mittag die unter den Eichen und Platanen verborgene Quelle zu finden. Mothril wußte, wenn sie durch die Städte zogen, für Don Pedro einige Freudenschreie, einige Kundgebungen der Treue, die letzten Reflexe des sterbenden Königthums, hervorzurufen.

„Man liebt mich also noch," sagte der König, „oder man fürchtet mich noch, was vielleicht besser ist."

„Werdet wieder wahrhaft König, und Ihr sollt sehen, ob man Euch nicht anbetet, oder ob man nicht vor Euch zittert," erwiederte Mothril mit einer unmerklichen Ironie.

Mitten unter diesen Befürchtungen und Hoffnungen, unter diesen Fragen von Don Pedro bemerkte Mothril Eines mit Freuden: dies war das völlige Stillschweigen des Königs in Beziehung auf Maria Padilla. Diese Zauberin, welche anwesend einen so großen Einfluß ausübte, daß man ihre Macht der Magie zuschrieb, schien abwesend nicht nur aus seinem Herzen verbannt, sondern auch von seiner Erinnerung vergessen. Don Pedro, eine glühende Phantasie, ein launenhafter König, ein Mann des Süden, das heißt, ein leidenschaftlicher Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes war seit dem Anfang der Reise mit Mothril dem Einfluß eines

ganz andern Gedankens unterworfen: diese beständig von Bordeaux bis Vittoria geschlossene Sänfte; diese von Mothril fortgerissene, durch das Gebirge fliehende Frau, deren Schleier, einige Male durch den Wind aufgehoben, eine von jenen bewundernswürdigen Perls des Orients mit den Sammetaugen, mit den blauschwarzen Haaren, mit der matten, harmonischen Gesichtshaut hatte erschauen lassen; dieser Ton der Guzla, welche in der Finsterniß mit Liebe wachte, während Don Pedro voll Angst wachte, dies Alles hatte allmälig aus Don Pedro das Andenken an Maria Padilla verdrängt, und es war noch weniger die Entfernung, was der abwesenden Geliebten Eintrag that, als die Gegenwart dieses unbekannten und geheimnißvollen Wesens, das Don Pedro mit seiner schmückenden und exaltirten Einbildungskraft für einen Mothril, einem noch mächtigeren Zauberer, unterworfenen Genius zu halten geneigt schien.

So kam man nach Segovia, ohne daß sich ein ernstliches Hinderniß dem Marsche des Königs widersetzte. Hier hatte sich nichts verändert. Der König fand Alles, wie er es verlassen: Einen Thron in einem Palast, Bogenschützen in einer guten Stadt, ehrerbietige Unterthanen um die Bogenschützen.

Der König athmete.

Am Tage nach seiner Ankunft signalisirte man eine beträchtliche Truppe; dies war Caverley mit seinen Gefährten, welche, getreu den ihrem Fürsten geleisteten Schwüren, mit jener Nationalität, welche stets Englands Stärke war, ankamen, um sich mit den Verbündeten des schwarzen Prinzen, der selbst von Don Pedro erwartet wurde, zu vereinigen.

Schon am Tage zuvor war man mit einem beträchtlichen Corps von Granadiern, von Andalusiern und Mauren zusammengetroffen, die dem König zu Hülfe eilten.

Bald traf ein Emissär des Prinzen von Wales ein,

dieses ewigen und unermüdlichen Feindes des französischen Namens, den Johann und Karl V. während ihrer zwei Regierungen überall trafen, wo Frankreich eine Niederlage zu erleiden hatte; dieser Emissär brachte sehr erfreuliche Nachrichten für den König Don Pedro.

Der schwarze Prinz hatte ein Heer in Auch versammelt und war seit zwölf Tagen mit diesem Heer auf dem Marsch; aus der Mitte von Navarra, einer verbündeten Provinz, die der englische Prinz der Sache von Don Enrique abspänstig gemacht, hatte er diesen Emissär an König Don Pedro abgesandt, um ihm seine nahe bevorstehende Ankunft verkündigen zu lassen.

Durch die Proclamation von Enrique von Transtamare einen Augenblick erschüttert, befestigte sich also der Thron von Don Pedro immer mehr. Und je mehr er sich befestigte, desto mehr liefen von allen Seiten jene unerschütterlichen Parteigänger der Macht herbei, gute Leute, die sich schon anschickten, gen Burgos zu marschiren, als sie erfuhren, es sei noch nicht Zeit, sich auf den Weg zu begeben, und sie könnten wohl, wenn sie sich zu sehr beeilten, einen schlecht entthronten König hinter sich lassen.

Mit diesen immer zahlreichen Banden verband sich die minder compacte, aber besser gewählte Gruppe der Getreuen, der Reinen, der Herzen so durchsichtig und fest wie Diamant, für welche der gesalbte König König bleibt, bis er stirbt, in Betracht, daß sie sich am Tag, wo sie ihrem König Treue geschworen, zu Sklaven ihres Eides gemacht haben. Diese Leute können unter ihrem Fürsten leiden, sie können ihn fürchten, sie können sogar den Menschen im Regenten hassen; aber sie warten geduldig und redlich, bis Gott sie ihres Eides dadurch entbindet, daß er seinen Auserwählten zu sich ruft.

Diese redlichen Menschen sind in allen Zeiten und in allen Epochen leicht zu erkennen. Sie haben einen minder schönen Anschein, als die Anderen, sie sprechen

mit weniger Emphase, und nachdem sie demüthig und ehrfurchtsvoll den wieder auf seinen Thron gesetzten König begrüßt haben, treten sie an der Spitze ihrer Vasallen beiseit und warten auf die Stunde, sich für diesen lebendigen Grundsatz tödten zu lassen.

Das Einzige, was etwas Kälte dem Empfang beimischte, den diese getreuen Diener Don Pedro bereiteten, war die Gegenwart der Mauren, welche mächtiger als je beim König zu sein schienen.

Diese kriegerische Race von Saracenen schwärmte in Haufen um Mothril, wie die Bienen um den Korb, der ihre Königin enthält. Sie fühlten, daß es der gewandte und verwegene Maure war, der sie neben diesem verwegenen und gewandten König festhielt; sie bildeten auch ein furchtbares Heer, und da sie, begünstigt durch die Bürgerkriege, Alles zu gewinnen hatten, so liefen sie mit einer Begeisterung und einem Eifer herbei, den die christlichen Unterthanen in einer stummen Unthätigkeit bewunderten und beneideten.

Don Pedro fand wieder Gold in den öffentlichen Kassen; er umgab sich alsbald mit jenem zauberhaften Prunk, der die Herzen durch die Blicke, den Ehrgeiz durch das Interesse erfaßt. Da der Prinz von Wales bald seinen Einzug in Segovia halten sollte, so beschloß man, prachtvolle Feste zu feiern, welche, durch ihren Glanz die ephemere Herrlichkeit der Salbung von Enrique verdunkelnd, dem Volk das Vertrauen wiedergeben und es zu dem Bekenntniß, nur derjenige, welcher am meisten besitze und ausgebe, sei der einzige und wahre König, bewegen würden.

Mittlerweile verfolgte Mothril den seit langer Zeit von ihm entworfenen Plan, der ihm Don Pedro, welchen er schon durch den Geist fesselte, auch durch die Sinne überliefern sollte. Jede Nacht erklang die Guzla von Aissa, und da bei ihr, als einer ächten Tochter des Orients, alle Lieder Liebeslieder waren, so umschmeichelten ihre Töne, von der Luft fortgetragen, den

Prinzen in seiner Einsamkeit und brachten seinem im Fieber brennenden Blut jene zauberhafte Wollust, den vorübergehenden Schlummer der unermüdlichen Organisationen des Süden.

Mothril erwartete jeden Tag ein Wort von Don Pedro, das ihm das Vorhandensein dieser geheimen Gluth, die er in ihm brennen fühlte, enthüllen würde; aber er wartete vergebens auf dieses Wort.

Eines Tags jedoch sagte Don Pedro ungestüm, ohne Vorbereitung, als ob es einer heftigen Anstrengung für ihn bedurft hätte, um das Band zu zerreißen, das seine Zunge fesselte:

„Nun, Mothril, keine Nachrichten aus Sevilla?"

Dieses Wort offenbarte die ganze Unruhe von Don Pedro. Das Wort Sevilla bedeutete Maria Padilla.

Mothril bebte; an demselben Tag hatte er auf der Straße von Toledo nach Segovia einen mit einem Brief von Maria Padilla an den König beauftragten nubischen Sklaven festnehmen und in die Adaja werfen lassen.

„Nein, Sire," erwiederte er.

Don Pedro versank in eine tiefe Träumerei. Dann ganz laut die Stimme beantwortend, die ganz leise zu ihm sprach, sagte Don Pedro:

„Es ist also aus dem Geiste der Frau die verzehrende Leidenschaft verschwunden, der ich Bruder, Gemahlin, Ehre und Krone opfern mußte, denn die Krone, wer hat sie mir vom Kopfe gerissen? nicht der Bastard Don Enrique, auch nicht der Connetable."

Don Pedro machte eine Geberde der Drohung, welche Duguesclin nichts Gutes versprach, sollte ihn ein Unstern je in die Hände von Don Pedro gerathen lassen.

Mothril folgte dem König nicht nach dieser Seite; es war ein anderes Ziel, nach dem sich sein Blick richtete.

„Dona Maria," sprach er, „wollte vor Allem Kö-

nigin sein, und da man in Sevilla glauben kann, Eu
Hoheit sei nicht mehr König..."

„Du hast mir das schon gesagt, Mothril, und
habe Dir nicht geglaubt."

„Ich wiederhole es Euch, Sire, und Ihr fa
an mir zu glauben. Ich habe es Euch schon gesa
als Ihr mir den Befehl ertheiltet, den unglückli
Don Federigo von Coimbra herbeizuschaffen."

„Mothril!"

„Ihr wißt, mit welcher Langsamkeit, ich möc
sagen, mit welchem Widerstreben ich diesen Bef
vollzog."

„Schweige, Mothril, schweige!" rief Don Ped

„Eure Ehre, mein König, war jedoch sehr
fährdet."

„Ja, allerdings, doch man darf dieses Verbrech
nicht Maria Padilla zuschreiben; sie, die Schändlich
sind daran Schuld."

„Gewiß; doch ohne Maria Padilla hättet
nichts erfahren, denn ich schwieg, dies geschah aber ni
aus Unwissenheit."

„Sie liebt mich also, da sie eifersüchtig war?"

„Ihr seid König, und beim Tod der unglücklic
Bianca konnte sie Königin werden. Uebrigens ist m
eifersüchtig, ohne zu lieben. Ihr waret eifersüch
auf Dona Bianca... liebtet Ihr sie, Sire?"

In diesem Augenblick, als wären die von Moth
gesprochenen Worte ein verabredetes Zeichen gewes
vernahm man die Töne der Guzla, und zu weit e
fernt, um verstanden zu werden, klangen die Worte
Aissa wie ein harmonisches Gemurmel an das Ohr
Don Pedro.

„Aissa," flüsterte der König, „singt nicht Ai

„Ich glaube, ja, gnädigster Herr," ant
Mothril.

„Deine Tochter, oder deine Lieblingssklav
wahr?" fragte Don Pedro zerstreut.

Mothril schüttelte lächelnd den Kopf und erwiederte:

„O nein! vor einer Tochter kniet man nicht nieder, Sire; vor einer um Gold erkauften Sklavin faltet ein vernünftiger und alter Mann nicht die Hände."

„Wer ist es denn?" rief Don Pedro, dessen Gedanken, insgesammt einen Augenblick bei dem geheimnißvollen Mädchen zusammengedrängt, ihren Damm durchbrachen. „Du treibst Dein Spiel mit mir, verdammter Maure, oder Du brennst mich nach Herzenslust mit einem glühenden Eisen, um das Vergnügen zu haben, mich wie einen Stier springen zu sehen."

Mothril wich beinahe erschrocken zurück, so heftig und ungestüm war der Ausbruch gewesen.

„Wirst Du antworten?" rief Don Pedro von einem jener Wuthanfälle erfaßt, die den König in einen Wahnsinnigen, den Menschen in ein wildes Thier verwandelten.

„Sire, ich wage es nicht, es Euch zu sagen."

„So führe diese Frau zu mir, daß ich sie selbst fragen kann," rief Don Pedro.

„Oh! Sire," murmelte Mothril, als wäre er erschrocken über einen solchen Befehl.

„Ich bin der Herr, ich will es!"

„Ich flehe Euch an, Hoheit!"

„Auf der Stelle soll sie hier sein, oder ich reiße sie selbst aus ihrem Gemach."

„Hoher Herr," sprach Mothril, der sich mit dem ruhigen, feierlichen Ernste der Orientalen erhob, „Aissa ist von zu erhabenem Blut, als daß profane Hände sie berühren dürften; beleidiget Aissa nicht, König Don Pedro!"

„In welcher Hinsicht könnte die Maurin durch meine Liebe beleidigt werden?" fragte der König Don Pedro, „meine Frauen waren Töchter von Fürsten, und mehr als einmal hatten meine Geliebtinnen denselben Werth, wie meine Frauen."

„Gnädigster Herr," sprach Mothril, „wäre Aissa

meine Tochter, wie Ihr denkt, so würde ich s
„„König Don Pedro, schont mein Kind, entehrt
Euren Diener."" Und Ihr würdet vielleicht, die St
von so vielen und so guten Rathschlägen erken
mein Kind schonen. Doch Aissa hat in ihren
ein edleres Blut, als das Blut Eurer Frauen
Geliebtinnen; Aissa ist edler, als eine Prinzessin,
ist die Tochter von König Mahomet, dem Abköm
von Mahomet dem großen Propheten. Ihr seht,
ist mehr, als eine Prinzessin, mehr, als eine Kö
und ich befehle Euch, König Don Pedro, Aissa zu
ten und zu schonen."

Unterjocht durch die stolze Macht des Mauren
Don Pedro inne.

„Tochter von Mahomet, dem König von Gran
murmelte er.

„Ja, Tochter von Mahomet, König von Gra
den Ihr ermorden ließet. Ich war im Dienst
großen Fürsten, wie Ihr wißt, und ich rettete si
Eure Soldaten seinen Palast plünderten, und al
Sklave sie in seinem Mantel wegtrug, um sie zu
kaufen; es war dies vor neun Jahren und Aissa
damals kaum sieben Jahre. Ihr hörtet erzählen,
ein treuer Rathgeber, und Ihr riefet mich an
Hof. Es war Gottes Wille, daß ich Euch diente,
seid mein Herr, Ihr seid groß unter den Großen
habe gehorcht. Doch zum neuen Herrn folgte m
Tochter meines alten Herrn; sie hält mich für
Vater, das arme Kind, das im Harem aufge
wurde, ohne je das majestätische Antlitz des Su
gesehen zu haben, der nicht mehr ist. Ihr habt
mein Geheimniß, Eure Gewalt hat es mir entr
Doch erinnert Euch, König Don Pedro, daß ich n
ein ergebener Sklave bei Euren geringsten Launen,
ich mich aber wie die Schlange erheben werde,
gegen Euch den einzigen Gegenstand, den ich Euch
ziehe, zu vertheidigen."

„Aber ich liebe Aissa!“ rief Don Pedro außer sich.

„Liebt sie, König Don Pedro, Ihr könnt es, denn sie ist von einem Blut, das dem Eurigen mindestens gleich kommt; doch erlangt sie von ihr selbst, ich werde Euch nicht daran verhindern,“ erwiederte der Maure. Ihr seid jung, Ihr seid schön, Ihr seid mächtig, warum sollte diese Jungfrau Euch nicht lieben, warum sollte sie nicht der Liebe zugestehen, was Ihr mit Gewalt erreichen wollt?“

Bei diesen Worten, welche wie der Pfeil des Parthers abgeschossen wurden und tief in das Herz von Don Pedro eindrangen, hob Mothril den Thürvorhang auf und ging rückwärts aus dem Zimmer.

„Aber sie wird mich hassen, sie muß mich hassen, denn sie weiß, daß ich ihren Vater getödtet habe.“

„Ich spreche nie schlecht von dem Herrn, dem ich diene,“ sagte Mothril, der den Thürvorhang noch aufgehoben hielt, „Aissa weiß nichts von Euch, wenn nicht, daß Ihr ein guter und großer König seid.“

Mothril ließ den Vorhang fallen, und Don Pedro konnte noch einige Zeit auf den Platten seine langsamen, feierlichen Schritte, die sich nach dem Zimmer von Aissa wandten, schallen hören.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie Mothril zum Anführer der maurischen Stämme und zum Minister des Königs Don Pedro ernannt wurde.

Mothril wandte sich, als er den König verließ, nach der Wohnung von Aissa.

In ihr Gemach eingeschlossen, das durch Gitter beschützt und von ihrem Vater bewacht war, sehnte sich Aissa nach Luft, in Ermangelung der Freiheit.

Aissa hatte nicht, wie die Frauen unserer Zeit, das Mittel, Neuigkeiten zu erfahren, welche den Briefwechsel ersetzten; Agenor nicht mehr sehen hieß für sie nicht mehr leben; ihn nicht mehr sprechen hören hieß für sie das Ohr nicht mehr für das Geräusch dieser Welt offen haben.

Doch es lebte in ihr eine tiefe Ueberzeugung, die Ueberzeugung, sie habe eine Liebe eingeflößt, welche der ihrigen gleichkomme; sie wußte, Agenor, der schon dreimal Mittel gefunden hatte, zu ihr zu gelangen, würde, wenn er nicht todt wäre, auch ein viertes Mal Mittel finden, sie zu sehen, und in ihrem jugendlichen Vertrauen auf die Zukunft schien es ihr unmöglich, daß Agenor sterben sollte.

Es blieb also für Aissa nichts mehr Anderes zu thun, als zu warten und zu hoffen.

Die Frauen des Orients bilden sich ein Leben fortwährender Träume, gemischt mit energischen Handlungen, welche das Erwachen oder die Unterbrechungen ihres wollüstigen Schlafes sind. Wenn die arme Gefangene hätte handeln können, um Mauleon wiederzufinden, würde sie sicherlich gehandelt haben; doch unwissend wie eine von den Blumen des Orients, deren Wohlgeruch und Frische sie besaß, verstand sie es nur, sich nach der Seite zu wenden, von der ihr die Liebe, diese Sonne ihres Lebens, zukam. Aber gehen, aber sich Gold verschaffen, aber fragen und forschen, aber fliehen, das waren Dinge, die ihr nie in den Sinn kamen, da sie dieselben ganz und gar für unmöglich hielt.

Wo war übrigens Agenor? Wo war sie selbst? sie wußte es nicht. In Segovia ohne Zweifel; doch der Name Segovia stellte für sie nur den Namen einer Stadt dar und nicht mehr. Wo war diese Stadt? sie

wußte es nicht: in welcher Provinz von Spanien? sie wußte es nicht, sie, die nicht einmal den Namen der verschiedenen Provinzen Spaniens kannte; sie, die hundert und fünfzig Meilen gemacht hatte, ohne die Länder zu kennen, die sie durchzogen, und nur sich dreier Punkte in diesen verschiedenen Ländern erinnernd, nämlich der Orte, wo sie Agenor gesehen.

Doch wie waren auch diese drei Punkte in ihrem Geiste eingerahmt geblieben! Wie sah sie die Ufer der Zezere, dieser Schwester des Tajo, mit den wilden Olivenbäumen, bei denen man ihre Sänfte niedergesetzt, mit den düsteren Wogen voll von Schluchzen und Geräuschen, aus deren Schooß immer noch das erste Liebeswort von Agenor und der letzte Seufzer des unglücklichen Pagen emporzusteigen schienen! Wie sah sie ihr Gemach im Alcazar mit den Gittern von Geißblatt umrankt und der Aussicht auf Blumenbeete und grüne Rasen, aus deren Mitte die schäumenden Wasser in marmorne Becken sprangen! Wie sah sie endlich die Gärten von Bordeaux mit ihren großen, dunkel belaubten Bäumen, welche von dem Haus der Lichtsee trennte, den der Mond vom Himmel herab ergoß.

Von diesen verschiedenen Landschaften waren ihren Augen jeder Anblick, jede Einzelnheit, jeder Ton, jedes Blatt gegenwärtig.

Doch zu sagen, ob diese, wenn auch in der Dunkelheit ihres Lebens so hell leuchtenden, Punkte zu ihrer Rechten oder zu ihrer Linken, im Süden oder im Norden der Welt lagen, dies wäre nicht möglich für die Unwissenheit des Mädchens gewesen, das nur das gelernt hatte, was man im Harem lernt, nämlich die Wonne des Bads und die wollüstigen Träume der Müßigkeit.

Mothril wußte dies Alles, sonst wäre er minder ruhig gewesen.

Er trat bei dem Mädchen ein.

„Aissa,“ sprach er, nachdem er sich seiner Gewohn-

heit gemäß vor ihr niedergeworfen hatte, „darf ich h
daß Ihr mit einiger Gewogenheit anhören werdet,
ich Euch zu sagen habe.“

„Ich habe Euch Alles zu verdanken, und bin
zugethan,“ antwortete Aissa, indem sie Mothril
schaute, als hätte sie gewünscht, er könnte in i
Augen die Wahrheit ihrer Worte lesen.

„Gefällt Euch das Leben, das Ihr führt?“ f
Mothril.

„Wie so?“ erwiederte Aissa, welche sichtbar den Z
dieser Frage zu errathen suchte.

„Ich will wissen, ob es Euch gefällt, eingeschl
zu leben?“

„Oh! nein,“ antwortete Aissa lebhaft.

„Ihr möchtet gern Eure Lage verändern?“

„Sicherlich.“

„Was würde Euch gefallen?“

Aissa schwieg, das Einzige, was sie sich wün
konnte sie nicht sagen.

„Ihr antwortet nicht?“ fragte Mothril.

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll.“

„Würde es Euch nicht vielleicht Freude mac
fuhr der Maure fort, „auf einem großen spani
Pferd, gefolgt von Frauen, Cavalieren, Hunden
Musik, auszureiten?“

„Das ist es nicht, was ich mir am meisten wüns
antwortete das Mädchen. „Doch nach dem, wa
mir wünsche, wäre mir auch dieses lieb; unter der
dingung indessen . . .“

Sie hielt inne.

„Unter der Bedingung?“ fragte Mothril
gierig.

„Nichts!“ erwiederte das stolze Mädchen, „nich

Trotz des Schweigens begriff indessen Mo
vollkommen, was dieses unter der Bedingung
deuten sollte.

„So lange Ihr bei mir seid," fuhr Mothril fort, und so lange ich, für Euren Vater angesehen, obgleich nir diese ausnehmende Ehre nicht gebührt, für Euer Blück und Eure Ruhe verantwortlich bin, Aissa, so ange dies sich so verhält, kann das, was Ihr Euch vünscht, nicht sein."

„Und wann wird sich das ändern?" fragte das Nädchen mit seiner naiven Ungeduld.

„Wenn Euch ein Gatte besitzen wird."

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Nie wird mich ein Gatte besitzen."

„Ihr unterbrecht mich, Senora," sprach Mothril nit ernstem Tone. „Ich sagte doch für Euer Glück ehr ersprießliche Dinge."

Aissa schaute den Mauren starr an.

„Ich sagte," fuhr er fort, „ein Gatte könne Euch ie Freiheit geben."

„Die Freiheit?" wiederholte Aissa.

Vielleicht wißt Ihr nicht genau, was die Freiheit st," sprach Mothril. „Ich will es Euch sagen: Die Freiheit ist das Recht, durch die Straßen zu gehen, hne das Gesicht bedeckt zu haben und in eine Sänfte ingeschlossen zu sein; es ist das Recht, Besuche zu mpfangen wie bei den Franken, Jagden und Festen eizuwohnen und in Begleitung von Rittern an großen Gastmahlen Theil zu nehmen."

Während Mothril sprach, färbte eine leichte Röthe ie matte Gesichtshaut von Aissa. Zögernd erwie- erte sie:

„Ich habe im Gegentheil sagen hören, der Gatte ehme dieses Recht, statt es zu geben."

„Wenn er der Gatte ist, ja, das ist zuweilen wahr; och ehe er es ist, besonders wenn er einen ausgezeich- eten Rang einnimmt, erlaubt er seiner Verlobten, sich o zu betragen, wie ich es Euch gesagt habe. In Spanien und in Frankreich, zum Beispiel, hören die

Töchter, selbst der christlichen Könige, auf die galante
Reden und werden dadurch nicht entehrt. Derjenige
welcher sie heirathen soll, läßt sie zuvor einen Versuc
in dem ungebundenen und kostbaren Leben machen, da
ihnen vorbehalten ist . . . Ein Beispiel: erinnert Ih
Euch an Maria Padilla?"

Aissa horchte.

„Nun?" fragte das Mädchen.

„Nun? war Maria Padilla nicht Königin der Feste
die allmächtige Gebieterin im Alcazar, in Sevilla, i
der Provinz, in Spanien? Erinnert Ihr Euch nicht
daß Ihr sie bei den Spielen des Palastes durch unser
vergitterten Fenster ihr schönes arabisches Roß hab
tummeln und oft ganze Tage die Cavaliere, die si
vorzog, um sich versammeln sehen? Ihr aber ware
eingeschlossen und verborgen, durftet die Schwelle Eure
Zimmers nicht überschreiten, sahet nur Eure Fraue
und konntet mit Niemand von dem sprechen, was Ih
im Geist oder im Herzen hattet."

„Aber Dona Maria Padilla liebte Don Pedro,
erwiederte Aissa; „denn wenn man in diesem Lande lieb
steht es einem frei, wie es scheint, es öffentlich de
zu sagen, welchen man liebt. Er wählt die Frau un
kauft sie nicht, wie in Afrika. Dona Maria lieb
Don Pedro, sage ich Euch, und ich werde denjenige
welcher mich zu heirathen gedächte, nicht lieben."

„Was wißt Ihr davon, Senora?"

„Wer ist er?" fragte lebhaft das Mädchen.

„Ihr fragt sehr eilig."

„Und Ihr antwortet sehr langsam."

„Nun! ich wollte Euch sagen, daß Dona Mari
frei war."

„Nein, da sie liebte."

„Man wird frei, selbst wenn man liebt, Se
nora."

„Wie dies?"

„Man hört nur auf zu lieben."

Aissa zuckte die Achseln, als ob man ihr etwas Unmögliches sagte.

„Dona Maria ist wieder frei geworden, sage ich Euch, denn Don Pedro liebt sie nicht mehr und wird nicht mehr von ihr geliebt."

Aissa schaute erstaunt empor; der Maure fuhr fort:

„Ihr seht also, Aissa, daß ihre Ehe nicht geschlossen ist, und daß dennoch Beide das Glück genossen haben, das hoher Rang und vornehmer Umgang verleihen."

„Worauf zielt Ihr ab?" rief Aissa, plötzlich wie durch einen Blitz geblendet.

„Ich will Euch sagen, was Ihr schon vollkommen begriffen habt."

„Sagt es immerhin."

„Daß ein vornehmer Herr . . ."

„Der König, nicht wahr?"

„Der König selbst, Senora," antwortete Mothril sich verbeugend.

„Er gedenkt mir den von Maria Padilla erledigten Platz zu geben?"

„Und seine Krone."

„Wie Maria Padilla?"

„Dona Maria hat nur sich die Krone versprechen zu lassen gewußt; eine Andere, jünger, schöner, gewandter, wird es verstehen, sich dieselbe geben zu lassen."

„Aber sie, sie, die man nicht mehr liebt, was wird aus ihr?" fragte Aissa ganz nachdenkend, indem sie die rasche Bewegung unterbrach, die ihre Finger den Körnern eines in Gold gefaßten Rosenkranzes von Aloeholz verliehen.

„Oh!" versetzte Mothril, Gleichgültigkeit heuchelnd, „sie hat sich ein anderes Glück geschaffen; die Einen

sagen, sie habe die Kriege befürchtet, in welche der König verwickelt werden soll; die Andern, und das ist wahrscheinlicher, sie liebe einen andern Mann und werde diesen zum Gatten nehmen."

„Welchen Mann?" fragte Aissa.

„Einen Ritter aus dem Abendland," antwortete Mothril.

Aissa versank in eine tiefe Träumerei, denn diese hinterlistigen Worte enthüllten ihr nach und nach wie durch eine Zaubermacht die ganze so süße Zukunft, von der sie träumte und deren Schleier sie aus Unwissenheit oder aus Schüchternheit nicht zu lüften gewagt hatte.

„Ah! man sagt das?" fragte endlich Aissa entzückt.

„Ja," sprach Mothril, „und man fügt bei, als sie ihre Freiheit wieder erlangt, habe sie ausgerufen: „„Oh! welches Glück hat es mir gebracht, daß sich der König um mich beworben, denn ich bin dadurch aus der Stille und aus dem Hause gezogen worden, um mich in diese schöne Sonne stellen zu können, die mich meine Liebe hat unterscheiden lassen.""

„Ja, ja," sagte das Mädchen träumerisch.

„Sicherlich," fuhr Mothril fort, „sicherlich hätte sie im Harem oder im Kloster die Freude nicht gefunden, die ihr zu dieser Stunde zu Theil wird."

„Das ist wahr," sprach Aissa.

„Ihr werdet also im Interesse Eures Glückes auf den König hören, Aissa?"

„Aber der König wird mir doch Zeit lassen, nachzudenken?"

„So viel es Euch beliebt und es einem edlen Mädchen, wie Ihr seid, gebührt. Nur ist er ein trauriger und durch sein Unglück gereizter Herr. Ein Wort ist süß, wenn Ihr wollt; wollt es, Aissa. Don Pedro ist ein großer König, dessen Empfindlichkeit man schonen, dessen Wünsche man vermehren muß."

„Ich werde den König hören, Herr," antwortete das Mädchen.

„Gut!" sagte Mothril zu sich selbst; „ich war sicher, der Ehrgeiz würde sprechen, sollte die Liebe nicht sprechen. Sie liebt ihren Ritter genug, um die Gelegenheit zu ergreifen, die sich bietet, ihn wiederzusehen; in diesem Augenblick opfert sie den Monarchen dem Geliebten, vielleicht werde ich später genöthigt sein, darüber zu wachen, daß sie nicht den Geliebten dem Monarchen opfert."

„Ihr weigert Euch also nicht, den König zu sehen, Dona Aissa?" fragte er.

„Ich werde die ehrfurchtsvolle Dienerin Seiner Hoheit sein," sprach das Mädchen.

„Nein, denn Ihr seid dem König gleich an Rang, vergeßt das nicht. Nur nicht mehr Hoffart, als Demuth. Lebt wohl, ich will den König benachrichtigen, daß Ihr der Serenade, die man ihm jeden Abend gibt, anzuwohnen einwilligt. Der ganze Hof und viele edle Fremde werden dabei sein. Lebet wohl, Dona Aissa."

„Wer weiß," murmelte das Mädchen, „ob ich nicht unter diesen edlen Fremden Agenor sehe?"

Don Pedro, der Mann mit den heftigen und raschen Leidenschaften, erröthete vor Freude, wie ein junger Novize, als er am Abend dem Balcon glänzend unter ihrem goldgestickten Schleier die schöne Maurin sich nähern sah, deren schwarze Augen und bleiche Gesichtsfarbe Alles verdunkelten, was Segovia bis jetzt an vollkommenen Schönheiten erschaut hatte.

Aissa schien eine an die Huldigungen der Könige gewohnte Königin zu sein. Sie schlug nicht die Augen nieder, schaute häufig Don Pedro an, durchforschte mit den Blicken die Menge, und mehr als einmal am Abend verließ Don Pedro seine weisesten Räthe oder die hübschesten Frauen, um ganz leise ein Wort zu dem Mädchen zu sagen, das ihm ohne Unruhe und ohne Verlegenheit antwortete, nur ein wenig zerstreut,

vielleicht, denn die Gedanken von Aissa waren anderswo.

Don Pedro reichte ihr die Hand, um sie an ihre Sänfte zurückzuführen, und auf dem Wege sprach er unaufhörlich mit ihr durch ihre seidenen Vorhänge.

Die ganze Nacht unterhielten sich die Höflinge von der neuen Gebieterin, die ihnen der König zu geben sich anschickte, und als Don Pedro sich niederlegte, verkündigte er öffentlich, er betraue mit der Sorge der Unterhandlungen und des Soldes der Truppen seinen ersten Minister Mothril, den Anführer der in seinem Dienste verwendeten maurischen Stämme.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie sich Agenor und Musaron, in der Sierra Aracena reisend, unterhielten.

Man hat gesehen, wie Mauleon und sein Knappe sich bei einem schönen Mondschein nach dem Wunsch des neuen Königs von Castilien auf den Weg begaben.

Nichts öffnete der Freude das Herz von Musaron so sehr, als der indiscrete Klang einiger Thaler, die sich in der Tiefe seiner ungeheuren Ledertasche wiegten; und an diesem Tag war es nicht mehr das Klirren eines zufälligen Zusammentreffens, was den würdigen Knappen erheiterte, sondern es war der dumpfere Ton eines Hunderts gewichtiger Stücke, welche sich in einem Sack zusammengepreßt fanden und sich an einander zu fügen suchten; die Freude von Musaron war auch verhältnißmäßig dick und sonor.

Die schon damals gebahnte Straße von Burgos nach Segovia war schön; aber gerade weil sie schön und sehr stark besucht war, dachte Mauleon, es wäre nicht klug, streng ihrem Zuge zu folgen. Er warf sich daher als ein wahrer Bearner in die Sierra und folgte den pittoresken Wellenlinien des westlichen Gebirgsabhanges, der sich, abwechselnd blühend, felsig und moosig, wie ein natürlicher Vorhang von Cambra bis Tudela erstreckt.

Schon am Anfang der Reise sah sich Musaron, der auf die Hälfte der Thaler gerechnet hatte, um sich einen Weg zu machen, wie er ihn haben wollte, sehr getäuscht. Hatten in den Städten und in der Ebene die Einwohner ihre Reichthümer unter dem doppelten Drucke von Don Pedro und von Enrique aufgezehrt, wie mußte es bei den Bergbewohnern sein, welche nie Reichthümer besessen? Auf Schafsmilch, auf rauhen Wein, auf Gersten- und Hirsenbrod angewiesen, sehnten sich auch unsere Reisenden, besonders Musaron, nach den Gefahren der Ebene zurück: Gefahren, welche mit Genüssen, als da sind, gebratene junge Ziegen, Olla-Podrida und guter, in Schläuchen gealterter Wein, vermischt waren.

Musaron fing auch an sich bitterlich zu beklagen, daß er keinen Feind zu bekämpfen habe.

Agenor, der an etwas Anderes dachte, ließ ihn klagen, ohne zu antworten; dann aber seiner Träumerei, so tief sie auch war, durch die wilden Plahlereien seines Knappen entrissen, hatte er das Unglück zu lächeln.

Dieses Lächeln, unter dem allerdings eine Nuance von Ungläubigkeit vordrang, mißfiel Musaron ungemein.

„Ich glaube nicht, gnädiger Herr,“ sagte er, indem er die Lippen zusammendrückte, um sich eine unzufriedene Miene zu geben, obgleich dieser ungewöhnliche Ausdruck seiner Physiognomie bedeutend von der

gewöhnlichen Gutmüthigkeit seines ehrlichen Gesichtes abstach, „ich glaube nicht, daß der gnädige Herr je an meinem Muthe gezweifelt hat, und mehr als ein Zug dürfte zum Beweis dafür dienen."

Agenor machte ein Zeichen der Beistimmung.

„Ja, mehr als ein Zug," fuhr Musaron fort. „Soll ich von dem Mauren sprechen, den ich in den Gräben von Medina Sidonia so gut durchbohrt habe? von dem Andern, den ich im Gemache der unglücklichen Königin Blanche selbst erwürgte? Gewandtheit und Muth, ich sage es bescheidener Weise, werden mein Wahlspruch sein, wenn ich mich je zum Range eines Ritters emporschwinge."

„Dies Alles ist strenge Wahrheit, mein lieber Musaron," sagte Agenor; „doch laß hören, worauf zielst Du ab mit allen Deinen langen Reden und mit Deinem wilden Runzeln der Stirne?"

„Gnädiger Herr," erwiederte Musaron, gestärkt durch den mitfühlenden Ton, den er in der Stimme seines Gebieters wahrgenommen hatte, „gnädiger Herr, Ihr langweilt Euch also nicht?"

„Mit Dir selten, mein guter Musaron; mit meinen Gedanken nie."

„Ich danke, edler Herr; aber wenn ich überlege, daß es hier nicht den geringsten verdächtigen Reisenden gibt, dem wir mit der Lanzenspitze ein gutes Viertel kaltes Wildbret oder einen dicken Schlauch von jenen schönen Weinen, welche man dort am Ufer des Meeres erzeugt, abnehmen könnten . . . das ärgert mich."

„Ah! ich begreife, Du hast Hunger, Musaron, und Deine Eingeweide schreien: Vorwärts!"

„Ganz richtig, Senor, wie man hier zu Lande sagt; seht doch unter uns den hübschen Weg. Wenn man in Betracht zieht, daß wir, statt in diesen ewigen Schlünden und unter diesen ungastlichen Birken umherzuschweifen, würden wir dem Pfade folgen, der sich beinahe eine Meile abwärts zieht, jenes Plateau er-

reichen könnten, auf dem man eine Kirche sieht! Schaut, Herr, neben einem dicken, fetten Rauch; seht Ihr! Spricht bei einem frommen Rittersmann, bei einem guten Christen nichts zu Gunsten dieser Kirche? Oh! der schöne Rauch! er riecht von hier aus gut!"

„Musaron," erwiederte Agenor, „ich habe eben so große Lust, als Du, die Lebensordnung zu verändern und Menschen zu erschauen; aber ich kann meine Person nicht unnützen Gefahren aussetzen. Genug ernste und unvermeidliche Gefahren harren meiner in Erfüllung meines Auftrags. Diese Berge sind unfruchtbar, öde, aber sicher."

„Ei! gnädiger Herr," fuhr Musaron fort, der entschlossen schien, sich nicht zu ergeben, ohne gekämpft zu haben; „habt die Gnade, reitet mit mir nur bis auf das Drittel des Abhangs hinab, und ich werde bis zu dem Rauch weiter ziehen und uns einige Mundvorräthe verschaffen, mit deren Hülfe wir geduldiger sein können. Was meine Spur betrifft, so geht die Nacht darüber hin und morgen sind wir fern."

„Mein lieber Musaron," sprach Agenor, „höre wohl, was ich Dir sagen werde."

Der Knappe horchte, den Kopf schüttelnd, als hätte er vorhergesehen, das, was ihn sein Herr zu hören bat, stünde nicht im Einklang mit seinen Ideen.

„Ich werde mir weder Umschweife, noch Abwege erlauben, so lange wir nicht in Segovia angekommen sind," fuhr Agenor fort. „In Segovia, Herr Sybarite, könnt Ihr Alles finden, was Euer Herz begehrt: ausgesuchte Speisen, angenehme Gesellschaft. In Segovia endlich werdet Ihr wie der Stallmeister eines Botschafters, was Ihr seid, behandelt werden. Doch bis dahin marschiren wir gerade aus, wenn es Euch beliebt. Ist übrigens Segovia nicht die Stadt, die ich dort im Nebel erblicke und aus deren Mitte jener schöne Glockenthurm und jener blendende Dom emporragen? Morgen Abend werden wir dort sein; wegen einer solchen Kleinig-

keit ist es also nicht der Mühe werth, daß wir von unserem Wege abgehen."

„Ich gehorche Eurer Herrlichkeit," versetzte Musaron mit kläglichem Tone, „das ist meine Pflicht und ich liebe meine Pflicht; doch wenn ich mir eine Betrachtung erlauben dürfte . . . Alles im Interesse Eurer Herrlichkeit . . ."

Agenor blickte Musaron an, der diesen Blick durch ein Zeichen mit dem Kopf erwiederte, welches bedeutete:

„Ich behaupte, was ich gesagt habe."

„Laß hören," sprach der junge Mann.

Schleunigst fuhr Musaron fort:

„Es gibt ein Sprüchwort in meinem Lande, und folglich in dem Eurigen, das dem Glöckner räth, die kleinen Glocken vor den großen zu versuchen."

„Was bedeutet dieses Sprüchwort?"

„Es bedeutet, gnädiger Herr, daß es, ehe wir in Segovia, nämlich in die große Stadt einziehen, klug von uns wäre, einen Flecken zu befühlen; hier würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach irgend eine gute Wahrheit über den Stand der Angelegenheiten hören. Ah! wenn Eure Herrlichkeit wüßte, was ich Alles an guten Vorzeichen aus dem Rauche jenes Fleckens entnehme."

Agenor war der Mann des gesunden Verstandes. Die ersten Gründe von Musaron hatten ihn nur wenig angeregt; doch der letzte berührte ihn tiefer; er bedachte überdies, daß Musaron die fixe Idee hatte, nach dem nahen Flecken zu gehen, und daß ihn in seiner Idee stören die so gut geordnete Uhr seines Charakters stören hieß, welche Störung ihn damit bedrohte, daß er wenigstens einen ganzen Tag auszuhalten haben würde, was es Abscheulichstes unter dem Himmel gibt, nämlich die schlimme Laune eines Dieners, ein Sturm, der unvermeidlicher und schwärzer ist, als jedes Gewitter.

„Gut, es sei," sagte er, „ich billige Deinen Wunsch. Musaron, sieh nach, was um jenen Rauch her vorgeht, und melde es mir sodann."

Da Musaron vom Anfang dieser Verhandlung an beinahe sicher war, der Ausgang würde seinem Willen entsprechen, so nahm er diese Erlaubniß ohne einen unmäßigen Ausbruch der Freude auf und trabte, dem Pfade folgend, den er schon so lange mit den Augen verschlang, fort.

Agenor wählte seinerseits, um bequem die Rückkehr seines Knappen abzuwarten, ein reizendes Amphitheater von Felsen, durchstreut mit Birken, dessen Mittelpunkt mit jenem feinen Moos überzogen war, das man nur im Gebirge findet, und wo man nach Herzenslust alle jene schönen Blumen blühen sieht, welche sich nur am Rande von Abschüssen erschließen; eine Quelle, durchsichtig wie ein Spiegel, schlummerte einen Augenblick in einem natürlichen Becken und entfloh dann seufzend unter den Steinen.

Agenor löschte darin seinen Durst, nahm seinen Helm ab und lehnte sich unter der erquickenden Frische des Schattens an den weichen Stamm einer alten Eiche an.

Bald überließ er sich ganz und gar, wie ein wahrer Rittersmann der alten Mährchen und der romantischen Legenden, den süßen Liebesgedanken, in die er so tief versank, daß er, ohne es zu bemerken, von der Träumerei in die Extase und von der Extase in den Schlaf überging.

Im Alter von Agenor schläft man selten, ohne zu träumen; der junge Mann war auch kaum entschlummert, als er träumte, er sei in Segovia angekommen, der König Don Pedro lasse ihn mit Ketten beladen und in einen engen Kerker werfen, durch dessen Gitter die schöne Aissa erscheine; doch kaum habe diese süße Vision die Nacht seines Kerkers erhellt, da laufe Mothril herbei, um das tröstliche Bild zu verjagen, und ein

Streit entspinne sich zwischen dem Mauren und ihm; mitten in diesem Streite und als er fühlte, er würde unterliegen, machte sich ein Galopp, die Erscheinung einer unerwarteten Hülfe verkündigend, hörbar.

Der Lärmen dieses Galopps drang so tief in seinen Traum ein, daß die Sinne von Agenor einzig und allein davon gefesselt waren, und daß er bei den ersten Tönen des Reiters, den dieser Galopp zu ihm geführt, erwachte.

„Gnädiger Herr! gnädiger Herr!" rief die Stimme.

Agenor öffnete die Augen; Musaron war vor ihm.

Er bot einen seltsamen Anblick, der würdige Knappe, wie er auf seinem Pferde saß, dessen Bewegungen er nur mit Hülfe der Kniee lenkte, denn seine beiden Hände waren vor ihm ausgestreckt, als ob er blinde Kuh spielte; er trug nämlich am Gelenke jedes Armes einerseits einen an den vier Pfoten zusammengebundenen Schlauch, andererseits ein an den vier Zipfeln zusammengeknüpftes Tuch, einen Pack mit getrockneten Weinbeeren und geräucherten Zungen bildend, während er in beiden Händen, wie ein Paar Pistolen, eine gemästete Gans und einen Laib Brod hielt, der zum Abendmahl für sechs Mann hinreichend gewesen wäre.

„Gnädiger Herr!" schrie, wie gesagt, Musaron, „eine große Neuigkeit!"

„Was gibt es?" rief der Ritter, der rasch seinen Helm aufsetzte und mit der Hand nach dem Griffe seines Degens fuhr, als wäre Musaron einem feindlichen Heere vorangegangen.

„Oh! wie gut war ich inspirirt!" sprach Musaron, „und wenn ich bedenke, daß wir ohne meine Beharrlichkeit weiter gezogen wären?"

„Was gibt es, verdammter Schwätzer?"

„Was es gibt! . . . Gott hat mich in jenes Dorf geführt."

„Aber was hast Du erfahren, sprich!"

„Ich habe erfahren, daß der König Don Pedro... der Exkönig Don Pedro, wollte ich sagen . . ."

„Nun?"

„Er ist nicht mehr in Segovia."

„Wahrhaftig!" rief Mauleon ärgerlich.

„Nein, gnädiger Herr, der Alcade ist gestern von einer Fahrt zurückgekehrt, die er mit den Vornehmsten des Fleckens zu Don Pedro gemacht hatte, welcher vorgestern, von Segovia kommend, nach der Ebene gezogen ist."

„Aber wohin ist er gegangen?"

„Nach Soria."

„Mit seinem Hof?"

„Mit seinem Hof."

„Und," fuhr Agenor zögernd fort, „mit Mothril?"

„Allerdings."

„Und," stammelte der junge Mann, „mit Mothril war ohne Zweifel . . ."

„Seine Sänfte? ich glaube es wohl, er verliert sie nicht aus dem Blick, ausgenommen, wenn er schläft. Uebrigens ist sie nun gut bewacht."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß sie der König nicht mehr verläßt."

„Die Sänfte?"

„Gewiß, er geleitet sie zu Pferde, und bei dieser Sänfte hat er die Abgeordneten des Fleckens empfangen."

„Wohl! mein lieber Musaron, gehen wir nach Soria," sprach Mauleon mit einem Lächeln, das einen Anfang von Unruhe schlecht verhüllte.

„Gehen wir dahin, gnädiger Herr; doch wir können nicht mehr derselben Straße folgen, denn wir wenden Soria nun den Rücken zu. Ich habe mich im Flecken erkundigt, wir durchschneiden das Gebirge links und gelangen in einen Engpaß parallel mit der Ebene. Dieser Engpaß wird uns den Uebergang über zwei Flüsse und einen Weg von eilf Meilen ersparen."

„Gut, Du sollst mein Führer sein; doch bedenke

welche Verantwortlichkeit Du übernimmst, mein armer Musaron."

„Diese Verantwortlichkeit bedenkend, sage ich Euch, gnädiger Herr, daß Ihr die Nacht im Flecken zubringen solltet. Seht, der Abend kommt, die Kühle macht sich fühlbar; marschiren wir noch eine Stunde, so ist es stockfinstere Nacht um uns her."

„Laß uns diese Stunde benützen, Musaron, und da Du so gut unterrichtet bist, zeige mir den Weg."

„Aber Euer Mahl, Herr?" entgegnete Musaron, eine letzte Einwendung versuchend.

„Unser Mahl wird statthaben, wenn wir ein entsprechendes Lager finden. Vorwärts, Musaron, vorwärts."

Musaron entgegnete nichts mehr; es gab bei Agenor einen gewissen Stimmton, den er vollkommen kannte; wenn dieser Stimmton irgend einen Befehl begleitete, ließ sich nichts mehr sagen.

Mit Hülfe verschiedener Combinationen, von denen die einen immer geistreicher waren, als die andern, gelang es dem Knappen, seinem Herrn den Steigbügel zu halten, ohne seine Arme von einer der Bürden freizumachen, welche dieselben belasteten, und immer beladen, stieg er selbst wieder zu Pferde, ritt voran und drang muthig in die Gebirgsschlucht, welche ihnen den Uebergang über zwei Flüsse ersparen und ihren Weg um eilf Meilen abkürzen sollte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie Musaron eine Grotte fand, und was in dieser Grotte war.

Die Reisenden hatten, wie es Musaron gesagt, och eine Stunde Tag, und die letzten Strahlen der Sonne konnten sie in ihrem Marsche leiten; doch in dem Augenblick, wo der Wiederschein der erbleichenden Flamme en höchsten Pic der Sierra verlassen hatte, fing die lacht an mit einer um so furchtbareren Schnelligkeit inzutreten, als während der letzten Stunde des Tages Musaron und sein Herr hatten bemerken können, wie bschüssig und daher wie gefährlich der Weg war, dem ie folgten.

Nachdem sie eine Viertelstunde in der Finsterniß narschirt waren, hielt auch Musaron plötzlich an und prach:

„Oho! Herr Agenor, der Weg wird immer schlechter, der es ist eigentlich gar kein Weg mehr. Wir werden ns sicherlich umbringen, gnädiger Herr, wenn Ihr verangt, daß wir weiter gehen."

„Teufel!" rief Agenor, „Du weißt, ich bin nicht chwer zu befriedigen; doch das Nachtlager kommt mir hier etwas ländlich vor. Sieh, ob wir nicht weiter gehen können."

„Unmöglich, wir sind auf einer Art von Plattform, welche den Absturz auf allen Seiten überragt; machen wir einen einfachen Halt, und verlaßt Euch auf mich, mit dem Gebirge vertraut, werde ich eine Stelle finden wo Ihr die Nacht zubringen könnt."

„Siehst Du abermals irgend einen guten fetten Rauch?“ fragte Agenor lächelnd.

„Nein, aber ich rieche eine hübsche Grotte, mit Vorhängen von Epheu und Wänden von Moos.“

„Aus der wir eine ganze Welt von Nachteulen, von Eidechsen und Schlangen zu vertreiben haben werden?“

„Meiner Treue, daran ist wenig gelegen, gnädiger Herr; zu dieser Stunde und an dem Orte, wo wir uns befinden, ist das, was fliegt, kratzt oder kriecht, nicht Alles, was mich erschreckt, sondern das, was marschirt; überdies seid Ihr nicht abergläubisch genug, um Angst vor den Nachteulen zu haben, und die Eidechsen und Nattern werden wohl nicht viel von Euren eisernen Beinen abbeißen.“

„Gut,“ sagte Agenor, „so wollen wir Halt machen.“

Musaron stieg ab und schlang den Zaum seines Pferdes um einen Felsen, während sein Herr aufrecht auf seinem Rosse sitzend, der Reiterstatue des kalten und ruhigen Muthes ähnlich, wartete.

Mittlerweile durchforschte der Knappe mit jenem Instinct, dessen Macht der gute Wille verzehnfacht, die Umgegend.

Es war keine Viertelstunde vergangen, als er mit entblößtem Schwerte und mit siegreicher Miene zurückkehrte.

„Hierher, gnädiger Herr, hierher,“ sagte er, „kommt und schaut unsern Alcazar an.“

„Was hast Du denn?“ fragte der Ritter, „Du scheinst mir von Wasser zu triefen.“

„Gnädiger Herr, ich habe mich gegen einen ganzen Wald von Lianen geschlagen, die mich zum Gefangenen machen wollten; doch rechts und links hauend, bahnte ich mir einen Weg; da regneten alle vom Thau feuchten Blätter auf meinen Kopf, zu gleicher Zeit fand ein Ausfall von einem Dutzend Fledermäuse statt, und der

Platz hat sich ergeben. Stellt Euch eine herrliche Gallerie vor, deren Boden feiner Sand bildet."

„Ah! wahrhaftig?" sprach Agenor, der seinem Knappen folgte, doch nicht ohne ein wenig an seinen Worten zu zweifeln.

Agenor hatte Unrecht, zu zweifeln. Kaum war er hundert Schritte auf einem jähen Abhang weiter geritten, als er an einer Stelle, wo der Weg durch eine Mauer geschlossen zu sein schien, unter seinen Füßen eine Streu von frischen Blättern und eine Anhäufung von kleinen Zweigen, das Resultat der Schlächterei von Musaron, fühlte, indeß da und dort, unsichtbar und nur durch die Luft sich verrathend, welche ihr schweigsamer Flügelschlag dem Ritter ins Gesicht sandte, große Fledermäuse ungeduldig, wieder von ihrer Wohnung Besitz zu ergreifen, umher flogen.

„Oh! das ist die Höhle des Zauberers Maugis!" rief Agenor.

„Von mir entdeckt, gnädiger Herr, und zwar von mir zuerst. Der Teufel soll mich holen, wenn je ein Mensch den Gedanken gehabt hat, einen Fuß hierherzusetzen; diese Schlingpflanzen stammen vom Anfang der Welt her."

„Sehr gut," sprach Agenor lachend; „doch wenn diese Grotte den Menschen unbekannt ist . . ."

„Oh! dafür stehe ich."

„Kannst Du auch dasselbe von den Wölfen sagen?"

„Oho!" machte Musaron.

„Von einigen kleinen rothen Bären, von der Gebirgsrace, Du weißt, wie man sie in den Pyrenäen findet?"

„Teufel!"

„Oder von jenen wilden Katzen, welche den entschlummerten Reisenden die Kehle aufbeißen, um ihnen das Blut auszusaugen?"

„Gnädiger Herr, wißt Ihr, was wir werden thun

müssen? Einer von uns wird wachen, während der Andere schläft."

„Das wird klug sein."

„Habt Ihr nun nichts Anderes mehr gegen die Höhle von Maugis?"

„Durchaus nichts; ich finde sie sogar sehr angenehm."

„Nun wohl also, laßt uns eintreten."

„Treten wir ein."

Beide stiegen ab und traten ein, wobei der Ritter mit der Lanzenspitze, der Knappe mit der Schwertspitze umherfühlten. Nachdem sie etwa zwanzig Schritte gemacht, trafen sie auf eine feste, undurchdringliche, wie es schien, vom Felsen selbst gebildete Wand, ohne eine bemerkbare Höhlung, ohne einen Schlupfwinkel für die schädlichen Thiere.

Diese Grotte war in zwei Theile abgetheilt: man trat zuerst unter eine Art von Vorhalle, dann drang man wie durch ein Thor in eine zweite Aushöhlung, die wieder ihre ganze Höhe annahm.

Es war dies offenbar eine von jenen Grotten, welche in den ersten Zeiten des Christenthums von Einsiedlern bewohnt wurden, die den Weg der Einsamkeit gewählt hatten, um zum Himmel zu gelangen.

„Gott sei Dank!" sprach Musaron, „unser Schlafzimmer ist sicher."

„Wenn dem so ist, führe die Pferde in den Stall und decke den Tisch, denn ich habe Hunger," sprach Agenor.

Musaron führte wirklich die Pferde in das, was sein Herr den Stall nannte; es war dies die Vorhalle der Grotte.

Nachdem er sich dieser Sorge entledigt hatte, ging er zu den wichtigen Vorbereitungen zum Abendbrod über.

„Was sagst Du?" fragte Agenor, der ihn brummeln

hörte, während er die Befehle vollzog, die er erhalten hatte.

„Ich sage, gnädiger Herr, ich sei ein großer Dummkopf, daß ich Wachs vergessen habe, um uns zu leuchten. Zum Glück können wir Feuer machen."

„Was denkst Du, Musaron, Feuer?"

„Das Feuer verjagt die wilden Thiere, das ist ein Grundsatz, dessen Richtigkeit ich mehr als einmal zu erkennen Gelegenheit gehabt habe."

„Ja, aber es zieht die Menschen an, und ich gestehe Dir, ich befürchte in diesem Augenblick mehr den Angriff irgend einer maurischen oder englischen Bande, als den einer Herde von Wölfen."

„Gottes Tod!" rief Musaron, „es ist doch traurig, Herr, so gute Dinge zu essen, ohne sie zu sehen."

„Bah! bah!" versetzte Agenor, „ein hungeriger Bauch hat allerdings keine Ohren, aber er hat Augen."

Stets gelehrig, wenn man ihn zu überzeugen wußte, oder wenn man that, was er wünschte, erkannte Musaron diesmal die Haltbarkeit der Gründe seines Herrn und richtete das Mahl an der Thüre der zweiten Höhle, damit ein letzter Schein von Außen bis zu ihnen dringen könnte.

Sie fingen an zu speisen, nachdem die Pferde Erlaubniß erhalten hatten, den Kopf in den Hafersack zu stecken, den Musaron auf dem Kreuze mit sich führte.

Agenor, ein junger und kräftiger Mann, griff die Mundvorräthe mit einer Thätigkeit, mit einem Eifer an, worüber ein Verliebter in unsern Tagen vielleicht erröthen würde, während man dabei die enthusiastische Begleitung von Musaron hörte, der, immer unter dem Vorwand, man sehe nichts, die Knochen mit dem Fleisch zerbiß.

Plötzlich währte das Thema auf der Seite von Agenor fort, doch die Begleitung von Musaron hörte auf.

„Nun! was gibt es denn?“ fragte der Ritter.

„Gnädiger Herr, ich glaubte zu hören,“ erwiederte Musaron, „doch ich habe mich ohne Zweifel getäuscht ... Es ist nichts.“

Und er fing wieder an zu essen.

Doch bald unterbrach er sich abermals, und da er den Rücken der Oeffnung zuwandte, so konnte Agenor seine Unbeweglichkeit wahrnehmen.

„Ah!“ sagte Agenor, „wirst Du ein Narr?“

„Nein, Senor, eben so wenig als ich taub werde. Ich höre, sage ich Euch, ich höre.“

„Bah! Du träumst,“ entgegnete der junge Mann, „eine vergessene Fledermaus schlägt mit ihren Flügeln an die Wand.“

„Ei!“ sagte Musaron, die Stimme so dämpfend, daß ihn selbst sein Herr kaum verstand, „ich höre nicht nur, sondern ich sehe auch.“

„Du siehst?“

„Ja, und wenn Ihr Euch umwenden wollt, werdet Ihr selbst sehen.“

Die Aufforderung war so bestimmt, daß sich Agenor rasch umwandte.

In der That, mitten auf dem dunkeln Grunde der Höhle, funkelte ein leuchtender Streifen; ein Licht, hervorgebracht durch irgend eine Flamme, drang durch den Spalt des Felsen in die Grotte.

Die Erscheinung wäre erschreckend genug für Jeden gewesen, der sich die Sache nicht sogleich überlegt hätte.

„Wenn wir kein Licht haben, so haben sie,“ sprach Musaron.

„Wer, sie?“

„Unsere Nachbarn.“

„Du hältst also Deine einsame Grotte für bewohnt?“

„Ich habe mich nur für diese verbirgt, und nicht für die nächstliegende.“

„Sprich, erkläre Dich.“

„Begreift, gnädiger Herr, wir befinden uns auf em Kamm eines Gebirges; jedes Gebirg hat zwei Abänge."

„Sehr gut!"

„Folgt meinem Schluß; diese Grotte hat zwei Eingänge. Ein Zufall hat die schlecht verbundene Scheidewand hervorgebracht, die wir hier sehen. Wir sind in ie Grotte durch den westlichen Eingang eingedrungen, ie durch den östlichen."

„Aber wer denn, sie?"

„Ich weiß es nicht, doch wir werden es sehen. Gnädiger Herr, Ihr hattet Recht, daß Ihr mich kein Feuer machen lassen wolltet. Ich glaube, daß Eure Herrichkeit eben so klug, als muthig ist, was nicht wenig eißt. Doch laßt uns sehen."

„Sehen wir!"

Und Beide drangen, nicht ohne ein Herzklopfen, in ie Tiefen der Höhle ein. Musaron ging voran; er am zuerst an und hielt zuerst sein Auge an den Spalt, velcher die kalte Felswand trennte.

„Schaut!" sagte er mit leiser Stimme, „es ist oohl der Mühe werth."

Agenor schaute ebenfalls und bebte.

„Nun!" flüsterte Musaron.

„St!" machte Agenor.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Zigeuner.

Was unsere Reisenden mit Erstaunen betrachteten, verlente in der That die Aufmerksamkeit, die sie darauf richteten.

Man vernehme, was der Blick durch den Spalt des Felsen umfassen konnte.

Zuerst eine Höhle, ungefähr der ähnlich, in welcher sich unsere zwei Reisenden befanden; im Mittelpunkt dieser Höhle zwei Gestalten, die bei einem Kistchen saßen oder hockten, das auf einem großen Stein stand; an einer von den Ecken dieses Steines suchte eine von den zwei Gestalten eine Wachskerze halten zu machen, welche, die Scene beleuchtend, die Helle von sich gab, wodurch die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt worden war.

Diese zwei Gestalten waren elend gekleidet und trugen capuzenartig auf dem Kopf jenen dichten Schleier mit den ungewissen Farben, der die Zigeunerinnen jener Zeit charakterisirte; Agenor erkannte daher in ihnen zwei Frauen dieser umherschweifenden Nation; sie waren alt, nach ihrer Haltung und nach ihren Geberden zu urtheilen.

Zwei Schritte von ihnen erblickte man eine dritte Gestalt, aufrecht und nachdenkend; da jedoch das schwankende Licht der Wachskerze ihr Gesicht nicht erhellte, so ließ sich unmöglich sagen, welchem Geschlechte diese dritte Gestalt angehörte.

Mittlerweile ordneten die zwei ersten Gestalten einige Päcke mit Kleidungsstücken in Form von Sitzen auf dem Boden.

Dies Alles war armselig, elend, zerlumpt; nur das Kistchen bildete einen seltsamen Widerspruch mit dieser Dürftigkeit, denn es war von Elfenbein und ganz mit Gold eingelegt.

Dann schritt eine vierte Gestalt aus dem Hintergrunde der Grotte, zuerst im Schatten, dann im Halbschatten und endlich im Licht herbei.

Sie näherte sich, beugte sich über eine von den zwei sitzenden Frauen herab und sprach ein paar Worte zu ihr, welche weder Agenor, noch Musaron hören konnten.

Die sitzende Zigeunerin horchte aufmerksam und entließ dann mit einer Geberde denjenigen, welcher zuletzt eintrat.

Agenor bemerkte, daß diese Geberde voll Adel und Herrschaft war.

Die stehende Gestalt folgte, nachdem sie sich verbeugt, der, welcher die paar Worte gesprochen hatte, und Beide verschwanden in den Tiefen der Grotte.

Dann stand die Frau mit der gebieterischen Geberde ebenfalls auf und setzte ihren Fuß auf den Stein.

Deutlich sah man die Handlungen aller dieser Leute, aber man konnte ihre Worte nicht hören, welche wie ein verworrenes Gemurmel durch die Grotte schwirrten.

Die zwei Zigeunerweiber waren allein geblieben.

„Wetten wir, gnädiger Herr," sagte Musaron mit leiser Stimme, „wetten wir, daß diese zwei Hexen mit einander dreihundert Jahre alt sind. Die Zigeunerinnen leben so lange als die Krähen."

„In der That, sie scheinen nicht jung zu sein," sprach Agenor.

Statt aufzustehen, wie die erste, hatte sich die zweite Frau während dieser Zeit nur auf die Kniee erhoben, und sie fing an das hirschlederne Stiefelchen aufzuschnüren, das ihr Bein bis über den Knöchel umhüllte.

„Meiner Treue," sagte Agenor, „schaue, wenn Du willst, ich ziehe mich zurück, denn nichts ist häßlicher, als der Fuß eines alten Weibes."

Neugieriger als sein Herr, blieb Musaron, während der Ritter eine Bewegung rückwärts machte.

„Ah! Herr," sagte der Knappe, „ich versichere Euch, dieser ist minder häßlich, als man glauben sollte. Oh! er ist im Gegentheil ganz reizend. Schaut doch, gnädiger Herr, schaut doch."

Agenor wagte es.

„In der That," sagte er, „das ist außerordentlich, der Knöchel ist von einer reinen Vollendung!"

Die Alte tauchte in ein Wasser so klar wie Krystall, das in Diamanttropfen unter einem Felsen hervorsprudelte, ein Tuch von ausnehmender Feinheit und wusch ihrer Gefährtin den Fuß.

Dann suchte sie in dem mit Gold eingelegten Kistchen und zog wohlriechende Salben daraus hervor, mit denen sie den Fuß einrieb, der die Bewunderung und besonders das Erstaunen der zwei Reisenden hervorrief.

„Wohlgerüche! Balsame! seht Ihr, Herr, seht Ihr?" rief Musaron.

„Was soll das bedeuten?" murmelte Agenor, der die Zigeunerin einen zweiten Fuß, nicht minder zart, nicht minder weiß, als der erste, entblößen sah.

„Herr, das ist die Toilette der Zigeunerkönigin," sprach Musaron.

Die Zigeunerin war in der That, nachdem sie den zweiten Fuß gewaschen, abgetrocknet und eingesalbt hatte, wie den ersten, zum Schleier übergegangen, den sie mit aller möglichen Vorsicht und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Ehrfurcht wegnahm.

Als der Schleier fiel, entblößte er, statt die Runzeln einer Hundertjährigen zu zeigen, wie es Musaron vorhergesagt hatte, ein reizendes Antlitz mit braunen Augen, farbiger Haut, gerader Nase nach der ganzen Reinheit des iberischen Typus, und die zwei Reisenden vermochten eine Frau von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, glänzend von wunderbarer Schönheit, zu erkennen.

Während die zwei Zuschauer in die Extase versunken waren, breitete die alte Zigeunerin auf dem Boden der Höhle einen Teppich von Kameelhaaren aus, der, obgleich zehn Fuß lang, durch den Ring eines Mädchens gegangen wäre; er bestand aus dem Gewebe, dessen Geheimniß die Araber allein in jener Zeit besaßen, und das aus den Haaren todtgeborener Kameele fabricirt wurde. Da stellte die erste Zigeunerin ihre zwei nackten Füße auf den prachtvollen Teppich, in-

deß die alte Zigeunerin, nachdem sie, wie gesagt, den Schleier abgenommen, der ihr Gesicht bedeckte, sich anschickte, auch den Schleier zu lösen, der ihren Busen verhüllte.

So lange dieses letztere Gewebe noch an seinem Platz war, hielt Musaron seinen Athem an sich, als es aber fiel, entschlüpfte ihm unwillkührlich ein Schrei der Bewunderung.

Bei diesem Schrei, der ohne Zweifel von den zwei Frauen gehört wurde, erlosch das Licht und die tiefste Finsterniß erfüllte die Höhle, in ihren der Vergessenheit ähnlichen Schlünden diese geheimnißvolle Scene begrabend.

Musaron fühlte, daß ihm sein Herr in der Dunkelheit einen heftigen Fußtritt gab, der ihn durch ein geschickt und zu rechter Zeit ausgeführtes Manoeuvre von der Wand zurückschleuderte .... welcher Fußtritt mit der energischen Betitelung: „Thier!“ begleitet war.

Er begriff, oder glaubte zu begreifen, es sei dies zugleich der Befehl, wieder sein Lager zu suchen, und die Strafe für seine Indiscretion.

Er streckte sich also auf dem Bett von Blättern aus, das er zuvor bereitet hatte. Nach Verlauf von fünf Minuten und als er sich versichert glaubte, das Licht würde nicht mehr angezündet werden, streckte sich Agenor neben ihm aus.

Musaron dachte, es wäre dies der Augenblick, sich Verzeihung für seinen Fehler durch scharfsinnige Aeußerungen zu verschaffen.

„So ist es,“ sprach er, ganz laut auf das antwortend, was sich ohne Zweifel Agenor ganz leise sagte, „sie folgten wahrscheinlich auf der andern Seite des Gebirges einem mit dem unserigen parallel laufenden Pfad, und werden auf dem andern Abhang die mit dieser parallele Oeffnung der Höhle gefunden haben, welche in der Mitte durch einen Felsen geschlossen ist, den die Laune der Natur, oder irgend eine Phantasie

der Menschen hierhergestellt hat, wo er nun steht, wie eine riesige Scheidewand.

„Thier!“ begnügte sich Agenor zum zweiten Male zu sagen.

Doch da dieses Wort bei der Wiederholung in einem gemilderten Tone ausgesprochen wurde, so sah der Knappe darin eine wohlwollendere Stimmung, und er fuhr, beständig seinem unfehlbaren Takte huldigend, fort:

„Wer waren nun diese Frauen? Zigeunerinnen ohne Zweifel. Ah! ja; doch warum diese Wohlgerüche, diese Balsame, diese nackten, so weißen Füße, dieses so schöne Gesicht, und der so herrliche Busen, den wir eben sehen sollten, als ich Dummkopf, der ich bin! ...“

Musaron gab sich einen gewaltigen Backenstreich.

Agenor konnte sich des Lachens nicht erwehren. Musaron hörte es und fuhr immer mehr mit sich zufrieden fort:

„Die Zigeunerkönigin! das ist nicht sehr wahrscheinlich, obschon ich mir auf keine andere Weise die wahrhaft feenartige Erscheinung erklären kann, die ich durch meine Albernheit verschwinden gemacht habe ... Oh! ich Thier, das ich bin!“

Und er gab sich einen zweiten Backenstreich.

Agenor sah ein, daß Musaron, nicht minder schaugierig als er, von einer wahren Reue ergriffen war, und er erinnerte sich, daß das Evangelium nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung fordert.

Ueberdies erschien die Genugthuung hinreichend, sobald Musaron dahin gelangt war, daß er sich aus Ueberlegung den Titel gab, den ihm sein Herr in der Hitze gegeben hatte.

„Was denkt Ihr von diesen zwei Frauen?“ erdreistete sich Musaron endlich zu fragen.

„Ich denke,“ antwortete Agenor, „daß die schmutzigen Kleider, welche die jüngere von Beiden ab-

streifte, sich wenig für die glänzende Schönheit eignen, die wir leider nur flüchtig erblickt haben.

Musaron stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Und," fuhr Agenor fort, „daß die Balsame und Parfumerien des Kistchens noch viel weniger diesen schmutzigen Kleidern entsprechen, weshalb es meine Ansicht ist . . ."

Agenor hielt inne.

„Oh! was ist Eure Ansicht, gnädiger Herr?" fragte Musaron; „ich muß gestehen, es würde mich unendlich freuen, bei diesem Vorfall die Meinung eines so erleuchteten Ritters, wie Ihr seid, zu vernehmen."

„Weshalb," fuhr Agenor fort, der, ohne daran zu denken, wie Meister Rabe, dem Zauber des Lobes unterlag, „weshalb es meine Ansicht ist, daß es zwei Reisende sind, von denen die eine reich und von hohem Stand, welche reiche Reisende, da sie sich in eine entfernte Stadt begeben, diesen Anzug gewählt und diese List ersonnen hat, um nicht die Habgier von Räubern oder die Lüsternheit von Soldaten in Versuchung zu führen."

„Wartet, gnädiger Herr, wartet," sagte Musaron, der bei dem Gespräch wieder den Platz einnahm, den er gewöhnlich dabei behauptete, „oder auch eine von den Frauen, wie sie die Zigeuner verkaufen, und deren Schönheit sie pflegen, wie die Roßhändler werthvolle Pferde, die sie von Stadt zu Stadt führen, warten und putzen."

Musaron hatte offenbar an diesem Abend die Initiative des Gedankens und die Palme des Schließens. Agenor streckte auch das Gewehr und gab durch sein Stillschweigen zu verstehen, daß er sich für geschlagen erkannte.

So viel ist gewiß: daß Agenor, wenn auch verführt, wie es jeder Mann von fünfundzwanzig Jahren sein muß, durch den Anblick eines hübschen Fußes und eines reizenden Gesichtes, im Grunde seiner Seele sehr

unzufrieden, sich in sich selbst verschloß. Denn die Ansicht des sinnreichen Musaron konnte richtig und die geheimnißvolle Schöne nichts Anderes sein, als eine Abenteurerin, welche, im Gefolge einer Zigeunertruppe, im Lande umherstrich und auf eine bewunderungswürdige Weise mit ihren herrlichen, kleinen, weißen, zarten Füßen den Eiertanz oder auf dem Seil tanzte.

Nur ein Umstand bekämpfte die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme: dies war das ehrerbietige Benehmen der Männer und der Frau gegen die Unbekannte; aber bei seiner Folgerung, deren Logik den Ritter in Verzweiflung brachte, erinnerte Musaron an gewisse Beispiele von Gauklern, die sich sehr ehrerbietig gegen den Lieblingsaffen der Truppe, oder gegen den bedeutendsten Schauspieler, der den Lebensunterhalt der Gesellschaft gewann, benahmen.

Der Ritter schwebte auf eine unangenehme Weise in diesen Zweifeln, bis ihm der Schlaf, dieser süße Gefährte der Müdigkeit, die Denkkraft benahm, von der er seit einigen Stunden ohne Maß Gebrauch machte.

Gegen vier Uhr Morgens breiteten die ersten Strahlen des Tags einen violetten Mantel an den Wänden der Grotte aus, und bei ihrem Schimmer erwachte Musaron.

Musaron weckte seinen Herrn.

Agenor öffnete die Augen, sammelte seine Geister und lief an den Spalt des Felsen.

Doch Musaron schüttelte den Kopf, was bedeutete, daß er zuerst dort gewesen.

„Niemand mehr da,“ murmelte er, „Niemand mehr da!“

In der den Strahlen der aufgehenden Sonne ausgesetzten benachbarten Grotte war es in der That hell genug, daß man die Gegenstände unterscheiden konnte; die Grotte war offenbar verlassen.

Frühzeitiger als der Ritter hatte sich die Zigeu-

nerin davon gemacht; Kistchen, Balsame, Parfumerien, Alles war verschwunden.

Stets für die positiven Dinge besorgt, trug Musaron auf das Frühstück an; doch ehe er die Vortheile seines Antrags entwickelte, hatte sein Herr den Kamm des Gebirges erreicht, und von der Höhe, wo er wie ein Raubvogel seinen Standpunkt genommen, konnte er die Krümmungen des Gebirges und die bläulichen Flächen im Thale überschauen.

Auf einer Plattform in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelmeilen von der Höhe, wo sich Agenor befand, vermochte man mit den Augen des Vogels, dessen Stelle er einnahm, einen Esel zu entdecken, auf welchem eine Person ritt, während die drei andern zu Fuße nebenher gingen.

Diese vier Personen, die sich Agenor mit einer gewissen Genauigkeit darboten, konnten kaum andere, als die vier Zigeuner sein, die dem Pfade zu folgen schienen, den man Musaron als nach Soria führend bezeichnet hatte.

„Auf, auf, Musaron!“ rief Agenor, „zu Pferde und scharf geritten! Das sind unsere Nachtvögel, wir wollen ihr Gefieder ein wenig bei Tage betrachten.“

Musaron, der in seinem Innern fühlte, daß er viele Dinge gut zu machen hatte, führte dem Ritter sein gesatteltes Pferd vor, bestieg das seinige und folgte Agenor, der sein Roß in Galopp setzte.

In einer halben Stunde waren Beide nur noch dreihundert Schritte von den Zigeunern entfernt, welche für den Augenblick eine Baumgruppe verbarg.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Zigeunerkönigin.

Die Zigeuner hatten sich mehrere Male umgedreht, was zum Beweis diente, daß, wenn sie von den zwei Reisenden gesehen worden waren, sie dieselben auch gesehen hatten, und dies bewog Musaron, obwohl mit einer Schüchternheit, die nicht in seiner Gewohnheit lag, die Meinung auszusprechen, sobald man sich um die Baumgruppe gewendet hätte, würde man die kleine Truppe nicht mehr sehen, in Betracht, daß sie wie von selbst verschwunden wäre.

Musaron war nicht im Glück, was Vermuthungen betrifft; denn als man sich um die Baumgruppe gewendet hatte, sah man die Zigeuner, welche scheinbar wenigstens ruhig ihres Weges zogen.

Doch Agenor bemerkte, daß eine Veränderung vorgegangen war; die Frau, die er von fern auf dem Esel gesehen hatte, und die, wie er nicht bezweifelte, die Frau mit den weißen Füßen und dem schönen Antlitz sein mußte, ging zu Fuß, vermischt mit ihren Gefährten, ohne daß sie irgend etwas Auffallendes in Beziehung auf Gang und Haltung bot.

„Hollah, Ihr guten Leute!“ rief Agenor.

Die Männer wandten sich um, und der Ritter bemerkte, daß sie mit der Hand an ihren Gürtel fuhren, woran ein langes Messer hing.

„Gnädiger Herr,“ sagte Musaron stets klug und vorsichtig, „habt Ihr gesehen?“

„Vollkommen,“ antwortete Agenor. Dann sich an die Zigeuner wendend, sagte er:

„Oh! oh! seid ohne Furcht. Ich komme mit freundschaftlicher Gesinnung, und ich bemerke Euch beiläufig, meine Braven, Eure Messer wären, wenn sich dies anders verhielte, armselige Angriffswaffen gegen meinen Panzer und meinen Schild, und elende Vertheidigungswaffen gegen meine Lanze und mein Schwert. Nachdem dies abgemacht ist, frage ich Euch, wohin geht Ihr, Ihr Leute?“

Einer von den zwei Männern faltete die Stirne und öffnete den Mund, um irgend etwas Hartes zu antworten; doch der Andere hielt ihn sogleich zurück und erwiederte im Gegentheil mit artigem Tone:

„Wollt Ihr uns folgen, damit wir Euch den Weg zeigen, gnädiger Herr?“

„Gewiß,“ antwortete Agenor, „abgesehen davon, daß wir von Eurer Gesellschaft beehrt zu sein wünschen.“

Musaron machte eine höchst bezeichnende Grimasse.

„Wohl, gnädiger Herr, wir gehen nach Soria,“ sagte der artige Zigeuner.

„Das fügt sich vortrefflich, wir reisen auch nach Soria.“

„Leider reisen Eure Herrlichkeiten viel schneller als arme Fußgänger,“ entgegnete der Zigeuner.

„Ich habe sagen hören,“ erwiederte Agenor, „die Leute Eurer Nation können in der Geschwindigkeit einen Wettkampf mit den lebhaftesten Pferden eingehen.“

„Das ist möglich,“ versetzte der Zigeuner; „doch nicht, wenn sie zwei alte Frauen bei sich haben.“

Agenor und Musaron tauschten einen Blick, den Musaron mit einer Grimasse begleitete.

„Es ist wahr,“ sprach Agenor, „und Ihr reist mit dürftiger Equipage. Wie können die Frauen, die Euch begleiten, eine solche Strapaze aushalten?“

„Sie sind daran gewöhnt, Senor, und zwar seit langer Zeit, denn es sind unsere Mütter; wir Zigeuner werden im Schmerz geboren.“

„Ah! Eure Mütter!“ rief Agenor; „arme Weiber!“

Der Ritter befürchtete einen Augenblick, die schöne Zigeunerin könnte einen andern Weg eingeschlagen haben; doch beinahe unmittelbar darauf dachte er an die Frau, die er auf dem Esel hatte reiten sehen, und die nur abgestiegen war, als sie ihn erblickt. Das Thier sah ärmlich aus; aber es genügte, diese kleinen zarten, gesalbten Füße, die er am Abend vorher gesehen, zu schonen.

Er näherte sich den Frauen, sie verdoppelten den Schritt.

„Eine von den Müttern besteige den Esel, und die andere kann hinter mir auf dem Kreuz reiten," sagte er.

„Der Esel ist mit unsern Kleidungsstücken belastet," entgegnete der Zigeuner, „und daran hat er schon genug. Was aber Euer Pferd betrifft, Senor, so treibt Eure Excellenz wohl nur Scherz, denn es ist ein zu edles und zu munteres Thier für eine arme alte Zigeunerin."

Während dieser Zeit schaute Agenor die zwei Frauen schärfer an, und er erblickte an den Füßen der einen von ihnen die hirschledernen Stiefelchen, die er am Abend vorher wahrgenommen hatte.

„Sie ist es!" murmelte er, diesmal gewiß, sich nicht mehr zu täuschen. „Auf, auf, gute Mutter mit dem blauen Schleier, nehmt mein Anerbieten an; steigt hinter mir auf's Kreuz, und wenn Euer Esel eine hinreichende Last trägt, nun, so mag Eure Gefährtin hinter meinem Knappen aufsitzen."

„Ich danke, Senor," erwiederte die Zigeunerin mit einer Stimme, deren Harmonie die letzten Zweifel, welche noch dem Geiste des Ritters bleiben konnten, beseitigte.

„In der That," sprach Agenor mit einem spöttischen Ton, der die zwei Frauen beben und die Hände der zwei Männer bis an ihre Messer aufsteigen machte, „in der That, das ist eine weiche, sanfte Stimme für ein altes Weib."

„Senor!...“ rief mit zornigem Ausdruck der Zi=
zeuner, der noch nicht gesprochen hatte.

„Oh! ärgern wir uns nicht,“ fuhr Agenor ruhig
'ort, „wenn ich an ihrer Stimme errathe, daß Eure
Gefährtin jung ist, und wenn ich, indem ich an ihrer
Stimme errathe, daß sie jung ist, an der Dichtheit ihres
Schleiers zugleich auch errathe, daß sie schön ist, so
iegt darum doch kein Grund vor, mit Messern zu
pielen.“

Die zwei Männer traten einen Schritt vor, als
vollten sie ihre Gefährtin beschützen.

„Halt!“ sprach gebieterisch die junge Frau.

Die zwei Männer blieben stehen.

„Ihr habt Recht, Senor,“ sagte sie. „Ich bin
ung, und wer weiß, vielleicht sogar schön... Doch,
vas kümmert das Euch, frage ich, und warum solltet
Ihr mich auf meiner Reise belästigen, weil ich zwanzig
oder fünfundzwanzig Jahre weniger alt bin, als ich zu
ein scheine?“

Agenor blieb in der That unbeweglich bei den Tö=
ien dieser Stimme, welche die hochgestellte und an das
Befehlen gewöhnte Frau bezeichneten. Die Erziehung
ind der Charakter der Unbekannten standen also im Ein=
'lang mit ihrer Schönheit.

„Senora,“ stammelte der junge Mann, „Ihr habt
Euch nicht getäuscht, ich bin Ritter.“

„Ihr seid Ritter, gut; doch ich bin keine Senora
ch bin eine arme Zigeunerin, etwas weniger häßlich
vielleicht, als die Frauen meines Standes.“

Agenor machte eine Geberde des Unglaubens.

„Habt Ihr zuweilen die Frauen von vornehmen
Herren zu Fuß reisen sehen?“ fragte die Unbekannte.

„Oh! das ist ein schlechter Grund,“ entgegnete
Agenor, „denn noch vor einem Augenblick seid Ihr auf
em Esel geritten.“

„Richtig,“ erwiederte die junge Frau; „doch Ihr

werdet wenigstens zugestehen, daß mein Anzug nicht der einer Dame von Stand ist."

„Die Damen von Stand verkleiden sich zuweilen, Madame, wenn sie ein Interesse haben, für Weiber aus dem Volk gehalten zu werden."

„Glaubt Ihr," erwiederte die Zigeunerin, „eine Frau von Stand lasse sich, an Sammet und Seide gewöhnt, herbei, ihren Fuß in eine solche Bekleidung zu stecken?"

Und sie zeigte ihr hirschledernes Stiefelchen.

„Jede Bekleidung wird am Abend abgelegt, und ist der zarte Fuß durch den Marsch am Tag angestrengt worden, so verliert er die Müdigkeit, wenn man ihn mit duftenden Salben einreibt."

Hätte die Reisende ihren Schleier aufgehoben, so hätte Agenor sehen können, wie ihr das Blut in's Gesicht stieg und das Feuer ihrer Augen in einem purpurnen Kreise glänzte.

„Duftende Salben," flüsterte sie, und schaute dabei ihre Gefährtin unruhig an, während Musaron, der nicht ein Wort von diesem Gespräch verloren hatte, duckmäuserisch lächelte.

Agenor versuchte es nicht, sie noch mehr zu ängstigen.

„Meine liebe Frau," sprach er, „ein süßer Wohlgeruch entströmt Eurer Person, das ist es, was ich sagen wollte, und nichts Anderes."

„Ich danke für das Compliment, Herr Ritter; doch da es das ist, was Ihr sagen wolltet, und nichts Anderes, so müßt Ihr zufrieden sein, da Ihr es gesagt habt."

„Damit wollt Ihr mir mich zu entfernen befehlen, nicht wahr?"

„Damit will ich sagen, daß ich in Euch an Eurer Aussprache, Senor, und an Euren Worten besonders einen Franzosen erkenne. Es ist aber gefährlich, mit

Franzosen zu reisen, wenn man eine, für Artigkeiten sehr empfängliche, arme junge Frau ist."

„Ihr besteht also darauf, daß ich mich von Euch trenne?"

„Ja, zu meinem großen Bedauern, doch ich bestehe darauf."

Bei dieser Antwort ihrer Gebieterin schienen die zwei Diener bereit, ihren Willen zu unterstützen.

„Ich werde gehorchen, Senora," sprach Agenor, „doch glaubt mir, nicht wegen der drohenden Miene Eurer zwei Gefährten, die ich gern in einer minder guten Gesellschaft als der Eurigen treffen möchte, um sie zu oft nach ihren Messern greifen zu lehren, sondern wegen der Dunkelheit, mit der Ihr Euch umgebt, und die ohne Zweifel irgend einen Plan unterstützen soll, dem ich nicht entgegentreten will."

„Ihr tretet keinem Plan entgegen und lauft auch nicht Gefahr, eine Dunkelheit aufzuhellen," sagte die Reisende.

„Schon genug, Madame," sprach Agenor; „überdies," fügte er, ein wenig gereizt durch die geringe Wirkung, welche sein gutes Aussehen hervorgebracht, bei, „überdies würde mich Euer langsames Marschiren hindern, so bald, als es für mich dringend nothwendig ist, am Hof von König Don Pedro anzukommen."

„Ah! Ihr begebt Euch zu König Don Pedro?" rief lebhaft die junge Frau.

„Auf der Stelle, Senora, und ich nehme von Euch Abschied, indem ich Eurer liebenswürdigen Person alles Glück wünsche."

Die junge Frau schien einen raschen Entschluß zu fassen und hob ihren Schleier auf.

Diese plumpe Umhüllung hob wo möglich die Schönheit ihres Gesichtes und die Eleganz ihrer Züge noch mehr hervor; sie hatte einen freundlichen Blick und einen lachenden Mund.

Agenor hielt sein Pferd an, das schon einen Schritt vorwärts gemacht hatte.

„Ah! Senor," sagte sie, „man sieht wohl, daß Ihr ein zartfühlender und bescheidener Rittersmann seid; denn Ihr habt vielleicht errathen, wer ich bin, und dennoch habt Ihr mich nicht verfolgt, wie es ein Anderer an Eurer Stelle gethan hätte."

„Ich habe nicht errathen, wer Ihr seid; wohl aber habe ich errathen, wer Ihr nicht seid."

„Nun, Herr Ritter, da Ihr Euch so artig benehmt, will ich Euch die volle Wahrheit erzählen," sprach die schöne Reisende.

Bei diesen Worten schauten die zwei Diener einander erstaunt an; doch immer lächelnd, fuhr die falsche Zigeunerin fort:

„Ich bin die Frau eines Officiers von König Don Pedro, und seit einem Jahr von meinem Mann getrennt, der dem König nach Frankreich folgte, will ich es versuchen, ihn in Soria zu treffen; Ihr wißt aber, daß das Land von den Soldaten der beiden Parteien besetzt ist, und ich würde eine wichtige Beute für die Leute des Prätendenten. Um ihnen zu entgehen, habe ich diese Verkleidung gewählt, bis ich mit meinem Mann zusammengetroffen bin, daß dieser mich beschützen kann."

„Das lasse ich mir gefallen," sprach Agenor, diesmal von der Wahrhaftigkeit der jungen Frau überzeugt. „Wohl, Senora, ich hätte Euch meine Dienste angeboten, heischte nicht meine Sendung die größte Eile."

„Hört, mein Herr," sagte die schöne Reisende, „nun, da Ihr wißt, wer ich bin, und da ich weiß, wer Ihr seid, werde ich so schnell gehen, als Ihr wollt, wenn Ihr mir erlaubt, daß ich mich unter Euren Schutz stelle und in Eurem Geleite reise."

„Ah! ah! Ihr habt also Eure Ansicht geändert, Madame?"

„Ja, Senor, ich habe bedacht, daß ich auf Leute

stoßen könnte, welche ebenso scharfsichtig, aber minder artig wären, als Ihr."

„Wie werden wir es also machen, Madame? wenn Ihr nicht meinen ersten Vorschlag annehmt . . ."

„Oh! beurtheilt mein Thier nicht nach seinem Aussehen, so unscheinbar mein Esel ist, so ist er doch von Race, wie Euer Pferd; er kommt aus den Ställen von Don Pedro, und dürfte die Vergleichung mit Eurem Renner aushalten."

„Aber Eure Leute, Madame?"

„Kann Euer Knappe meine Amme nicht aufs Kreuz nehmen? meine Leute werden uns zu Fuß folgen."

„Besser wäre es, wenn Ihr Euren Esel Euren zwei Dienern überließet, die sich desselben abwechselnd bedienen könnten, wenn Eure Amme, wie Ihr sagt, hinter meinen Knappen aufstiege, und wenn Ihr Euch, wie ich es Euch vorschlage, hinter mich setztet; auf diese Art würden wir eine ansehnliche Truppe bilden."

„Gut, es geschehe, wie Ihr wollt," sprach die Dame.

Und beinahe in demselben Augenblick schwang sich die schöne Reisende in der That mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Kreuz des Pferdes von Agenor.

Die zwei Männer setzten die Amme hinter Musaron, der nicht mehr lachte.

Einer von den zwei Männern bestieg den Esel, der andere nahm ihn beim Schwanzriemen, aus dem er sich einen Haltpunkt machte, und die ganze Truppe zog in scharfem Trab von dannen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wie Agenor und die unbekannte Reisende mit einander zogen, und von den Dingen, die sie sich während der Reise sagten.

Es ist sehr schwer für zwei junge, hübsche, gescheidte Wesen, die sich umschlungen halten und auf demselben Thiere sitzend die Stöße und Unebenheiten der Straße theilen, nicht bald ein vertrauliches Verhältniß mit einander einzugehen.

Die junge Frau begann mit Fragen; als Frau hatte sie das Recht dazu.

„Also Herr Ritter,“ sagte sie, „ich habe richtig errathen, und Ihr seid ein Franzose?“

„Ja, Madame.“

„Und Ihr geht nach Soria?“

„Ah! das habt Ihr nicht errathen, ich habe es Euch gesagt.“

„Es mag sein . . . . Ihr wollt ohne Zweifel Don Pedro Eure Dienste anbieten?“

Agenor bedachte, ehe er diese Frage entschieden beantwortete, daß er diese Frau bis Soria führe, daß er den König vor ihr sehen würde, und daß er folglich keine Indiscretion zu fürchten haben könnte; überdies hatte er viele Dinge zu sagen, ehe er die Wahrheit zu sagen hatte.“

„Madame,“ sprach er, „diesmal täuscht Ihr Euch; ich will keines Weges meine Dienste Don Pedro anbieten, insofern ich Don Enrique oder vielmehr dem Connetable Duguesclin angehöre: ich überbringe dem besiegten König Friedensvorschläge.“

„Dem besiegten König!" rief die junge Frau mit einem stolzen Ausdruck, den sie sogleich unterdrückte und in Erstaunen verwandelte.

„Allerdings besiegt, da sein Mitbewerber an seiner Stelle zum König gekrönt worden ist."

„Ah! es ist wahr," sagte mit gleichgültigem Tone die junge Frau; „Ihr bringt also dem besiegten König Worte des Friedens?"

„Die er wohl annehmen wird," erwiederte Agenor, denn seine Sache ist verloren."

„Ihr glaubt?"

„Ich bin dessen sicher."

„Warum dies?"

„Weil er, schlecht umgeben und besonders schlecht berathen, wie er ist, unmöglich widerstehen kann."

„Schlecht umgeben?"

„Allerdings; Unterthanen, Freunde, Geliebte, Alles verräth ihn, plündert ihn, treibt ihn zum Bösen an."

„Also seine Unterthanen? . . ."

„Verlassen ihn."

„Seine Freunde? . . ."

„Plündern ihn."

„Und seine Geliebte? . . ." fragte zögernd die junge Frau.

„Seine Geliebte treibt ihn zum Bösen an."

Die junge Frau faltete die Stirne, und etwas wie eine Wolke zog über ihr Antlitz hin.

„Ihr meint ohne Zweifel die Maurin?" sagte sie.

„Welche Maurin?"

„Die neue Leidenschaft des Königs."

„Wie beliebt?" fragte Agenor, dessen Blick nun ebenfalls funkelte.

„Habt Ihr nicht sagen hören, der König Don Pedro sei wie wahnsinnig in die Tochter des Mauren Mothril verliebt?"

„In Aissa!" rief der Ritter.

„Ihr kennt sie?" sprach die junge Frau.

„Gewiß."

„Wie sollte es Euch dann unbekannt sein, daß der schändliche Ungläubige sie in das Bett des Königs zu bringen im Begriff ist."

„Einen Augenblick Geduld!" rief der Ritter, indem er sich bleich wie der Tod gegen seine Gefährtin umwandte; „sprecht nicht so von Aissa, wenn nicht unsere Freundschaft, ehe sie geboren ist, sterben soll."

„Ah! wie soll ich anders sprechen, Senor, da ich die Wahrheit sage? Diese Maurin ist oder wird die anerkannte Geliebte des Königs werden, da er sie überall begleitet, da er am Schlage ihrer Sänfte geht, da er ihr Concerte, Feste gibt und den Hof zu ihr führt."

„Ihr wißt das?" sagte Agenor ganz zitternd, denn er erinnerte sich dessen, was der Alcade Musaron mitgetheilt hatte; „die Reise von Don Pedro an der Seite von Aissa ist also wahr?"

„Ich weiß viele Dinge, Herr Ritter," sprach die schöne Reisende, „denn wir Leute vom Hause des Königs erfahren die Neuigkeiten schnell."

„Ah! Madame, Ihr durchbohrt mir das Herz," sagte traurig Agenor, in dem die Jugend ihre ganze Blüthe entwickelte, welche aus den zwei zartesten Substanzen der Seele, der Leichtgläubigkeit beim Hören, der Naivetät beim Sprechen besteht.

„Ich durchbohre Euch das Herz?" fragte die Reisende ganz erstaunt. „Kennt Ihr zufällig diese Frau?"

„Ah! ich liebe sie auf's Innigste!" sprach der Ritter in Verzweiflung.

Die junge Frau machte eine Geberde des Mitleids und erwiederte:

„Aber sie, sie liebt Euch also nicht?"

„Sie sagte mir, sie liebe mich. Oh! dieser Schurke Mothril muß ihr gegenüber Gewalt oder Zauberkunst angewendet haben!"

„Es ist ein großer Bösewicht, der dem König schon

viel Schlimmes zugefügt hat," sprach kalt die junge Frau. „Doch in welcher Absicht glaubt Ihr, daß er handle?"

„Das ist ganz einfach: er will eine Andere an die Stelle von Maria Padilla bringen."

„Es ist dies also auch Eure Ansicht?"

„Sicherlich, Madame."

„Aber man sagt, Dona Maria sei sehr verliebt in den König; glaubt Ihr, sie dulde, daß Don Pedro sie so verläßt?"

„Sie ist Weib, sie ist schwach, sie wird unterliegen, wie Dona Bianca unterlegen ist; nur war der Tod der Einen ein Mord, während der Tod der Andern eine Sühnung sein wird."

„Eine Sühnung? ... Eurer Ansicht nach hat also Maria Padilla etwas zu sühnen?"

„Ich spreche nicht nach meiner Ansicht, Madame, sondern nach der der Welt."

„Eurer Ansicht nach wird man Maria Padilla nicht beklagen, wie man Blanche von Bourbon beklagte?"

„Sicherlich nicht; obgleich, wenn Beide todt sind, wahrscheinlich die Geliebte so unglücklich gewesen sein wird, als die Gemahlin."

„Ihr werdet sie also beklagen?"

„Ja, obschon ich sie weniger als irgend Jemand beklagen müßte."

„Und warum dies?" fragte die junge Frau, ihre großen, schwarzen, erweiterten Augen auf Agenor heftend.

„Weil sie es ist, die dem König die Ermordung von Don Federigo gerathen hat, und weil Don Federigo mein Freund war."

„Solltet Ihr zufällig der fränkische Ritter sein, den Don Federigo zu sich beschieden hatte?" fragte die junge Frau.

„Ja, und dem der Hund den Kopf seines Herrn brachte."

„Ritter! Ritter!" rief die junge Frau, indem sie Agenor bei der Hand nahm, „hört wohl: bei dem Heile ihrer Seele, bei dem Antheil, den Maria Padilla am Paradies zu bekommen hofft, sie ist es nicht, die den Rath gegeben hat, sondern Mothril!"

„Aber sie hat gewußt, daß der Mord stattfinden sollte, und hat sich nicht widersetzt."

Die Reisende schwieg.

„Das ist genug, daß sie Gott bestraft, oder vielmehr, daß sie von Don Pedro gestraft werden wird," sagte Agenor. „Wer weiß, ob er sie nicht schon weniger liebt, weil das Blut seines Bruders zwischen ihm und dieser Frau geflossen ist?"

„Ihr habt vielleicht Recht," sprach die Unbekannte mit sonorer Stimme; „doch Geduld, Geduld!"

„Ihr scheint Mothril zu hassen, Dona?"

„Tödtlich."

„Was hat er Euch gethan?"

„Er hat mir gethan, was er jedem Spanier gethan hat; er hat den König seinem Volk entfremdet."

„Die Frauen hegen selten aus einer politischen Ursache einen Haß gegen einen Mann, wie Ihr ihn gegen Mothril zu hegen scheint."

„Ich habe mich auch persönlich über ihn zu beklagen: seit einem Monat verhindert er es, daß ich meinen Gatten wiederfinde."

„Wie so?"

„Er hat um den König Don Pedro eine solche Bewachung angeordnet, daß keine Botschaft oder kein Bote bis zu ihm oder bis zu denjenigen gelangt, welche ihm dienen: so habe ich an meinen Gatten zwei Emissäre abgeschickt, welche nicht zurückgekehrt sind, und ich weiß nicht, ob ich werde nach Soria hineinkommen können, und ob Ihr selbst . . ."

„Oh! ich komme hinein; denn ich erscheine als Botschafter."

Die junge Frau schüttelte spöttisch lächelnd den Kopf.

„Ihr kommt hinein, wenn er es will," entgegnete sie mit einer heiseren Stimme, welche eine innere Erschütterung entflammte.

Agenor streckte die Hand aus, zeigte den Ring, den ihm Enrique von Transtamare gegeben hatte, und sprach: „Dies ist mein Talisman."

Es war ein Smaragdring, dessen Stein von zwei verschlungenen E gehalten wurde.

„Ja, in der That," sagte die junge Frau, „es wird Euch vielleicht gelingen, die Wachen zu bewältigen.

„Wenn es mir gelingt, die Wachen zu bewältigen, so wird es Euch auch gelingen, denn Ihr gehört zu meinem Gefolge, und man wird Euch ehren."

„Ihr versprecht mir also, daß ich, wenn Ihr hineinkommt, auch hineinkomme."

„Das schwöre ich Euch bei meinem Ritterwort."

„Nun wohl! ich beschwöre Euch im Austausch gegen diesen Eid, mir zu sagen, was in diesem Augenblick Euch am meisten erfreuen kann."

„Ach! was ich am meisten wünsche, könnt Ihr mir nicht bewilligen."

„Gleichviel, sagt es immerhin."

„Ich möchte gern Aissa wiedersehen und mit ihr sprechen."

„Wenn ich in die Stadt komme, sollt Ihr sie sehen und sprechen."

„Oh! wie dankbar werde ich Euch sein."

„Wer sagt Euch, daß Ihr nicht für mich am meisten gethan habt?"

„Ihr gebt mir das Leben wieder."

„Und Ihr, Ihr werdet mir mehr als das Leben wiedergegeben haben," sprach die junge Frau mit einem seltsamen Lächeln.

Und als man während dieses Austausches von Geständnissen und der Ratification dieses Allianzvertrages

zu dem Dorf kam, wo man Halt machen sollte, sprang die schöne Reisende leicht vom Pferd von Agenor herab, und da man diese Gesellschaft von Christen und Zigeunern vielleicht seltsam gefunden hätte, so wurde verabredet, daß man sich am andern Tag ungefähr eine Meile vom Dorf wiedervereinigen sollte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Edelknecht.

Obgleich sich am andern Tag der Ritter sehr frühzeitig vom Lager erhob, war er es doch, der eine Meile vom Dorfe in der verabredeten Entfernung von dem Ort, den er verlassen hatte, die Zigeuner bei einem Brunnen frühstückend fand.

Man traf dieselben Anordnungen wie am Tage vorher und setzte sich in derselben Ordnung wieder in Marsch.

Der Tag verging in Gesprächen, an denen Musaron und die Amme thätigen Antheil nahmen; doch was auch Anmuthiges und Wechselreiches die Reden dieser zwei wichtigen Personen enthalten mögen, wir wollen es nicht wiederholen und bemerken nur, daß es Musaron trotz seiner Geschicklichkeit nicht gelang, von der alten Frau zu erfahren, was die junge am Tage vorher gesagt hatte.

Man erblickte endlich Soria. Es war dies eine Stadt zweiten Rangs; aber in jener kriegerischen Zeit waren selbst die Städte zweiten Rangs mit Mauern umgeben.

„Madame," sprach Agenor, „hier ist die Stadt;)enn Ihr denkt, der Maure wache, wie Ihr gesagt habt,) glaubt nicht, er beschränke sich auf Besuche an den ?horen und auf den Zinnen; sicherlich dehnt er seine 3ewachung auch auf die Ebene aus. Ich fordere Euch lso schon jetzt auf, Eure Vorsichtsmaßregeln zu treffen."

„Ich habe schon daran gedacht," erwiederte die inge Frau umherschauend, als wollte sie Kenntniß on den Oertlichkeiten nehmen, „und wenn Ihr mit lurem Knappen weiter reiten wollt, doch so, daß Ihr icht zu schnell geht, so werden meine Vorsichtsmaß-egeln vor Ablauf einer Viertelstunde getroffen sein."

Agenor gehorchte. Die junge Frau stieg ab und ührte ihre Amme in ein dichtes Gebüsche, während ie zwei Männer die Straße bewachten.

„He! he! Herr Knappe, wendet nicht so den Kopf m und ahmt die Bescheidenheit Eures Herrn nach," sagte ie Amme zu Musaron, welcher jenen Verdammten von)ante glich, deren verrenkter Kopf rückwärts schaut, ›ährend sie vorwärts gehen.

Doch trotz der Aufforderung konnte es Musaron icht über sich gewinnen, die Augen nach einer andern Seite zu kehren, so unüberwindlich war seine Neugierde rregt.

Er sah wirklich die zwei Frauen unter einer Gruppe on Kastanienbäumen und Steineichen verschwinden.

„Herr Ritter," sagte er zu Agenor, als er über-eugt war, seine Augen könnten nicht mehr den Schleier on grünem Blätterwerk durchdringen, mit dem sich die wei Frauen umhüllt hatten, „ich fürchte ungemein, daß nsere Gefährtinnen, statt vornehme Damen zu sein, wie oir Anfangs vermutheten, nur Zigeunerinnen sind."

Zum Unglück für Musaron war dies nicht mehr die Ansicht seines Herrn, denn dieser erwiederte:

„Du bist ein durch meine Nachsicht dreist gewor-ener Schwätzer; schweige."

Musaron schwieg.

Nach einigen Minuten eines so langsamen Schrittes, daß sie kaum eine halbe Viertelsmeile zurücklegten, hörten sie einen langen, schrillen Schrei.

Es war die Amme, welche rief.

Sie wandten sich um und sahen einen jungen Mann auf sich zukommen, der nach spanischer Weise gekleidet war und auf der linken Schulter den kleinen Mantel des Edelknechts trug; er machte mit seinem Hut Zeichen, daß man auf ihn warten möge.

Nach einem Augenblick war er bei ihnen.

„Gnädiger Herr, hier bin ich,“ sagte er zu Agenor, der ganz erstaunt seine Reisegefährtin erkannte; ihre schwarzen Haare waren unter einer blonden Perrücke verborgen, ihre unter dem Mantel ausgebreiteten Schultern schienen einem jungen Menschen voll Gesundheit anzugehören, ihr Gang war keck, und ihre Gesichtsfarbe sogar hatte einen dunkler braunen Anschein, seitdem ihre Haare die Farbe verändert.

„Ihr seht, daß meine Vorsichtsmaßregeln getroffen sind,“ fuhr der junge Mann fort, „und Euer Edelknecht wird, denke ich, ohne Schwierigkeiten mit Euch in die Stadt einziehen können.

Und er sprang mit der Agenor schon bekannten Leichtigkeit hinter Musaron auf.

„Doch Eure Amme?“ fragte Agenor.

„Sie wird mit meinen zwei Knechten im benachbarten Dorf bleiben, bis der Augenblick, sie zu mir zu rufen, gekommen ist.“

„Dann ist Alles gut; laßt uns nach der Stadt ziehen.“

Musaron und der Edelknecht ritten ihrem Herrn voran, der sich geraden Wegs nach dem Hauptthor von Soria wandte, das man jenseits einer Allee von alten Bäumen erblickte.

Doch sie hatten noch nicht zwei Drittel dieser Allee hinter sich, als sie von einer Truppe von Mauren an-

gehalten wurden, welche die Schildwache der Wälle, die sie wahrgenommen, gegen sie abgeschickt hatte.

Man befragte Agenor über den Zweck seiner Reise.

Kaum hatte er erklärt, dieser Zweck sei eine Unterredung mit Don Pedro, als die Truppe sie umzingelte und zum Gouverneur des Thors, einem von Don Pedro selbst ausgewählten Officier, führte.

„Ich komme," sprach Agenor, abermals befragt, „ich komme im Auftrag des Connetable Bertrand Duguesclin, um eine Unterredung mit Eurem Fürsten zu pflegen."

Bei diesem Namen, den ganz Spanien achten gelernt hatte, schien der Officier unruhig zu werden.

„Und wer sind die Leute, die Euch begleiten?" fragte er.

„Ihr seht es wohl, mein Knappe und mein Edelknecht."

„Es ist gut, bleibt hier, ich werde Eure Bitte dem edlen Herrn Mothril vortragen."

„Thut was Euch beliebt," entgegnete Agenor, „doch ich sage Euch zum Voraus, daß ich vorerst weder mit Herrn Mothril, noch mit irgend einem Andern sprechen werde, und hütet Euch, länger ein Verhör fortzusetzen, das mich beleidigen könnte."

„Ihr seid Ritter," erwiederte der Officier sich verbeugend, „und in dieser Eigenschaft müßt Ihr wissen, daß der Befehl eines Chef unerbittlich ist; ich muß also vollziehen, was man mir vorgeschrieben hat."

Dann wandte er sich um und rief:

„Man melde Seiner Excellenz dem ersten Minister, daß ein Fremder den König im Auftrag des Connetable Duguesclin zu sprechen verlangt."

Agenor schaute seinen Edelknecht an, der sehr bleich aussah und, wie es schien, sehr unruhig war. Mehr an Abenteuer gewöhnt, zitterte Musaron nicht über so wenig.

„Kamerad," sagte er zu der jungen Frau, „Eure

Vorsichtsmaßregeln nützen Euch nichts: man wird Euch trotz Eurer Verkleidung erkennen, und wir werden als Eure Mitschuldigen gehenkt; doch gleichviel, wenn das meinem Herrn genehm ist."

Die Unbekannte lächelte; ein Augenblick hatte ihr genügt, um ihre Geistesgegenwart wieder zu erlangen, was zum Beweis diente, daß ihr die Gefahren auch nicht ganz fremd waren.

Sie setzte sich einige Schritte von Agenor und schien gegen das, was vorging, völlig gleichgültig zu sein.

Die Reisenden, nachdem sie zwei bis drei Zimmer voll von Wachen und Soldaten durchschritten hatten, befanden sich in diesem Augenblick in einer von jenen Wachtstuben, welche in der Dicke eines Thurmes angebracht sind; eine einzige Thüre führte hinein.

Aller Augen waren auf diese Thüre geheftet, durch welche man jede Minute Mothril eintreten zu sehen erwartete.

Agenor plauderte fortwährend mit dem Officier: Musaron knüpfte ein Gespräch mit einigen Spaniern an, die ihn nach dem Connetable und nach ihren Freunden im Dienste von Don Enrique von Transtamare fragten.

Der Edelknecht wurde von dem Pagen des Gouverneur in Beschlag genommen, die ihn hinausführten und wieder zurückbrachten, wie ein bedeutungsloses Kind.

Nur Musaron wurde wirklich sorgfältig bewacht: doch auch er hatte durch seine Höflichkeit den Officier beruhigt; was vermochte überdies ein einzelner Mann gegen zweihundert?

Der spanische Officier bot dem französischen Officier Obst und Wein an; um ihn zu bedienen, durchbrachen die Leute des Gouverneur die geschlossene Reihe der Soldaten.

„Mein Herr ist gewohnt, nur aus meiner Hand etwas anzunehmen,“ sagte der junge Edelknecht.

Und er begleitete die Pagen bis in die Gemächer.

In diesem Augenblicke hörte man die Schildwache ins Gewehr rufen, und es erscholl: Mothril! Mothril! bis in die Wachtstube.

Jeder stand auf.

Agenor fühlte, wie ein Schauer seine Adern durchlief. Er schlug sein Visir nieder und suchte durch das eiserne Gitter mit den Augen den jungen Edelknecht, um ihn zu beruhigen; er war nicht mehr da.

„Wo ist den unsere Reisende?“ fragte Agenor ganz leise Musaron.

Dieser antwortete mit der größten Ruhe in französischer Sprache:

„Gnädiger Herr, sie dankt Euch vielmal für den Dienst, den Ihr ihr dadurch, daß Ihr sie nach Soria hereingebracht, geleistet habt; sie hat mich beauftragt Euch zu sagen, sie wäre Euch im höchsten Grade hiefür erkenntlich und Ihr würdet dies wohl bald wahrnehmen.“

„Was sagst Du da?“ fragte Agenor erstaunt.

„Was sie mich Euch zu sagen beauftragt hat.“

„Und ist sie weggegangen?“

„Meiner Treue, ja, sie ist weggegangen. Ein Aal schlüpft minder behende durch die Maschen des Netzes, als sie durch die Wachen des Posten geschlüpft ist. Ich sah in der Ferne die weiße Feder ihrer Toque im Schatten fliehen; da ich sodann nichts mehr gesehen habe, so nehme ich an, daß sie gerettet ist.“

„Gott sei gelobt! doch schweige,“ sprach Agenor.

Es erschollen in der That in den anstoßenden Zimmern die Tritte einer großen Anzahl von Cavalieren.

Mothril trat hastig ein.

„Was gibt es?“ fragte der Maure und schaute mit einem klaren durchdringenden Blick umher.

„Dieser Ritter, ein Abgesandter von Messire Ber-

and Duguesclin, dem Connetable von Frankreich, will
n König Don Pedro sprechen."

Mothril näherte sich Agenor, der mit seinem
iedergeschlagenen Visir eine Bildsäule von Erz zu sein
schien.

„Dies," sagte Agenor, indem er seinen Panzer-
handschuh auszog und den Smaragdring zeigte, den ihm
der Prinz als Erkennungszeichen gegeben hatte.

„Was ist dies?" fragte Mothril.

„Ein Smaragdring, der von Dona Eleonore, der
Mutter des Prinzen, herkommt."

Mothril verbeugte sich.

„Was wollt Ihr?"

„Ich werde es dem König sagen."

„Ihr wünscht Seine Hoheit zu sehen?"

„Ich will es."

„Ihr sprecht stolz, Ritter."

„Ich spreche im Namen meines Herrn des Königs
Don Enrique von Transtamare."

„Dann werdet Ihr in dieser Veste warten."

„Ich werde warten; doch ich sage Euch zum Vor-
aus, daß ich nicht lange warte."

Spöttisch lächelnd erwiederte Mothril:

„Es sei, Herr Ritter, wartet also."

Und er ging hinaus, nachdem er Agenor gegrüßt
hatte, dessen Augen Flammenstrahlen durch das eiserne
Gitter seines Helmes schossen.

„Gut Wache gehalten," sagte Mothril leise zu dem
Officier, „es sind wichtige Gefangene, für die Ihr mir
haftet."

„Was soll ich mit ihnen machen?"

„Ich werde es Euch morgen sagen; mittlerweil
seid besorgt, daß sie mit Niemand sprechen, versteh
Ihr mich?"

Der Officier verbeugte sich.

„Es ist entschieden meine Ansicht, daß wir verlor

sind, und daß uns dieser steinerne Behälter als Sarg dienen wird," sprach Musaron mit der größten Ruhe.

„Welch eine herrliche Gelegenheit hatte ich, den Ungläubigen zu erwürgen!" rief Agenor; „wäre ich nicht Gesandter gewesen..." murmelte er.

„Unbequemlichkeit der Größe," sprach Musaron philosophisch.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Orangenzweig.

Agenor und sein Knappe brachten in dem Gefängniß, in welchem sie vorläufig eingeschlossen waren, eine sehr schlechte Nacht zu: den Befehlen von Mothril gehorchend, war der Officier nicht wieder erschienen.

Mothril gedachte am andern Morgen wiederzukommen; in dem Augenblick, wo er den König Don Pedro zu einem Stiergefecht begleiten wollte, benachrichtigt, hatte er die ganze Nacht, um über das, was er thun sollte, nachzudenken; hätte sich dann nichts in seinem Geist festgestellt, so würde ein zweites Verhör über das Schicksal des Gesandten und seines Stallmeisters entscheiden.

Es war noch möglich, daß der Abgesandte des Connetable von Mothril Erlaubniß erhielt, bis zu Don Pedro zu gehen; in diesem Fall aber würde Mothril durch irgend ein Mittel den Zweck seiner Sendung ergründet haben.

Das große Geheimniß der Improvisatoren in der Politik liegt darin, daß sie zum Voraus die Materien zu erfahren suchen, über welche sie zu improvisiren haben.

Als Mothril die zwei Gefangenen verließ, schlug er den Weg nach dem Amphitheater ein, wo Don Pedro seinem Hof das Schauspiel eines Stiergefechtes gab. Dieses Schauspiel, das die Könige gewöhnlich bei Tag gaben, fand bei Nacht statt, was seine Herrlichkeit verdoppelte; dreitausend Fackeln von wohlriechendem Wachs beleuchteten die Arena.

Zur Rechten des Königs sitzend und umgeben von Höflingen, die in ihr das neue Gestirn der königlichen Gunst anbeteten, schaute Aissa, ohne zu sehen, horchte sie, ohne zu hören.

Düster und unruhig befragte der König das Gesicht des Mädchens, um darin die Hoffnung zu lesen, die ihm unablässig die unbewegliche Bläſſe dieser so reinen Stirne und die eintönige Starrheit dieser Augen mit den verschleierten Flammen verweigerten.

Don Pedro, der Mann mit dem unbezähmbaren Herzen, mit dem ungestümen Temperament, glich dem durch das Gebiß zurückgehaltenen Renner, dessen Ungeduld sich in Bebungen äußert, deren Ursache die Zuschauer vergebens suchen.

Dann verdüsterte sich plötzlich seine Stirne.

Während er das Mädchen mit den eisigen Zügen betrachtete, dachte er an die glühende Geliebte, die er in Sevilla zurückgelassen hatte; an jene Maria Padilla, welche ihm Mothril als untreu und wankelmüthig wie das Glück bezeichnete, und die durch ihr Stillschweigen die Behauptungen von Mothril rechtfertigte; es war ein doppeltes Leiden in dieser gegenwärtigen Kälte von Aissa und in dieser vergangenen Liebe von Dona Maria.

Wenn er an die Frau dachte, die er so sehr angebetet, daß man seine Anbetung einer Zauberei zuschrieb, entströmte ein Seufzer seiner Brust und machte

wie ein Sturmeshauch alle Stirnen der aufmerksamen Höflinge sich beugen.

Bei einer dieser Bewegungen trat Mothril in die königliche Loge und versicherte sich durch einen forschenden Blick von der Lage der Geister.

Er begriff den Sturm, der in dem Herzen von Don Pedro toste, er errieth, daß die Kälte von Aissa daran Schuld war und richtete einen Blick der Drohung und des Hasses an das Mädchen, das ganz kalt blieb, obgleich es vollkommen verstanden hatte.

„Ah! Du hier, Mothril," sagte der König, „Du kommst zu schlimmer Stunde, denn ich langweile mich."

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, verlieh ihnen beinahe den wilden Ausdruck des Brüllens.

„Ich bringe Eurer Hoheit Neuigkeiten," sagte Mothril.

„Wichtige?"

„Allerdings; würde ich Eure Hoheit wegen einer Bagatelle stören?"

„Sprich also."

Der Minister neigte sich an das Ohr von Don Pedro und sagte:

„Die Franzosen schicken Euch eine Botschaft."

„Seht doch, Mothril," sprach der König, ohne daß er, was ihm der Maure sagte, gehört zu haben schien, „seht, wie sich Aissa bei Hofe mißfällt. In der That, ich glaube, Ihr würdet wohl daran thun, diese junge Frau nach ihrer Heimath in Afrika zurückzuschicken, nach der sie sich so sehr sehnt."

„Eure Hoheit täuscht sich," erwiederte Mothril. „Aissa ist in Granada geboren, und da sie ihr Vaterland, welches sie nie gesehen, nicht kennt, so kann sie sich auch nicht darnach sehnen."

„Sehnt sie sich also nach etwas Anderem?" fragte Don Pedro erbleichend.

„Ich glaube es nicht."

„Aber wenn man sich nicht nach Etwas sehnt, benimmt man sich anders, als sie es thut; man spricht, man lacht, man sieht mit sechzehn Jahren; dieses Mädchen ist wahrhaftig todt.“

„Ihr wißt, Sire, nichts ist so ernst, nichts ist so keusch und zurückhaltend, als ein Mädchen des Orients, denn obgleich in Granada geboren, ist Aissa, wie ich Euch gesagt habe, vom reinsten Blute des Propheten; Aissa trägt auf ihrer Stirne eine rauhe Krone, die des Unglücks; sie kann also nicht das freie Lächeln, die wortreiche Heiterkeit der Frauen Spaniens haben; da sie nie lachen, nie sprechen gehört hat, so kann sie nicht thun, was die Spanierinnen thun, nämlich das Echo eines Geräusches zurückschicken, das sie nicht kennt.“

Don Pedro biß sich auf die Lippen und heftete sein glühendes Auge auf Aissa.

„Ein Tag bringt keine Aenderung bei einer Frau hervor, und diejenigen, welche lange ihre Würde behaupten, behaupten auch lange ihre Zuneigung. Dona Maria hat sich Euch beinahe angeboten, Dona Maria hat Euch auch vergessen.“

In dem Augenblick, wo Mothril diese Worte sprach, fiel ein blühender Orangenzweig, geworfen von den oberen Gallerien, mit der bestimmten Richtung eines Pfeiles, der sein Ziel trifft, auf den Schooß von Don Pedro.

Die Höflinge schrieen über Frechheit; einige neigten sich vor, um zu sehen, woher die Sendung käme.

Don Pedro hob den Zweig auf; es war ein Billet daran befestigt. Mothril machte eine Bewegung, um sich desselben zu bemächtigen; doch Don Pedro streckte die Hand aus und sprach:

„An mich und nicht an Euch ist dieses Billet gerichtet.“

Und er entfaltete es.

Schon beim Anblick der Handschrift stieß er

einen Schrei aus; bei den ersten Zeilen, die er las, klärte sich sein Gesicht auf.

Mothril folgte voll Angst den Wirkungen dieses Lesens.

Plötzlich stand Don Pedro auf.

Die Höflinge erhoben sich ebenfalls, bereit, dem König zu folgen.

„Bleibt," sagte Don Pedro; „das Schauspiel ist noch nicht beendigt, ich wünsche, daß Ihr bleibt."

Mothril, der nicht wußte, was er von diesem unerwarteten Ereigniß denken sollte, machte einen Schritt, um seinem Herrn zu folgen.

„Bleibt," sagte der König, „ich will es."

In die Loge zurückgekehrt, verlor sich Mothril in Muthmaßungen über diese so seltsame Erscheinung.

Er ließ überall den Urheber der verwegenen Sendung suchen, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Hundert Frauen hatten blühende Orangenzweige in der Hand; Niemand konnte ihm also sagen, woher dieses Billet kam.

Als Mothril in den Palast zurückgekehrt war, fragte er die junge Araberin; doch Aissa hatte nichts gesehen, nichts bemerkt.

Er versuchte es, zu Don Pedro zu dringen; die Thüre war für Jedermann verschlossen.

Der Maure brachte eine furchtbare Nacht zu: zum ersten Mal entging ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit seinem Scharfsinn; ohne seine Furcht auf irgend eine Wahrscheinlichkeit stützen zu können, sagten ihm seine Ahnungen, sein Einfluß habe einen harten Angriff erlitten.

Mothril hatte noch kein Auge zugethan, als ihn Don Pedro rufen ließ; er wurde in die abgelegensten Gemächer des Palastes eingeführt.

Don Pedro kam aus seinem Zimmer, um dem

Minister entgegenzugehen, und schloß, als er heraustrat, sorgfältig den Thürvorhang.

Der König war bleicher als gewöhnlich; doch es war nicht der Kummer, was ihm diesen Anschein von Ermattung gab; es schwebte im Gegentheil ein Lächeln geheimer Befriedigung über seine Lippen und in seinem Blick lag etwas Sanfteres und Freudigeres als sonst.

Er setzte sich, während er Mothril ein freundschaftliches Zeichen mit dem Kopf machte, und dennoch glaubte der Maure in seinem Gesichte eine seinen Beziehungen zu ihm fremde Festigkeit wahrzunehmen.

„Mothril," sagte er, „Ihr habt gestern von einer von den Franzosen abgesandten Botschaft gesprochen."

„Ja, Hoheit," erwiederte Mothril; „doch da Ihr nicht antwortetet, glaubte ich nicht darauf beharren zu dürfen."

„Nicht wahr, Ihr hattet auch keine Eile, mir zu gestehen, daß Ihr sie diese Nacht im Thurme der Niedrigen-Pforte eingeschlossen?"

Mothril schauerte.

„Woher wißt Ihr das, gnädigster Herr?" murmelte er.

„Ich weiß es, und das ist das Wichtigste. Wer sind die Fremden?"

„Franken, wie ich denke?"

„Und warum schließt Ihr sie ein, da sie sich Botschafter nennen?"

„Sie nennen sich, das ist das richtigste Wort," erwiederte Mothril, für den ein Augenblick genügt hatte, um seine Kaltblütigkeit wieder zu erlangen.

„Und Ihr, Ihr sagt das Gegentheil, nicht wahr?"

„Nicht gerade, Sire, doch ich weiß in der That nicht . . ."

„Im Zweifel hättet Ihr sie nicht festnehmen müssen."

„Eure Hoheit befiehlt also . . ."

„Daß man sie auf der Stelle hierherführe."

Der Maure wich zurück.

„Das ist unmöglich," sagte er.

„Beim Blute Unseres Herrn! sollte ihnen etwas widerfahren sein?" fragte Don Pedro.

„Nein, gnädigster Herr."

„Dann beeilt Euch, Euren Fehler wieder gut zu machen, denn Ihr habt das Völkerrecht verletzt."

Mothril lächelte, da er wußte, welche Achtung König Don Pedro in seinem Haß vor diesem Völkerrecht hatte, das er in diesem Augenblick anrief.

„Ich werde nicht gestatten, daß mein König sich wehrlos der Gefahr preisgibt, die ihn bedroht," sagte er.

„Fürchtet nicht für mich, Mothril," sprach Don Pedro, mit dem Fuß stampfend, „fürchtet für Euch!"

„Ich habe nichts zu fürchten, da ich mir nichts vorzuwerfen habe," sagte der Maure.

„Ihr habt Euch nichts vorzuwerfen, Mothril? Sucht in Euren Erinnerung."

„Was meint Eure Hoheit?"

„Ich meine, daß Ihr ebenso wenig die Botschafter liebt, welche vom Westen, als die, welche vom Osten kommen."

Mothril fing an unruhig zu werden; allmälig nahm das Gespräch eine bedrohlig Wendung; doch da er noch nicht wußte, von welcher Seite der Angriff kam, so schwieg er und wartete.

Der König fuhr fort:

„Es ist dies das erste Mal, daß Ihr die Boten, die man an mich abschickt, verhaftet, Mothril?"

„Das erste Mal!" erwiederte Mothril, der um Alles gegen Alles spielte; „es sind vielleicht hundert gekommen, und ich habe nie einen zugelassen."

Der König stand wüthend auf. Der Maure aber fuhr fort:

„Wenn ich dadurch gefehlt habe, daß ich von Enrique von Transtamare oder vom Connetable Bertrand Duguesclin gedungene Mörder vom Palast meines Kö-

nigs fern hielt, wenn ich einige Unschuldige unter so vielen Schuldigen geopfert habe, so ist mein Kopf da, um den Fehler meines Herzens zu bezahlen."

Der König setzte sich wieder und sprach, während er sich setzte:

„Es ist gut, Mothril; aus Rücksicht für die Entschuldigung, die Ihr mir angebt, und die wohl wahr sein kann, verzeihe ich Euch; doch es soll dies nie mehr vorfallen, und jeder Bote, der an mich abgeschickt ist, soll zu mir gelangen, hört Ihr wohl? gleichviel, mag er von Burgos oder von Sevilla kommen .... Die Franzosen sind wirklich Botschafter, ich weiß es; ich will sie folglich als Botschafter behandeln. Man entlasse sie sogleich aus dem Thurm, man führe sie mit den ihrem Charakter gebührenden Ehren in das schönste Haus der Stadt; morgen werde ich sie in feierlicher Audienz im großen Saale des Palastes empfangen. Geht!"

Mothril neigte das Haupt und ging ganz niedergebeugt von Erstaunen und Schrecken weg.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Audienz.

Agenor und sein getreuer Knappe klagten jeder auf seine Weise.

Musaron machte auf eine geschickte Art seinem Herrn bemerkbar, er habe vorhergesagt, was geschehen sei.

Agenor antwortete, obgleich er gewußt, was ge-

schehen würde, habe er es darum doch nicht minder wagen müssen.

Hierauf erwiederte Musaron, gewisse Botschafter seien an den Galgen gehängt worden, welche Galgen vielleicht etwas höher, aber darum doch nicht minder unangenehm als die kleinen gewesen.

Hierauf fand Mauleon nichts zu antworten.

Man kannte die beschleunigende Rechtspflege von Don Pedro; wenn man so wenig Werth auf das Leben der Menschen legt, handelt man immer schnell.

Die zwei Gefangenen überließen sich also diesen finsteren Gedanken, und Musaron untersuchte schon die Steine der Mauern, um sich zu versichern, ob nicht einer auszuheben wäre, als Mothril, gefolgt von einer Escorte von Kapitänen, die er vor der Thüre ließ, auf der Schwelle des Thurmes erschien.

So schnell er kam, so hatte Agenor doch noch Zeit, sein Helmvisir niederzulassen.

„Franzose," sagte Mothril, „antworte mir und lüge nicht, wenn Du überhaupt ohne zu lügen sprechen kannst."

„Du beurtheilst Andere nach Dir, Mothril," erwiederte Agenor, dem es, während er seine Lage nicht durch einen Zornausbruch zu erschweren wünschte, aus Instinct besonders widerstrebte, sich von dem Mann beleidigen zu lassen, den er am meisten in der Welt haßte.

„Was willst Du damit sagen, Hund?" fragte Mothril.

„Du nennst mich Hund, weil ich ein Christ bin; doch nicht wahr, dann ist Dein Herr auch ein Hund?"

Die Erwiederung traf den Mauren schlagend.

„Wer spricht von meinem Herrn und seiner Religion?" entgegnete er; „vermische seinen Namen nicht mit dem Deinigen und glaube nicht, Du gleichest ihm, weil er denselben Gott anbetet wie Du."

Agenor setzte sich, die Achseln zuckend.

„Bist Du gekommen, um mir alle diese Erbärmlichkeiten zu sagen, Mothril?“ sagte der Ritter.

„Nein, ich habe wichtige Fragen an Dich zu richten.“

„Thue es.“

„Gestehe vor Allem, wie Du es gemacht hast, um mit dem König Briefe zu wechseln?“

„Mit welchem König?“

„Ich erkenne nur einen einzigen, Abgesandter der Rebellen, und dies ist der König mein Herr.“

„Don Pedro . . Du fragst mich, wie ich mit Don Pedro habe Briefe wechseln können?“

„Ja.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Leugne, daß Du vom König Audienz verlangt hast.“

„Nein, an Dich selbst habe ich dieses Verlangen gerichtet.“

„Ja, aber ich habe Dein Verlangen nicht dem König überbracht . . . und dennoch . . .“

„Und dennoch? . . .“ wiederholte Agenor.

„Er kennt Deine Ankunft.“

„Ah!“ machte Agenor mit einem Erstaunen, das ein noch viel deutlicher ausgeprägtes Ah! von Musaron zum Echo hatte

„Du willst mir also nichts gestehen!“ sagte Mothril.

„Was soll ich Dir gestehen?“

„Vor Allem, durch welches Mittel Du mit dem König Briefe gewechselt hast.“

Agenor zuckte zum zweiten Male die Achseln.

„Frage unsere Wachen,“ sagte er.

„Glaube nicht, irgend etwas vom König zu erlangen, ohne daß Du zuvor meine Einwilligung hast, Christ.“

„Ah!“ sprach Agenor, „ich werde also den König sehen?“

„Heuchler!“ rief Mothril voll Wuth.

„Gut!“ sagte Musaron, „wir haben, wie es scheint, nicht mehr nöthig, ein Loch durch die Mauer zu machen!“

„Stille!“ sprach Agenor.

Dann sich an Mothril wendend:

„Nun! da ich den König sprechen werde, wollen wir sehen, ob meine Worte so wenig Gewicht haben, als Du glaubst.“

„Gestehe mir, was Du gethan, daß der König Deine Ankunft erfahren hat; sage mir die Bedingungen, unter denen Du ihm den Frieden vorschlagen willst, und ich werde Dir meine ganze Unterstützung zu Theil werden lassen.“

„Wozu soll ich eine Unterstützung erkaufen, die ich gar wohl entbehren kann, wie mir in diesem Augenblick Dein Zorn beweist?“ erwiederte Agenor lachend.

„Zeige mir wenigstens Dein Gesicht!“ rief Mothril, unruhig über dieses Gelächter und den Ton dieser Stimme.

„Vor dem König sollst Du mich sehen; mit dem König werde ich mit offenem Herzen und entblößtem Gesicht sprechen.“

Plötzlich schlug sich Mothril vor die Stirne, schaute im Zimmer umher und sagte:

„Du hattest einen Pagen?“

„Ja.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Suche, frage, das ist Dein Recht.“

„Deshalb frage ich Dich.“

„Verständigen wir uns, das ist Dein Recht bei Deinen Officieren, bei Deinen Soldaten, bei Deinen Sklaven, aber nicht bei mir.“

Mothril wandte sich zu seinem Gefolge um und sagte:

„Es war ein Page bei dem Franzosen; man erkundige sich, was aus ihm geworden ist.“

Während man nachforschte, trat ein Stillschweigen ein; jede von den drei Personen erwartete das Resul-

tat dieser Nachforschung unter einem andern Aussehen
Mothril ging bewegt vor der Thüre auf und ab, wi
eine Schildwache vor ihrem Posten, oder vielmehr wi
eine Hyäne in ihrem Käfig. Agenor wartete sitzen
mit der Unbeweglichkeit und dem Stillschweigen eine
ehernen Bildsäule. Aufmerksam auf alle Dinge, blie
Musaron stumm wie sein Herr, aber er verschlang de
Mauren mit seinen Augen.

Die Antwort war, der Page sei am vorhergehende
Tag verschwunden und seitdem nicht mehr erschienen.

„Ist das wahr?" fragte Mothril Agenor.

„Bei Gott! es sind die Leute Deines Glaubens
die es Dir sagen!" antwortete Agenor. „Die Ungläu
bigen lügen also auch?"

„Aber warum ist er entflohen?"

Agenor begriff Alles.

„Ohne Zweifel, um dem König zu sagen, ma
habe seinen Herrn verhaftet," erwiederte er.

„Man gelangt nicht bis zum König, wenn Mothri
um den König wacht." entgegnete der Maure.

Doch plötzlich sich vor die Stirne schlagend, rief er
„Oh! der Orangenzweig! Oh! das Billet!"

„Der Maure wird offenbar ein Narr!" sagte Mu
saron.

Plötzlich schien sich Mothril zu erheitern. Da
was er entdeckt hatte, war ohne Zweifel minder furcht
bar, als er Anfangs befürchtet.

„Gut, es mag sein!" sagte er: „ich wünsche Di
Glück zu der Gewandtheit Deines Pagen; die Audien
um die Du gebeten hast, ist Dir bewilligt."

„An welchem Tag soll sie stattfinden?"

„Morgen," antwortete Mothril.

„Gott sei gelobt!" sagte Musaron.

„Nimm Dich in Acht," fuhr der Maure sich a
den Ritter wendend fort, „nimm Dich in Acht, da
Deine Zusammenkunft nicht die von Dir gehoffte Ent
wickelung hat."

„Ich hoffe nichts, ich vollziehe nur einen Auftrag."

„Willst Du einen Rath?" fragte Mothril, indem er seiner Stimme einen beinahe schmeichelnden Ausdruck verlieh.

„Ich danke, ich will nichts von Dir," erwiederte Agenor.

„Warum?"

„Weil ich nichts von einem Feinde annehme."

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausbruch von Haß, daß der Maure darob bebte.

„Es ist gut," sagte er; „lebe wohl, Franzose."

„Lebe wohl, Ungläubiger," erwiederte Agenor.

Mothril entfernte sich; er wußte im Ganzen, was er zu wissen wünschte; der König war unterrichtet worden, aber durch eine Stimme, die durchaus nichts Furchtbares hatte. Dies war es nicht, wovor er Anfangs bange gehabt.

Zwei Stunden nachher holte eine ansehnliche Wache Agenor auf der Schwelle des Thürmes ab und führte ihn unter großen Achtungsbezeigungen in ein Haus, das auf dem schönsten Platze von Soria lag.

Weite Gemächer, so kostbar ausgestattet, als es sich nur immer thun ließ, standen für den Empfang des Botschafters bereit.

„Ihr seid hier zu Hause, Herr Gesandter des Königs von Frankreich," sagte der die Escorte befehligende Officier.

„Ich bin nicht der Gesandte des Königs von Frankreich und verdiene nicht als solcher behandelt zu werden," entgegnete Agenor, „Ich bin der Abgesandte des Connetable Bertrand Duguesclin."

Aber der Kapitän antwortete hierauf nur mit einer Verbeugung und zog sich zurück.

Musaron ging in allen Zimmern umher, besichtigte die Tapeten, die Geräthschaften, die Stoffe, und sagte bei jeder Besichtigung:

„Wir sind offenbar hier besser als im Thurm."

Während Musaron seine Revue vornahm, trat de
Obergouverneur des Palastes ein und fragte den Ritter
ob es ihm gefällig wäre, einige Vorbereitungen z
treffen, um vor dem Köaig zu erscheinen.

„Nein," antwortete Agenor; „ich habe mei
Schwert, meinen Helm und meinen Panzer; das i
der Schmuck des Soldaten, und ich bin nur ein vo
seinem Feldherrn abgesandter Soldat."

Der Gouverneur ging hinaus und befahl den Trom
petern, zu blasen.

Einen Augenblick nachher führte man ein herrliche
Pferd, bedeckt mit einer prachtvollen Schabracke vo
die Thüre.

„Ich brauche kein anderes Pferd, als das meinige,
sagte Agenor; „man hat es mir genommen, man geb
es mir zurück; das ist Alles, was ich verlange."

Zehn Minuten nachher wurde Agenor sein Pfer
zurückgegeben.

Eine ungeheure Menge begrenzte den, übrigen
ziemlich kurzen, Zwischenraum, der das Haus von Age
nor vom Palast des Königs trennte. Der junge Man
suchte unter den auf dem Balcon zusammengeschaarte
Frauen seine Reisegefährtin zu finden, die er so gu
kannte. Doch dies war ein vergebliches Streben, au
das er bald verzichtete.

Der ganze König Don Pedro getreue Adel bil
dete ein Reitercorps, das im Ehrenhof aufgestellt war
Sie boten ein blendendes Schauspiel, diese mit Gold be
deckten Rüstungen.

Agenor war kaum abgestiegen, als er sich etwa
verlegen fühlte. Die Ereignisse waren sich mit eine
solchen Schnelligkeit gefolgt, daß er noch nicht Zei
gehabt hatte, an seine Sendung zu denken, da er über
zeugt war, seine Sendung würde unerfüllt bleiben.

Seine Zunge schien an seinem Gaumen zu kleben
er hatte nicht einen bestimmten Gedanken im Kopf. All
seine Ideen schwebten unentschieden in seinem Inner

und stießen sich an einander, wie die Wolken an nebeligen Herbsttagen.

Der Eintritt in den Audienzsaal war der eines Blinden, dem plötzlich das Gesicht unter einem glühenden Sonnenstrahl wiederkehrt, der für ihn eine Wolke von Gold, von Purpur und beweglichen Federbüschen beleuchtet.

Da erscholl eine kräftige Stimme, eine Stimme, die er, wie er alsbald erkannte, einmal bei Nacht im Garten von Bordeaux, einmal bei Tage im Zelte von Caverley gehört hatte.

„Herr Ritter," sagte diese Stimme, „Ihr habt den König zu sprechen gewünscht, Ihr steht vor dem König."

Diese Worte zogen die Augen des Ritters auf den Punkt, den sie auffassen sollten. Er erkannte Don Pedro. Zu seiner Rechten saß eine verschleierte Frau, zu seiner Linken stand Mothril.

Mothril war bleich wie der Tod; er hatte in dem Ritter den Geliebten von Aissa erkannt.

Dieses Erkennen war rasch gewesen wie der Gedanke.

„Monseigneur," sprach Agenor, „nicht einen Augenblick habe ich geglaubt, ich sei auf die Befehle Eurer Herrlichkeit verhaftet worden."

Don Pedro biß sich auf die Lippen und erwiederte: „Ritter, Ihr seid Franzose und wißt folglich vielleicht nicht, daß man den König von Spanien, wenn man mit ihm spricht, Sire und Hoheit nennt."

„In der That, ich habe Unrecht gehabt," sagte der Ritter, sich verbeugend, „Ihr seid König in Soria."

„Ja, König in Soria," entgegnete Don Pedro, „bis derjenige, der diesen Titel usurpirt hat, nirgends mehr König sein wird."

„Sire," sprach Agenor, „zum Glück habe ich nicht über diese hohen Fragen mit Euch zu verhandeln. Ich komme im Auftrag von Don Enrique von Transtamare,

Eurem Bruder, um Euch einen guten und redlichen Frieden vorzuschlagen, dessen Eure Völker so sehr bedürfen und über den sich auch Eure Bruderherzen freuen werden."

„Herr Ritter," erwiederte Don Pedro, „wenn Ihr gekommen seid, um über diesen Punkt mit mir zu unterhandeln, so sagt mir, warum Ihr mir heute vorschlagt, was Ihr mir vor acht Tagen verweigert habt."

Agenor verbeugte sich und antwortete:

„Sire, ich bin nicht Richter zwischen Euren Hoheiten; ich melde nur die Worte, mit denen man mich beauftragt hat. Ich bin eine Stimme, die sich von Burgos bis Soria, von einem Bruderherzen zum andern Herzen erstreckt."

„Ah! Ihr wißt nicht, warum man mir heute den Frieden anbietet," versetzte Don Pedro. „Nun! ich will es Euch sagen."

In Erwartung der Worte des Königs trat ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung ein; Agenor benützte diese Zeit, um seine Augen abermals auf die verschleierte Dame und auf den Mauren zu heften. Die verschleierte Dame war immer noch stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule. Der Maure sah bleich und verändert aus, als ob er in einer Nacht alle Schmerzen ausgehalten hätte, die ein Mensch in einem ganzen Leben zu ertragen haben kann.

Der König fuhr fort:

„Ihr bietet mir den Frieden im Namen meines Bruders, weil mein Bruder will, daß ich ihn ausschlage, und weiß, daß ich ihn unter den Bedingungen, die Ihr mir machen wollt, von mir weisen werde."

„Sire, Eure Hoheit kennt diese Bedingungen noch nicht."

„Ich weiß, daß Ihr mir die Hälfte Spaniens anbieten wollt; ich weiß, was Ihr von mir fordert; Geißeln, unter denen mein Minister Mothril mit seiner Familie sein soll."

Von bleich, wie er gewesen, wurde Mothril leichenfarbig: sein glühendes Auge schien im Grunde des Herzens von Don Pedro lesen und sich dadurch versichern zu wollen, ob er bei seiner Weigerung beharren würde.

Agenor bebte; er hatte diese Bedingungen Niemand mitgetheilt, die Zigeunerin ausgenommen, der er ein paar Worte davon gesagt.

„In der That," sprach er, „Eure Hoheit ist gut unterrichtet, obschon ich nicht weiß, wie und durch wen sie das sein kann."

In diesem Augenblick hob mit einer ganz natürlichen Bewegung die neben dem König sitzende Frau ihren goldgestickten Schleier auf und warf ihn auf ihre Schultern zurück.

Agenor hätte beinahe einen Schrei des Schreckens ausgestoßen; in dieser Frau, welche zur Rechten von Don Pedro saß, hatte er seine Reisegefährtin erkannt.

Das Blut floß ihm in's Gesicht, er begriff, woher der König die Nachrichten hatte, die ihm die Mühe ersparten, die Bedingungen des Friedens auseinanderzusetzen.

„Herr Ritter," sagte der König, „erfahrt aus meinem Munde und wiederholt es denjenigen, welche Euch gesandt haben: Was auch die Bedingungen sein mögen, die man mir vorschlägt, es ist eine dabei, welche ich stets verwerfen werde, die, mein Königreich zu theilen, insofern mein Königreich mir gehört und ich frei sein will, nach meinem Belieben darüber zu verfügen; als Sieger werde ich Bedingungen anbieten."

„Eure Hoheit will also den Krieg?" fragte Agenor.

„Ich will ihn nicht, ich unterziehe mich demselben," antwortete Don Pedro.

„Das ist der unerschütterliche Wille Eurer Hoheit?"

„Ja."

Agenor zog langsam seinen stählernen Panzerhand-

schuh aus, warf ihn in den Raum, der ihn
König trennte und sprach:

„Im Namen von Don Enrique von Transtam
dem König von Castilien, bringe ich den Krieg hierk

Der König stand unter einem gewaltigen Ge
mel und einem furchtbaren Waffengeklirre auf und
wiederte:

„Ihr habt getreulich Eure Sendung erfüllt, Herr
ter; es bleibt uns nur noch unsere Königspflicht auf red
Weise zu üben. Wir bieten Euch vierundzwanzig S
den Gastfreundschaft in unserer Stadt, und wen
Euch genehm ist, wird unser Palast Euer Aufenth
ort, unsere Tafel die Eurige sein.“

Agenor machte, ohne etwas zu antworten,
tiefe Verbeugung, erhob dann wieder das Haupt
richtete seine Augen auf die an der Seite des Kö
sitzende Frau.

Sie schaute ihn sanft lächelnd an. Es kam
sogar vor, als legte sie ihren Finger auf ihre Lip
wie wenn sie ihm sagen wollte:

„Geduld! Hofft!“

Vierzigstes Kapitel.

Das Rendez-vous.

Trotz dieses stillschweigenden Versprechens, von
sich übrigens Agenor nicht genau Rechenschaft gab.
ließ er die Audienz in einem Zustand leicht begreifl
Bangigkeit. Nur so viel blieb ihm wahrscheinlich,

die unbekannte Zigeunerin, mit der er auf eine so vertrauliche Weise gereist, keine Andere, als Maria Padilla gewesen sei.

Der Entschluß von Don Pedro, der, um hervorzutreten, nicht einmal seine Worte abgewartet hatte, war nicht das, was ihn am meisten beunruhigte; denn am Ende hatte Don Pedro nur am Tage vorher erfahren, was er am andern Tag hätte erfahren sollen. Aber Agenor erinnerte sich auch, daß er der Zigeunerin sein theuerstes, sein tiefstes Geheimniß: die Liebe von Aissa, preisgegeben.

War einmal die Eifersucht dieser furchtbaren Frau gegen die arme Aissa rege gemacht, wer konnte wissen, wo die Wuth, die schon so viele unschuldige Köpfe geopfert, anhalten würde?

Alle diese traurigen Gedanken, welche gleichzeitig in dem Geiste von Agenor erwachten, verhinderten ihn, die grimmigen Blicke von Mothril und den edlen Mauren wahrzunehmen, welche der Vorschlag, den er im Namen von Enrique von Transtamare gemacht, sowohl in ihrem Stolz, als in ihren Interessen verletzt hatte.

Lebhaft und muthig, wie er war, hätte der Ritter ihren herausfordernden Blicken gegenüber wahrscheinlich nicht die ganze für einen Gesandten nothwendige Ruhe und Unempfindlichkeit behauptet.

In dem Augenblick, wo er sie vielleicht bemerkt hätte und ihnen geantwortet haben würde, trat aber eine andere Zerstreuung ein. Kaum war er außerhalb des Palastes, kaum war er durch die Reihen der Wachen, die ihn umgaben, gedrungen, als eine in einen langen Schleier gehüllte Frau seinen Arm berührte und ihn mit einem geheimnißvollen Zeichen, ihr zu folgen, aufforderte.

Agenor zögerte einen Augenblick; er wußte, mit wie viel Schlingen und Fallen Don Pedro und seine rachsüchtige Geliebte ihre Feinde umgaben, welche Fruchtbarkeit an Mitteln sie entwickelten, wenn es sich um

ein Werk der Rache handelte; doch in diesem Augenblick fühlte sich der Ritter, ein so guter Christ er auch war, ein wenig gläubig an das Verhängniß der Orientalen, das dem Menschen seinen freien Willen nicht läßt und ihm die Fähigkeit, das Böse vorherzusehen und demselben vorzubeugen, raubt.

Der Ritter erstickte alle Furcht; er sagte sich, er kämpfe schon so lange, es wäre einmal Zeit, auf die eine oder auf die andere Weise ein Ende zu machen, und wenn das Geschick diese Stunde als seine letzte bestimmt hätte, so sollte sie ihm willkommen sein.

Er folgte also der Alten, welche dieses große Gedränge durchschnitt und, bei ihrer Umhüllung ohne Zweifel sicher, nicht erkannt zu werden, gerade auf das Haus zuschritt, das man dem Ritter als Wohnung gegeben hatte.

Auf der Schwelle dieses Hauses wartete Musaron.

Sobald er eingetreten war, führte Agenor die Alte bis in das abgelegenste Zimmer. Die Alte folgte ihm, und Masaron, der vermuthete, es würde etwas Neues vorgehen, schloß den Zug.

Als die Alte im Zimmer war, hob sie ihren Schleier auf, und Agenor und sein Knappe erkannten die Amme der Zigeunerin.

Nach dem, was im Palast vorgefallen war, setzte diese Erscheinung Agenor durchaus nicht in Erstaunen; doch Musaron stieß in seiner Unwissenheit einen Schrei der Verwunderung aus.

„Hoher Herr," sagte die Alte, „Dona Maria Padilla will mit Euch sprechen und wünscht dem zu Folge, Ihr möget Euch diesen Abend in den Palast begeben. Der König läßt die neu eingetroffenen Truppen die Revue passiren, und während dieser Zeit wird Dona Maria allein sein. Kann sie auf Euch zählen? werdet Ihr kommen?"

Der Ritter, der für Maria Padilla die guten Ge-

ühle, die er nicht hatte, auch nicht offenbaren konnte, rwiederte:

„Aber warum wünscht mich denn Dona Maria zu ehen?"

„Herr Ritter, glaubt Ihr, es sei ein großes Unglück, on einer Frau wie Dona Maria Padilla zu einem ge=eimen Gespräch auserwählt zu werden?" sagte die Amme mit jenem gefälligen Lächeln der alten Diene=innen des Süden.

„Nein," sprach Agenor; „doch ich gestehe, ich liebe ie Rendez=vous in freier Luft, die Orte, wo es nicht n Raum gebricht und wohin ein Mann mit seinem Pferd und mit seiner Lanze gehen kann."

„Und ich mit meiner Armbrust," sagte Musaron.

Die Alte lächelte bei diesen Zeichen der Unruhe.

„Ich sehe," sprach sie, „ich muß meine Botschaft bis zum Ende erfüllen."

Und sie zog aus ihrer Tasche einen Beutel, der inen Brief enthielt.

Musaron, dem unter solchen Umständen stets die Vorleserrolle zukam, bemächtigte sich des Papiers und as:

„Dieses, Ritter, ist ein Pfand der Sicherheit ge=eben von Eurer Reisegefährtin. Besucht mich zu der Stunde und an dem Ort, wie es Euch meine Amme agen wird, daß wir von Aissa sprechen."

Bei diesen Worten bebte Agenor, und da der Name der Geliebten die Religion des Liebenden ist, so rschien der Name von Aissa Agenor als eine feierliche Schutzwache, und er rief sogleich, er würde der Amme olgen, wohin sie immer gehen wollte.

„Dann kann nichts einfacher sein," sagte sie; „ich verde Eure Herrlichkeit diesen Abend in der Kapelle es Schlosses erwarten; diese Kapelle ist öffentlich für ie Officiere und Dienstleute des Königs; doch um acht

Uhr Abends schließt man die Thüren. Ihr tretet um halb acht Uhr ein und verbergt Euch hinter dem Altar."

„Hinter dem Altar!" sagte Agenor, den Kopf mit jenen Vorurtheilen des Nordländers schüttelnd, „ich liebe die Rendez-vous hinter einem Altare nicht."

„Oh! seid unbesorgt," rief die Alte naiv, „Gott wird in Spanien durch diese kleinen Profanationen, an die er gewöhnt ist, nicht beleidigt. Uebrigens werdet Ihr nicht lange zu warten haben; hinter diesem Altar ist eine Thüre, durch welche aus seinen Gemächern der Prinz und die Personen seines Hauses sich in die Kapelle begeben können. Diese Thüre öffne ich Euch, und Ihr werdet, ohne daß man Euch sieht, auf diesem unbekannten Weg verschwinden."

„Hm! hm! ohne daß man Euch sieht!" sagte Musaron französisch, „das riecht furchtbar nach Gurgelabschneiderei, was meint Ihr, Herr Agenor?"

„Sei unbesorgt," erwiederte der Ritter in derselben Sprache; „wir haben den Brief dieser Frau, und obgleich nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnet, ist er doch eine Bürgschaft für uns. Sollte mir Unglück widerfahren, so würdest Du mit diesem Brief zum Connetable und zu Don Enrique von Transtamare zurückkehren; Du würdest ihnen meine Liebe, mein Unglück und die List mittheilen, der man sich bedient, um mich in die Falle zu locken; und ich kenne sie Beide, man würde an den Verräthern eine Rache üben, welche Spanien zittern machen müßte."

„Sehr gut," entgegnete Musaron; „doch mittlerweile wäret Ihr darum nicht minder erwürgt."

„Ja, aber wenn mich Dona Maria wirklich über Aissa zu sprechen wünscht?"

„Gnädiger Herr, Ihr seid verliebt, das heißt Ihr seid verrückt," sagte Musaron, „und ein Verrückter hat immer Recht, besonders da, wo er ausschweift. Ver-

ibt, gnädiger Herr, doch das ist die Wahrheit. Ich
üge mich, geht dahin."

Und der ehrliche Musaron stieß einen tiefen Seufzer
us, als er diese Rede endigte.

„Doch warum sollte ich im Ganzen nicht mit Euch
ehen?" sagte er plötzlich.

„Weil Don Enrique von Transtamare, dem König
on Castilien, eine Antwort zu überbringen ist, und
eil, wenn ich todt bin, Du allein den Erfolg meiner
Sendung melden kannst," sprach Agenor.

Und er erzählte auf's Genauste und Klarste dem
knappen die Antwort von Don Pedro.

„Aber ich kann doch wenigstens in der Nähe des
Palastes wachen," entgegnete Musaron, der sich noch
icht für geschlagen hielt.

„Warum dies?"

„Um Euch zu vertheidigen, beim Leibe von San
iago!" rief der Knappe, „um Euch zu vertheidigen mit
einer Armbrust, die ein halbes Dutzend von diesen gelben
Gesichtern niederwerfen wird, während Ihr ein anderes
albes Dutzend mit Eurem Schwerte zu Boden streckt. Das
wird immerhin ein Dutzend Ungläubiger weniger sein,
was unserem Seelenheil nichts schaden kann."

„Mein lieber Musaron," sagte Agenor, „mache mir
m Gegentheil das Vergnügen, Dich nicht zu zeigen.
Tödtet man mich, so werden die Mauern des Alca-
ar allein etwas davon erfahren; doch höre," fügte
r mit dem Vertraurn redlicher Herzen bei, „ich glaube
iese Dona Maria nicht beleidigt zu haben, sie kann
mir also nicht grollen; vielleicht habe ich ihr sogar
inen Dienst geleistet."

„Ja, doch den Mauren, Herrn Mothril, ihn habt
hr gehörig beleidigt, hier und anderswo? Wenn ich
mich aber nicht täusche, ist er der Gouverneur des Pa-
astes, und es mag Euch einen Begriff von seiner guten
Gesinnung gegen Euch geben, daß er es war, der Euch
n den Thoren der Stadt verhaften und in einen Ker-

ker werfen lassen wollte. Die Geliebte des Königs habt Ihr nicht zu fürchten, das gebe ich zu, aber den Günstling."

Agenor war ein wenig abergläubig; er mischte gern die Religion in solche bei Verliebten gewöhnliche Capitulationen des Gewissens, und so sagte er in seinem Innern, während er sich gegen die Alte umwandte: „Wenn sie lächelt, gehe ich."

Die Alte lächelte.

„Kehrt zu Dona Maria zurück," sprach der Ritter zur Amme, „die Sache ist abgemacht; diesen Abend um sieben Uhr bin ich in der Kapelle."

„Gut, und ich werde Euch mit dem Schlüssel der kleinen Thüre erwarten," erwiederte die Amme. „Gott befohlen, Herr Agenor; Gott befohlen, freundlicher Knappe."

Musaron schüttelte den Kopf, die Alte verschwand.

Agenor wandte sich gegen Musaron um und sprach:

„Du erhälst keine Briefe für den Connetable, man könnte Dich verhaften und sie Dir abnehmen. Du sagst ihm, der Krieg sei beschlossen, und er müsse die Feindseligkeiten beginnen; Du hast unser Geld, bediene Dich desselben, um so schnell als möglich zu reisen."

„Aber Ihr, gnädiger Herr? Man muß doch annehmen, daß Ihr nicht getödtet werdet . . ."

„Ich brauche nichts. Bin ich verrathen, so opfere ich ein Leben der Anstrengung und der Täuschungen, dessen ich mich müde fühle. Begünstigt mich im Gegentheil Dona Maria, so wird sie mich Pferde und Führer finden lassen. Reise ab, Musaron, reise auf der Stelle ab, die Augen sind auf mich gerichtet und nicht auf Dich; man weiß, daß ich bleibe, und mehr braucht man nicht. Brich sogleich auf, Dein Pferd ist gut und Dein Muth groß. Ich, für meine Person, werde den Rest des Tages im Gebet hinbringen. Gehe!"

Dieser Plan, so abenteuerlich er auch scheinen mag,

war, einmal angenommen, nach der Lage der Dinge gut. Musaron hörte auch auf, ihn zu bestreiten, nicht aus Höflichkeit gegen seinen Herrn, sondern aus Ueberzeugung.

Musaron brach eine Viertelstunde, nachdem man den Beschluß gefaßt, auf und verließ die Stadt ohne Schwierigkeit. Agenor versenkte sich ins Gebet, wie er es gesagt hatte, und wandte sich um halb acht Uhr nach der Kapelle.

Die Alte erwartete ihn; sie bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge sich beeilen, und öffnete, den Ritter mit sich fortziehend, die kleine Thüre.

Nach einer langen Reihe von Gängen und Gallerien, trat Agenor in einen niedrigen, halb beleuchteten Saal, der von einer mit Blumen bedeckten Gallerie umgeben war.

Unter einer Art von Prachthimmel saß eine Frau mit einer Sklavin, welche sie wegschickte, sobald sie den Ritter erschaute.

Die Alte entfernte sich aus Bescheidenheit ebenfalls, nachdem sie den Ritter eingeführt hatte.

„Ich danke für Eure Pünktlichkeit," sagte Dona Maria zu Mauleon. „Ich wußte, Ihr wäret edel und muthig. Ich wollte Euch danken, nachdem ich scheinbar eine Treulosigkeit gegen Euch begangen hatte."

Agenor antwortete nicht; um von Aissa zu sprechen, hatte man ihn gerufen, und zu diesem Ende war er auch gekommen.

„Tretet näher," sagte Dona Maria. „Ich bin dem König Don Pedro so sehr zugethan, daß ich seine Interessen wahren mußte, indem ich die Eurigen verletzte; doch meine Entschuldigung liegt in meiner Liebe, und Ihr, der Ihr liebt, müßt mich begreifen."

Maria näherte sich dem Ziele der Zusammenkunft, nichtsdestoweniger beschränkte sich Agenor auf eine Verbeugung und blieb stumm.

„Nun, da meine Angelegenheiten geordnet sind,

wollen wir von den Eurigen reden, Herr Ritter," fuhr Maria fort.

„Von welchen?" fragte Agenor.

„Von denjenigen, welche Euch am Lebhaftesten interessiren."

Als Agenor dieses offenherzige Lächeln, diese anmuthige Geberde, diese ganz vertrauliche Beredtsamkeit wahrnahm, fühlte er sich entwaffnet.

„Setzt Euch hierher," sagte die Zauberin, indem sie ihm mit der Hand einen Platz in ihrer Nähe bezeichnete.

Der Ritter that, was man ihm befahl.

„Ihr hieltet mich für Eure Feindin," sprach die junge Frau, „doch dem ist nicht so, und zum Beweis mag dienen, daß ich bereit bin, Euch Dienste zu leisten, die denen, welche Ihr mir geleistet, wenigstens gleichkommen."

Agenor schaute sie erstaunt an, Maria Padilla fuhr fort:

„Seid Ihr nicht auf dem Weg, ein guter Beschützer, seid Ihr nicht ein guter mittelbarer Rathgeber für mich gewesen?"

„Sehr mittelbar," entgegnete Agenor, „denn ich wußte durchaus nicht, mit wem ich sprach."

„Es ist mir darum nicht minder gelungen, dem König durch die Nachrichten, die Ihr mir gegeben habt, zu dienen," sagte Maria Padilla lächelnd, „hört also auf zu leugnen, daß Ihr mir nützlich gewesen."

„Nun wohl! ich gestehe es, Madame . . . . doch Ihr . . ."

„Ihr glaubt nicht, daß ich im Stande sei, Euch zu dienen. Oh! Ritter, Ihr habt einen Verdacht gegen meine Dankbarkeit."

„Ihr wünschtet vielleicht dankbar zu sein, Madame, ich will das nicht in Abrede ziehen."

„Ich habe den Wunsch und die Möglichkeit. Nehmt zum Beispiel an, Ihr würdet in Soria zurückgehalten."

Agenor bebte.

„Ich kann Euer Entkommen aus der Stadt erleichtern," fuhr Dona Maria fort.

„Oh! Madame, wenn Ihr so handelt, unterstützt Ihr ebenso sehr die Interessen von König Don Pedro, als die meinigen, denn Ihr verhindert es, daß man den König des Verraths und der Feigheit beschuldigt."

„Ich würde das zugeben," erwiederte die junge Frau, „wäret Ihr nur ein einfacher, Allen unbekannter Botschafter, wäret Ihr nur gekommen, eine rein politische Sendung zu vollziehen, und könntet Ihr nur den Haß oder das Mißtrauen beim König erregen; aber besinnt Euch wohl, habt Ihr nicht noch einen anderen Feind in Soria, einen ganz persönlichen Feind?"

Agenor wurde sichtbar unruhig.

„Würdet Ihr," fuhr Dona Maria fort, „würdet Ihr, wenn dem so wäre, nicht begreifen, daß dieser Feind, nicht den König um Rath fragend, nur sich um seinen Privatgroll bekümmernd, Euch eine Falle stellte, um sich an Euch zu rächen, ohne daß der König irgend einen Antheil an dieser Rache hätte? Was Euren Landsleuten leicht zu beweisen wäre, falls es zu einer Erklärung käme. Denn erinnert Euch, Ritter, Ihr seid eben so wohl hier, um Eure Privatinteressen zu wahren, als um über den Interessen von Don Enrique von Transtamare zu wachen."

Agenor entschlüpfte ein Seufzer.

„Ah! ich glaube, Ihr habt mich verstanden," sagte Dona Maria. „Nun wohl! wenn ich die Gefahr von Euch entfernte, die Euch bei diesem Zusammentreffen bedrohen kann?"

„Ihr würdet mir das Leben erhalten, Madame, und die Lebenserhaltung ist für Viele ein großes Interesse; ich aber weiß nicht, ob ich Euch für Euren Edelmuth sehr dankbar wäre."

„Warum nicht?"

„Weil mir nichts am Leben gelegen ist."

„Es liegt Euch nichts am Leben?"

„Nein," sprach Agenor, den Kopf schüttelnd.

„Nicht wahr, weil Ihr einen großen Kummer habt?"

„Ja, Madame."

„Und wenn mir dieser Kummer bekannt wäre?"

„Euch?"

„Wenn ich Euch die Ursache davon zeigte?"

„Ihr! Ihr könntet mich sie sehen lassen . . ."

Maria Padilla wandte sich nach dem seidenen Vorhang, der die Terrasse verschloß.

„Seht!" sagte sie, den Vorhang auf die Seite schiebend.

Man erblickte in der That eine niedrigere Terrasse, welche durch Orangen- und Granatbäume von der ersten getrennt war. Auf dieser Terrasse, mitten unter Blumen und gebadet im Goldstaub der untergehenden Sonne, schaukelte sich eine Frau in einer purpurnen Hängematte.

„Nun?" fragte Dona Maria.

„Aissa!" rief Mauleon, in Extase die Hände faltend.

„Ich glaube, die Tochter von Mothril," sprach Dona Maria.

„Oh! Madame," rief Mauleon, mit dem Blick den Raum verschlingend, der ihn von Aissa trennte. „Ja, dort, dort! dort ist das Glück meines Lebens.

„In der That, so nahe und so fern!" sprach lächelnd Dona Maria.

„Solltet Ihr meiner spotten, Senora?" fragte Agenor unruhig.

„Gott behüte mich, Herr Ritter. Ich sage nur, daß Dona Aissa in diesem Augenblick das Bild des Glücks ist; oft scheint es, als hätte man nur die Hand auszustrecken, um es zu berühren, und man ist davon durch ein unsichtbares, aber unüberwindliches Hinderniß getrennt."

„Ach! ich weiß es, sie ist bewacht, gehütet."

„Eingeschlossen, Herr Franke, eingeschlossen durch gute Gitter mit starken Schlössern."

„Wenn ich nur wenigstens ihre Aufmerksamkeit auf mich ziehen könnte!" rief Agenor, „wenn ich sie nur sehen, mich von ihr gesehen machen könnte!"

„Das wäre also schon ein großes Glück für Euch?"

„Das höchste."

„Wohl! ich will es Euch verschaffen. Dona Aissa hat Euch nicht gesehen, würde sie Euch sehen, so wäre ihr Schmerz darum nur um so größer, denn es ist für Liebende ein schlechter Trost, die Arme nach einander auszustrecken und der Luft einen Kuß anzuvertrauen. Thut etwas Besseres, Herr Ritter."

„Oh! was soll ich thun? Sprecht, sprecht, befehlt, oder rathet vielmehr."

„Seht Ihr jene Thüre?" sagte Dona Maria, auf einen auf der Terrasse selbst angebrachten Ausgang deutend; „hier ist der Schlüssel dazu, der größte von den drei Schlüsseln, welche an diesem Ring hängen; Ihr braucht nur einen Stock hinabzusteigen. Ein langer Gang, dem ähnlich, welchem Ihr gefolgt seid, um hierher zu kommen, mündet nach dem Garten des nächsten Hauses aus, dessen Bäume in der Höhe der Terrasse von Dona Aissa erscheinen. Ah! ich glaube, Ihr fangt an zu begreifen?"

„Ja, ja," sprach Mauleon, die Worte verschlingend, wie sie aus dem Mund von Dona Maria hervorkamen.

„Dieser Garten," fuhr sie fort, „ist mit einem Gitter verschlossen, dessen Schlüssel Ihr hier bei dem ersten seht. Seid Ihr einmal dort, so könnt Ihr Euch Dona Maria noch mehr nähern, denn Ihr könnt bis zu dem Fuß der Terrasse gelangen, wo sie sich in diesem Augenblick schaukelt; nur ist die Terrasse so abschüssig, daß sie sich nicht erklettern läßt; aber einmal dort, seid Ihr wenigstens im Stand, Eurer Geliebten zu rufen

„Dank! Dank!“ rief Mauleon.

„Ich sehe, Ihr seid schon mehr zufrieden, desto besser,“ sagte Dona Maria, ihn zurückhaltend; „nur ist es gefährlich, in solcher Entfernung zu sprechen, denn man kann gehört werden. Ich sage Euch das, obgleich Mothril abwesend ist; er begleitet den König, der die Truppen beschaut, die aus Afrika für uns eingetroffen sind, er wird um halb zehn Uhr oder um zehn Uhr zurückkommen, und es ist erst acht Uhr.“

„Halb neun Uhr! Oh! Madame, gebt geschwinde, gebt mir den Schlüssel, ich flehe Euch an.“

„Oh! es ist noch keine Zeit verloren. Laßt den letzten Sonnenstrahl erlöschen, der noch den Westen röthet; das ist die Sache von ein paar Minuten. Dann, soll ich Euch etwas sagen?“ fügte sie lächelnd bei.

„Sprecht.“

„Ich weiß nicht, wie ich den zweiten Schlüssel vom dritten trennen soll, denn diesen dritten, der von Mothril dem König Don Pedro selbst gegeben worden ist, mir zu verschaffen, hatte ich große Mühe.“

„Dem König Don Pedro?“ sagte Agenor bebend.

„Ja,“ antwortete Maria, „stellt Euch vor, daß dieser dritte Schlüssel die Thüre öffnet, welche auf die Terrasse selbst führt, daß er an ihrer Base diese unübersteigliche Mauer öffnet und nach einer sehr bequemen Treppe führt, welche nach der Terrasse selbst ausmündet, wo ohne Zweifel in diesem Augenblick Aissa von Euch träumt.“

Agenor stieß einen Schrei toller Freude aus.

„So daß es Euch,“ fuhr Dona Maria fort, „daß es Euch, wenn einmal diese Thüre hinter Euch geschlossen ist, freisteht, anderthalb Stunden mit der Tochter von Mothril zu reden, und zwar, ohne daß Ihr eine Belästigung zu fürchten braucht. Denn kommt man, und man kann nur durch das Haus kommen, so steht Euch ein sicherer Rückzug nach dieser Seite offen.“

Agenor fiel auf die Kniee und drückte glühende Küsse auf die Hand seiner Beschützerin.

Edle Frau," sagte er, „verlangt mein Leben von mir an dem Tag, wo es Euch nützlich sein dürfte, und ich werde es Euch geben."

„Ich danke, behaltet es für Eure Geliebte, Herr Agenor. Die Sonne ist verschwunden, in einigen Augenblicken wird es finstere Nacht sein, Ihr habt nur eine Stunde. Geht, und gefährdet mich nicht bei Mothril."

Agenor eilte nach der kleinen Treppe der Terrasse und verschwand.

„Herr Franke," rief ihm Dona Maria nach, während er fortstürzte, „in einer Stunde wird man Euch Euer Pferd vor der Thüre der Kapelle halten; doch Mothril darf nichts vermuthen, sonst wären wir Beide verloren."

„In einer Stunde, ich schwöre es Euch!" antwortete die schon entfernte Stimme des Ritters.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Es war in der That Aissa, welche sich allein und träumerisch auf der an die Gemächer ihres Vaters und an die ihrigen anstoßenden unteren Terrasse des Palastes befand und, nachläßig und träumerisch wie eine wahre Tochter des Orients, die Abendluft einathmete und mit dem Blick die letzten Strahlen der Sonne verfolgte.

Als die Sonne untergegangen war, schweifte ihr Blick über die herrlichen Gärten des Alcazar hin und suchte jenseits der Mauern, jenseits der Bäume, was er jenseits des Horizonts, so lange dieser noch bestanden, gesucht hatte, jene Idee, jene Erinnerung, die weder vom Ort, noch von der Zeit abhängt, und die man Liebe nennt, das heißt ewige Hoffnung.

Sie träumte von den grüneren und buschreicheren, wenn auch nicht duftenderen Gefilden Frankreichs, von jenen schönen Gärten von Bordeaux, deren wohlwollende Schatten die süßeste Scene ihres Lebens beschirmt hatten, und da der menschliche Geist bei jeder Sache, bei der er verweilt, eine Aehnlichkeit sucht, mag es eine traurige oder eine freudige sein, so dachte sie zugleich an den Garten von Sevilla, wo sie zum ersten Mal Agenor von Nahem gesehen, ihn gesprochen, seine Hand berührt hatte, die sie jetzt abermals zu drücken vor Begierde brannte.

Es gibt Abgründe im Geiste der Liebenden. Wie im Geiste der Irrsinnigen kreuzen sich darin die Extreme mit der unzusammenhängenden Schnelligkeit der Träume, und das Lächeln des Mädchens, das liebt, löst sich oft, wie das von Ophelia, in bitteren Thränen und in herzzereißendem Schluchzen auf.

Ganz unterjocht durch ihre Erinnerungen lächelte, seufzte Aissa, vergoß sie Thränen.

Sie war also bei den Thränen und wäre wohl bald zum Schluchzen übergegangen, als ein heftiger Tritt auf der steinernen Treppe erscholl.

Sie glaubte, schon zurückgekehrt, beeile sich Mothril, wie er es zuweilen that, sie in ihren süßesten Träumen zu überraschen, als ob bei diesem bis zum Zauberhaften hellsichtigen Mann ein Verstand, einer inneren Fackel ähnlich, wachte, um alle Dinge in seiner Umgebung zu beleuchten und nichts dunkel zu lassen, als seinen unbeweglichen, tiefen, unerschütterlichen Geist.

Und dennoch kam es ihr vor, als wäre dieser Tritt

nicht der von Mothril, als käme dieses Geräusch von einer Seite, der entgegengesetzt, von welcher Mothril erscheinen müßte.

Da dachte sie schauernd an den König; an den König, den sie seit der Ankunft von Maria völlig zu fürchten aufgehört und folglich vergessen hatte. Die Treppe, von der das Geräusch herkam, war die, welche Mothril seinem Gebieter als einen Geheimgang vorbehalten hatte.

Sie beeilte sich also, nicht ihre Thränen zu trocknen, was den Geruch einer geheimen Verstellung gehabt hätte und ihres Stolzes unwürdig gewesen wäre, sondern eine zu süße Erinnerung in Gegenwart des Feindes zu vertreiben, der vor ihren Augen erscheinen würde; war es Mothril, so hatte sie ihren Willen, war es Don Pedro, so hatte sie ihren Dolch.

Dann wandte sie absichtlich der Thüre den Rücken zu, als ob nichts Glückliches oder Bedrohliches in der Abwesenheit von Agenor zu ihr gelangen könnte, und hielt ihr Ohr bereit, das harte Wort im Einklang mit dem widrigen Tritt, der sie schon beben gemacht, zu hören.

Plötzlich fühlte sie um ihren Hals zwei mit Eisen beschiente Arme; sie stieß einen Schrei des Zorns und des Widerwillens aus; doch ihre Lippen wurden durch zwei gierige Lippen geschlossen. Da erkannte sie an dem verzehrenden Gefühl, das ihre Adern durchdrang, mehr noch als an dem Blick, den sie auf ihn warf, Agenor, der auf dem Marmor zu ihren Füßen kniete.

Kaum konnte sie den zweiten Schrei der Freude unterdrücken, der ihrem Mund entströmte und ihr übervolles Herz erleichterte. Sie erhob sich, immer von ihrem Geliebten umschlungen, und stark wie der junge Panther, der seine Beute in das Gestrüppe des Atlas schleppt, führte sie, trug sie gleichsam Agenor auf die Treppe, welche in ihrem geheimnißvollen Schatten die Freude der zwei Liebenden verbarg.

Das Zimmer mit den langen Vorhängen von Aissa mündete am Fuße dieser Treppe aus; sie flüchtete sich dahin in den Armen ihres Geliebten, und da das Licht des Himmels durch die dichten Stoffe verzehrt wurde, da kein Geräusch die tapezirten Mauern durchdrang, so hörte man einige Augenblicke nur glühende Küsse, verloren in den langen, schwarzen, wohlriechenden Flechten von Aissa, die sich bei der Umarmung aufgelöst hatten und Beide wie ein Schleier umgaben.

Unsern europäischen Sitten fremd, nicht bekannt mit der Kunst, die Wünsche durch das Verbot zu verdoppeln, gab sich Aissa ihrem Geliebten hin, wie sich das erste Weib hatte hingeben müssen, unter der Herrschaft des Instinctes und unter dem hinreißenden Zauber eines in seiner ganzen Tiefe gefühlten Glückes.

„Du! Du!" flüsterte sie berauscht; „Du im Palast von König Don Pedro! Du, meiner wahnsinnigen Liebe zurückgegeben! Oh! die Tage sind zu lang in der Abwesenheit, und Gott hat für die Zeit zwei Maße gegeben: die Minuten, wo ich Dich sehe, und die wie der Schatten hinziehen, die Tage, wo ich Dich nicht sehe, und die für mich Jahrhunderte sind!"

Dann verloren sich ihre Stimmen abermals in einem süßen und langen Kuß.

„Oh! Du gehörst also mir!" rief endlich Agenor. „Was liegt mir an dem Haß von Mothril? was liegt mir an der Liebe des Königs? Ich kann nun sterben."

„Sterben!" sagte Aissa, die Augen feucht und die Lippen bebend; „sterben! Oh! nein, Du wirst nicht sterben, mein Vielgeliebter. Ich habe Dich in Bordeaux gerettet, und werde Dich hier abermals retten. Was die Liebe des Königs betrifft, schau', wie mein Herz klein ist, wie es einen unmerklichen Theil meiner Brust emporhebt. Glaubst Du, in diesem ganz von Dir erfüllten, einzig und allein für Dich schlagenden Herzen

sei auch nur für den Schatten einer andern Liebe Platz?"

„Oh! Gott behüte mich, daß ich nur einen Augenblick denken könnte, meine Aissa vergesse mich," sprach Agenor. „Doch da, wo die Ueberredung scheitert, ist die Gewalt oft allmächtig. Hast Du nicht das Abenteuer von Leonor von Ximenes gehört, der die Rohheit des Königs keine andere Zufluchtstätte mehr ließ, als ein Kloster?"

„Leonor von Ximenes war nicht Aissa, Herr. Es wäre also bei der Einen nicht wie bei der Andern, das schwöre ich Dir."

„Ich weiß wohl, Du würdest Dich vertheidigen, doch indem Du Dich vertheidigtest, würdest Du vielleicht sterben!"

„Wäre es Dir nicht lieber, wenn ich den Tod fände, als wenn ich einem Andern gehörte?"

„Oh! ja, ja!" rief der junge Mann, Aissa an sein Herz drückend. „Oh! ja, stirb, stirb, wenn es sein muß, doch gehöre nur mir!"

Und er preßte sie abermals in seinen Armen mit einer Liebesbewegung, die der Angst glich.

Die Nacht, welche schon die äußeren Mauern schwärzte, hatte den Gegenständen im Zimmer jede Form genommen: wie in dieser Finsterniß voll von Liebesworten und glühendem Athem, wie nicht von jenem Feuer brennen, das verzehrt, ohne zu leuchten, jenen furchtbaren Flammen ähnlich, welche unter den Wellen leben?

Während eines langen Zeitraums herrschte die Stille des Todes, oder die der Liebe in dem Gemach, wo zwei Stimmen geklungen und zwei Herzen vermischt geschlagen hatten.

Agenor entriß sich zuerst diesem unaussprechlichen Glück. Er gürtete sein Schwert um, dessen eiserne Scheide auf dem Marmor klirrte.

„Was machst Du?“ rief das Mädchen, den Arm des Ritters ergreifend.

„Du hast es gesagt,“ erwiederte Agenor, „die Zeit hat zwei Maße: die Minuten für das Glück, die Jahrhunderte für die Verzweiflung. Ich gehe.“

„Du gehst, doch nicht wahr, Du nimmst mich mit? Wir gehen mit einander?“

Der junge Mann machte sich mit einem Seufzer aus den Armen seiner Geliebten los und sprach:

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Ich bin mit dem geheiligten Charakter eines Botschafters hierhergekommen; er ist es, der mich beschützt, und ich kann ihn nicht verletzen.“

„Aber ich!“ rief Aissa, „ich verlasse Dich nicht.“

„Aissa,“ sprach der junge Mann, „ich komme im Namen des guten Connetable, ich komme im Namen von Enrique von Transtamare, die mir, der Eine die Interessen der französischen Ehre, der Andere die Interessen des castilianischen Thrones anvertraut haben; was müßten sie sagen, wenn sie sehen würden, ich habe, statt diese doppelte Sendung zu vollziehen, mich nur um die Interessen meiner Liebe bekümmert?“

„Wer wird es ihnen mittheilen? Wer hindert Dich, mich vor Aller Augen zu verbergen?“

„Ich muß nach Burgos zurückkehren; es sind von Soria nach Burgos drei Tagereisen.“

„Ich bin stark, ich bin an rasche Märsche gewöhnt.“

„Du hast Recht, denn der Marsch der arabischen Reiter ist rasch, rascher als der unsrige wird sein können. In einer Stunde wird Mothril die Flucht wahrnehmen; in einer Stunde wird er in unserer Verfolgung begriffen sein; ich kann nicht als Flüchtling nach Burgos zurückkehren.“

„Oh! mein Gott! mein Gott! wir sollen uns abermals trennen!“

„Diesmal wenigstens wird die Trennung kurz sein,

das schwöre ich Dir. Laß mich meine Sendung erfüllen, laß mich in das Lager von Don Enrique zurückkehren, laß mich des Auftrags, den man mir gegeben, mich entledigen, laß mich wieder Agenor den fränkischen Ritter werden, der Dich liebt, der nur Dich liebt, der nur für Dich lebt, und dann, ich schwöre es Dir, Aissa, kehre ich unter irgend einer Verkleidung, und wäre es die eines Ungläubigen, zu Dir zurück, und dann bin ich es, der Dich mit Gewalt entführt, wenn Du nicht kommen kannst."

„Nein! nein!" sprach Aissa, „heute erst hat mein Leben begonnen; bis heute lebte ich nicht, denn ich gehörte nicht Dir; von heute an könnte ich nicht mehr ohne Dich leben; ich könnte nicht mehr wie früher, Dich erwartend, seufzen und weinen; nein, ich würde brüllen, ich würde mich in meinem Schmerz zerfleischen; heute bin ich Deine Frau! Wohl! mögen alle diejenigen sterben, die sich widersetzn, daß die Frau dem Mann folgt!"

„Wie! selbst unsere Beschützerin, Aissa? selbst die edelmüthige Frau, die mich zu Dir geführt hat, selbst die arme Maria Padilla, an der Mothril sich rächen würde? Und Du weißt, auf welche Art Mothril sich rächt."

„Oh! meine Seele schwindet hin," flüsterte die junge Frau erbleichend, denn sie fühlte, daß eine höhere Macht, die der Vernunft, sie von ihrem Geliebten trennte. „Doch laß mich Dich wiederfinden; ich habe zwei Maulthiere so rasch, daß sie es den raschesten Pferden im Laufe zuvorthun. Du nennst mir einen Ort, wo ich Dich erwarten, oder mit Dir zusammentreffen kann, und sei unbesorgt, ich komme zu Dir."

„Aissa, wir kehren auf einem andern Weg zu demselben Ziel zurück; unmöglich! unmöglich!"

Das Mädchen glitt auf seine Kniee. Die junge Maurin lag bittend und flehend zu den Füßen von Agenor.

In diesem Augenblick durchdrang der traurige, klagende Ton einer Guzla die Lüfte über ihren Häuptern, den Ruf eines Freundes, der bange hat, nachahmend; Beide bebten.

„Woher kommt dieses Geräusch?" fragte Aissa.

„Ich errathe es," sagte Agenor; „komm, komm."

Beide stiegen wieder zur Terrasse hinauf.

Agenor schaute sogleich nach der Terrasse von Maria.

Es herrschte eine dichte Finsterniß; doch bei dem düsteren Schimmer der Gestirne vermochten die zwei jungen Leute ein weißes, über die Brüstung geneigtes und nach ihrer Seite gewendetes Kleid wahrzunehmen.

Nur hätten sie im Zweifel bleiben können, ob es ein Gespenst oder eine Frau sei. Doch in demselben Augenblick erklangen die Saiten in gleicher Richtung wie zuvor.

„Sie ruft mir," flüsterte Agenor, „sie ruft mir, Du hörst es."

„Kommt! kommt!" rief wie vom Himmel herab die durch die Zwischenräume halb bedeckte Stimme von Dona Maria.

„Hörst Du sie, Aissa, hörst Du sie?" sagte Agenor.

„Oh! ich sehe nichts, ich höre nichts," stammelte das Mädchen.

Zu gleicher Zeit erschollen die Trompeten, welche gewöhnlich den König bei seiner Rückkehr in den Palast geleiteten.

„Großer Gott!" rief Aissa, plötzlich in das ängstliche, schwache Weib verwandelt; „sie kommen; fliehe, mein Agenor, fliehe!"

„Noch ein Lebewohl."

„Ein letztes vielleicht," flüsterte das Mädchen, ihre Lippen auf die Lippen des Geliebten drückend.

Und sie schob den jungen Mann nach der Treppe.

Seine Tritte hatten nicht zu schallen aufgehört, als die von Mothril hörbar wurden; und die Thüre,

welche zu Maria Padilla führte, schloß sich kaum, als sich die von Aissa öffnete.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Schlacht.

Drei Tage nach den von uns erzählten Ereignissen hatte Agenor auf demselben Weg, dem er auf seiner Reise nach Soria folgte, Musaron wieder eingeholt, und legte Enrique von Transtamare Rechenschaft über seinen Auftrag ab.

Niemand verleugnete sich die Gefahren, denen Agenor bei Erfüllung seiner Sendung als Botschafter preisgegeben gewesen war. Der Connetable dankte ihm auch, belobte ihn und hieß ihn seinen Platz an der Seite der bravsten Bretagner unter dem Banner nehmen, das Sylvester von Budes trug.

Auf allen Seiten traf man Anstalten zum Krieg. Der Prinz von Wales hatte den Durchzug durch das Gebiet des Königs von Navarra erlangt und sich mit Don Pedro wiedervereinigt, dem er ein schönes Heer zuführte, das gemeinschaftliche Sache mit den afrikanischen Truppen machen sollte.

Die englischen Abenteurer, die sich entschieden an Don Pedro angeschlossen hatten, führten ihrerseits gute Streiche gegen die Bretagner und die Gascogner, ihre erbitterten Feinde, im Schild.

Es versteht sich, daß die verwegensten und folglich gewinnreichsten Pläne in dem Kopf unseres alten Freundes Messire Hugo von Caverley gohren.

Enrique von Transtamare war nicht zurück bei allen diesen kriegerischen Rüstungen. Seine zwei Brüder Don Tellez und Don Sancho waren zu ihm gestoßen, er hatte ihnen ein Commando anvertraut, und zog in kleinen Tagemärschen seinem andern Bruder Don Pedro entgegen.

Man spürte durch ganz Spanien die fieberhafte Gluth, welche, so zu sagen, die Luft durchzieht und den großen Ereignissen vorhergeht. Stets vorsichtig und zugleich Philosoph, ermahnte Musaron seinen Herrn, das feinste Wildpret zu essen und den besten Wein zu trinken, um in der Schlacht stärker zu sein und sich um so mehr Ehre zu erwerben.

Sich selbst überlassen, verliebter als je durch den Besitz eines Augenblicks, ersann Agenor alle mögliche und unmögliche Mittel, sich Aissa zu nähern und sie zu entführen, um nicht das so zweifelhafte Ereigniß einer Schlacht abzuwarten, in die man stolz und stark geht, während man sie flüchtig und auf den Tod verwundet verlassen kann.

Zu diesem Behuf hatte er von der Freigebigkeit von Bertrand zwei arabische Pferde gekauft, welche Musaron jeden Tag große Strecken Weges zurückzulegen und Hunger und Durst auszuhalten dressirte.

Endlich erfuhr man, der Prinz von Wales sei durch die Engpässe marschirt und in die Ebene gerückt. Er zog mit der Armee, die er aus der Guienne gebracht, in die Gegend der Stadt Vittoria, unfern von Navarrete.

Er hatte dreißigtausend Reiter und vierzigtausend Mann Fußvolk bei sich. Dies waren Streitkräfte, welche den von Don Pedro befehligten beinahe gleichkamen.

Enrique von Transtamare hatte unter seinen Befehlen sechzigtausend Mann Fußvolk und vierzigtausend Pferde.

Mit seinen Bretagnern in der Nachhut gelagert,

ließ Bertrand die Spanier ihre Prahlereien machen und schon auf der einen und der andern Seite den Sieg feiern, den weder die eine noch die andere gewonnen hatte.

Aber er hatte seine Spione, die ihm Tag für Tag meldeten, was in der Armee von Don Pedro und selbst in der von Enrique vorging, aber er wußte alle Pläne von Caverley in demselben Augenblick, wo sie die fruchtbare Einbildungskraft des Abenteurers erzeugte.

Er wußte folglich, daß der würdige Kapitän, verführt durch die Gefangennehmung von Königen, die er schon bewerkstelligt, sich dem Prinzen von Wales mit einem einzigen Schlag den Krieg zu beendigen angeboten hatte.

Sein Plan war äußerst einfach, es war der des Raubvogels, welcher so hoch in den Lüften schwebt, daß er unsichtbar ist, plötzlich sich auf seine Beute stürzt, und sie in seinen Klauen in dem Augenblick entführt wo sie es am wenigsten erwartet.

Messire Hugo von Caverley verband sich mit John Chandos, dem Herzog von Lancaster und einem Theil der englischen Vorhut, fiel unvermuthet über das Quartier von Don Enrique her, entführte ihn mit seinem Hofe, und machte so mit einem einzigen Schlag zwanzig Lösegelder, von denen eines genügt hätte, um sechs Abenteurer zu wohlhabenden Leuten zu machen.

Der Prinz von Wales nahm den Vorschlag an; er hatte nichts dabei zu verlieren und Alles zu gewinnen.

Zum Unglück besaß Bertrand Duguesclin, wie gesagt, Spione, die ihm Alles meldeten, was im feindlichen Lager vorging.

Zu noch größerem Unglück hegte er gegen die Engländer im Allgemeinen einen alten Bretagner-Groll, und gegen Messire Caverley insbesondere einen ganz neuen Haß.

Er befahl deshalb seinen Spionen, nicht einen Au-

genblick einzuschlafen, oder wenn sie einschlafen würden, wenigstens nur mit einem Auge zu schlafen.

Dem zu Folge wurde er von den geringsten Bewegungen von Messire Hugo von Caverley unterrichtet.

Eine Stunde, ehe der würdige Kapitän das Lager des Prinzen von Wales verließ, nahm der Connetable sechstausend spanische und bretagnische Reiter und schickte auf einem dem seinigen entgegengesetzten Weg Agenor und den Stammler von Villaines ab, um sich in einem Wald aufzustellen, den ein Defilé trennte.

Jede von den zwei Truppen sollte den parallelen Theil des Waldes besetzen und, wenn die Engländer vorbeigezogen wären, das Defilé schließen.

Von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt, hielt Enrique von Transtamare alle seine Leute unter den Waffen.

Caverley mußte also an einer ehernen Mauer anprallen, und wenn er zurückweichen wollte, würde er sich von einer andern ehernen Mauer festgehalten sehen.

Mannschaft und Rosse lagen beim Einbruch der Nacht im Hinterhalt. Jeder Reiter hielt, auf dem Bauch ausgestreckt, sein Pferd am Zaum.

Gegen zehn Uhr rückten Caverley und seine Truppe in das Defilé. Die Engländer marschirten mit einer solchen Sicherheit, daß sie nicht einmal den Wald sondiren ließen, was übrigens die Nacht unmöglich, oder wenigstens sehr schwierig machte.

Hinter den Engländern verbanden sich die Bretagner und die Spanier wie die zwei Hälften einer Kette, die man schließt.

Gegen Mitternacht hörte man einen gewaltigen Lärmen: es war Caverley, der das Quartier von König Don Enrique angriff, und dieser, der ihn mit dem Ruf: Don Enrique und Castillen! empfing.

Da setzte Bertrand, der Agenor zu seiner Rechten und den Stammler von Villaines zu seiner Linken hatte,

seine ganze Truppe unter dem Ruf: Notre-Dame-Guesclin! in Galopp.

Zu gleicher Zeit entzündeten sich große Feuer auf den Flanken, beleuchteten die Scene und zeigten Caverley, daß seine fünf bis sechstausend Abenteurer zwischen zwei Heeren gefaßt waren.

Caverley war nicht der Mann, der einen glorreichen, aber fruchtlosen Tod suchte: an der Stelle von Eduard III. wäre er bei Crécy geflohen; an der Stelle des Prinzen von Wales hätte er sich bei Poitiers ergeben.

Doch da man sich nur in der äußersten Noth ergibt, besonders wenn man, sich ergebend, Gefahr läuft, gehenkt zu werden, so setzte er sein Pferd in Galopp und verschwand durch eine der Seitenöffnungen, wie auf dem Theater der Verräther durch eine der schlecht geschlossenen Coulissen verschwindet.

All sein Gepäcke, eine beträchtliche Summe in Geld, eine Cassette mit Edelsteinen und Juwelen aller Art, die Frucht dreijähriger Räubereien, während welcher der würdige Kapitän, um dem Strang zu entgehen, mehr Genie gebraucht hatte, als je von Alexander, Hannibal oder Cäsar entwickelt worden war, fielen in die Hände des Bastards von Mauleon.

Musaron machte eine Berechnung, während man die Todten entkleidete und den Gefangenen Fesseln anlegte; es ergab sich, daß er im Dienste von einem der reichsten Ritter der Christenheit war.

Diese Veränderung, und sie war ungeheuer, hatte sich in weniger als einer Stunde bewerkstelligt.

Die Abenteurer waren in Stücke gehauen worden; nur zwei bis dreihundert hatten sich mit großer Mühe retten können.

Dieser Erfolg flößte den Spaniern eine solche Kühnheit ein, daß Don Tellez, der jüngste Bruder von Enrique von Transtamare, seinem Pferde die Sporen

gab und auf der Stelle und ohne eine andere Vorbereitung auf den Feind losmarschiren wollte.

„Einen Augenblick Geduld, Herr Graf," sagte Bertrand; „Ihr wollt hoffentlich nicht allein gegen den Feind marschiren und Euch der Gefahr aussetzen, ruhmlos gefangen genommen zu werden."

„Aber ich denke, die ganze Armee wird mit mir marschiren," erwiederte Don Tellez.

„Nein, Herr, nein," sprach Bertrand.

„Die Bretagner mögen bleiben, wenn sie wollen," rief Don Tellez, „doch ich werde mit den Spaniern marschiren."

„Warum dies?"

„Um die Engländer zu schlagen."

„Verzeiht," entgegnete Bertrand, „die Engländer sind von den Bretagnern geschlagen worden, doch sie würden nicht durch die Spanier geschlagen werden."

„Was sagt Ihr?" rief mit gebieterischem Tone Don Tellez, indem er auf den Connetable zuritt, „und warum?"

„Weil," erwiederte Bertrand, ohne sich zu rühren, „weil die Bretagner bessere Soldaten sind, als die Engländer, während dagegen die Engländer bessere Soldaten sind, als die Spanier."

Der junge Prinz fühlte, wie ihm der Zorn gegen die Stirne stieg.

„Es ist doch seltsam, daß der Herr hier in Spanien ein Franzose sein soll," sagte er; „doch wir werden sogleich erfahren, ob Don Tellez gehorcht, statt zu befehlen. Auf, man folge mir!"

„Meine achtzehntausend Bretagner werden sich nicht rühren, wenn ich ihnen nicht durch ein Zeichen befehle, daß sie sich rühren," erwiederte Bertrand; „was Eure Spanier betrifft, so bin ich nur ihr Herr, wenn Euer Herr und der meinige, Don Enrique von Transtamare, ihnen mir zu gehorchen befiehlt."

„Wie klug sind doch diese Franzosen!" rief Don

Tellez außer sich. „Welche Kaltblütigkeit bewahren sie nicht nur in der Gefahr, sondern auch vor der Beleidigung! Ich mache Euch mein Compliment, Herr Connetable."

„Ja, hoher Herr, mein Blut ist kalt, wenn es sich im Zaume hält; doch es ist heiß, wenn es fließt."

Und nahe daran, in Hitze zu gerathen, preßte der Connetable seine großen Fäuste an sein Panzerhemd.

„Es ist kalt, sage ich Euch," fuhr der junge Mann fort, „es ist kalt, weil Ihr alt seid, und wenn man alt wird, fängt man an Angst zu bekommen."

„Angst!" rief Agenor, gegen Don Tellez anspringend; „wer einmal sagt, der Connetable habe Angst, wird es nicht zum zweiten Male sagen."

„Stille, Freund," sprach der Connetable; „laßt die Narren ihre Narrheiten machen, und Geduld, Geduld!"

„Achtung vor dem königlichen Blut!" rief Don Tellez, „Achtung, hört Ihr wohl?"

„Achtet Euch selbst, wenn Ihr wollt, daß man Euch achten soll," sprach plötzlich eine Stimme, welche den Prinzen beben machte, denn es war die seines älteren Bruders, den man von dem ärgerlichen Streit in Kenntniß gesetzt hatte, „beleidigt vor Allem nicht unsern Verbündeten, unsern Helden."

„Ich danke, Sire," sagte Bertrand, „Eure Sprache erspart mir großmüthig ein immer ärgerliches Geschäft, das, Freche zu bestrafen. Doch ich meine nicht Euch, Don Tellez: Ihr seht schon ein, wie sehr Ihr Unrecht habt."

„Unrecht, ich! daß ich sagte, wir sollten die Schlacht liefern? Ist es nicht wahr, Sire, daß wir gegen den Feind marschiren?" fragte Don Tellez.

„Gegen den Feind marschiren . . . in diesem Augenblick!" rief Duguesclin, „das ist unmöglich."

„Nein, mein lieber Connetable," erwiederte Don Enrique, „es ist so wenig unmöglich, daß wir bei Tagesanbruch handgemein werden."

„Hoheit, wir werden geschlagen."

„Und warum dies?"

„Weil unsere Stellung schlecht ist."

„Es gibt keine schlechte Stellung; es gibt nur Brave oder Feige!" rief Don Tellez.

„Herr Connetable," sprach der König, „mein Adel verlangt die Schlacht, und ich kann ihm nicht verweigern, was er von mir verlangt. Er hat den Prinzen von Wales herabziehen sehen, und man könnte glauben, er weiche zurück."

„Uebrigens steht es dem Connetable frei, uns zuzuschauen und auszuruhen, während wir uns schlagen," fügte Don Tellez bei.

„Mein Herr," erwiederte Duguesclin, „ich werde Alles thun, was die Spanier thun, und mehr noch hoffentlich, denn bemerkt wohl: Nicht wahr, in zwei Stunden greift Ihr an?

„Ja."

„Wohl! in vier Stunden werdet Ihr dort durch die Ebene vor dem Prinzen von Wales fliehen, und ich und meine Bretagner, wir werden da sein, wo ich bin, ohne daß ein einziger Fußgänger eine Sohle breit zurückgewichen, ohne daß ein einziger Reiter um ein Hufeisen gewichen ist. Bleibt hier, und Ihr werdet sehen."

„Ah! Sire Connetable, mäßigt Euch," sprach Enrique.

„Ich sage die Wahrheit, Sire. Ihr wollt eine Schlacht liefern, sagt Ihr?"

„Ja, Connetable, ich will es, weil ich muß."

„Es sei also."

Dann sich gegen die Bretagner umwendend:

„Meine Kinder, man will eine Schlacht liefern, haltet Euch bereit!... Alle diese braven Leute und ich, Sire," fuhr er fort, „werden diesen Abend todt oder gefangen genommen sein, doch Euer Wille geschehe vor Allem. Erinnert Euch indessen wohl, daß ich nur das Leben

oder die Freiheit verliere, während Ihr einen Thron verlieren werdet," fügte er bei.

Der König neigte das Haupt, wandte sich gegen seine Freunde um und sprach:

„Der gute Connetable ist diesen Morgen hart gegen uns; trefft nichtsdestoweniger Eure Vorkehrungen, edle Herren."

„Es ist also wahr, daß wir heute getödtet werden?" fragte Musaron laut genug, daß ihn der Connetable hören konnte.

Dieser wandte sich um und erwiederte lächelnd:

„Oh! mein Gott, ja, guter Knappe, es ist die reine Wahrheit."

„Das ist ärgerlich," sagte Musaron an seine mit Gold gefüllten Beinkleider klopfend; „gerade in dem Augenblick getödtet, wo wir reich sein und uns des Lebens freuen sollten!"

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Schlacht.

Eine Stunde nach dieser trübseligen Betrachtung des guten Knappen, wie Bertrand Musaron nannte, erhob sich die Sonne über der Ebene von Navarrete so rein, so ruhig, als ob sie nicht bald eine der berühmtesten Schlachten, welche die Annalen der Welt blutig gefärbt, beleuchten sollte.

Bei Sonnenaufgang war die Ebene von dem in drei Abtheilungen aufgestellten Corps von Don Enrique besetzt.

Don Tellez, mit seinem Bruder Sancho, behauptete die linke Seite, an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann.

Duguesclin hatte mit achtzehntausend Pferden die Vorhut.

Don Enrique selbst endlich behauptete die rechte Seite mit einundzwanzigtausend Reitern und dreißigtausend Fußgängern.

Diese Armee war ungefähr aufgestellt wie die drei Stufen einer Treppe.

Dabei befand sich noch eine Reserve von gut berittenen und von den Grafen d'Aigues und Roquerbertin befehligten Aragoniern.

Dies geschah am 3. April 1368, und der vorhergehende Tag war durch Hitze und Staub sehr angreifend gewesen.

Der König Enrique ritt auf einem schönen aragonischen Maulthier durch die leeren Räume seiner Schwadronen, ermuthigte die Einen, lobte die Anderen und stellte ihnen besonders vor, welcher Gefahr sie preisgegeben wären, wenn sie lebendig in die Hände des grausamen Don Pedro fallen würden.

Den Connetable, der sich kalt und entschlossen auf seinem Posten hielt, umarmte er und sprach:

„Dieser Arm gibt mir auf immer die Krone. Warum ist es nicht die Krone des Weltalls! ich würde sie Euch als die einzige Eurer würdige anbieten.“

Die Könige finden immer solche Worte im Augenblick der Gefahr. Es ist nicht zu leugnen, zieht die Gefahr weiter, so nimmt sie dieselben mit sich fort, wie es der Wirbel mit dem Staub thut.

Dann kniete er auf die kahle Erde nieder, betete zu Gott, und alle Welt ahmte ihm nach.

In diesem Augenblick schossen die Strahlen der aufgehenden Sonne hinter den Bergen von Navarrete hervor, und die Soldaten erblickten die ersten englischen Lanzen auf den Abhängen, von wo sie langsam sich auf den

verschiedenen Plateaux an den Flanken des Gebirges ausbreitend, herabstiegen.

Agenor erkannte unter den ersten Bannern das von Caverley, starrer und stolzer, als es im Augenblick des nächtlichen Angriffs gewesen war. Lancaster und Chandos, welche wie unser Kapitän der Niederlage in der Nacht entkommen waren, befehligten mit ihm um so entschlossener, als sie eine furchtbare Genugthuung zu nehmen hatten.

Alle drei stellten sich Duguesclin gegenüber auf.

Der Prinz von Wales und Don Pedro nahmen ihre Stellung Don Sanche und Don Tellez gegenüber.

Der Captal von Buch, Jean Grailly, hatte seinen Standpunkt vor König Don Enrique von Transtamare.

Statt jeder Ermahnung an seine Truppen, vergoß der schwarze Prinz, gerührt bei dem Anblick von so vielen Tausenden von Menschen, die sich erwürgen sollten, Thränen und bat Gott, nicht um den Sieg, sondern um jenes Recht, das der Wahlspruch der Krone von England ist.

Da erscholl die Trompete.

Sogleich fühlte man die Ebene unter dem Hufschlag der Pferde zittern, und ein Geräusch ähnlich dem zweier einander entgegenrollender Donner toste in der Luft.

Die Vorhut auf beiden Seiten, bestehend aus entschlossenen und besonders erfahrenen Männern, rückte indessen nur im Schritt vor.

Nach den Pfeilen, von denen die Luft Anfangs verdunkelt wurde, sprengten die Ritter gegen einander an, kämpften Leib an Leib und stillschweigend; dies war für denjenigen Theil des Heeres, der noch nicht handgemein geworden, ein furchtbares und aufregendes Schauspiel.

Der schwarze Prinz ließ sich hinreißen wie ein einfacher Kriegsmann.

Er führte im Galopp sein ganzes Armeecorps gegen Don Tellez.

Dies war die erste geordnete Schlacht, bei der sich der junge Mann befand, und er sah die Leute auf sich zukommen, die mit den Bretagnern für die ersten Soldaten der Welt galten.

Er bekam bange; er wich zurück.

Als ihn seine Reiter weichen sahen, wandten sie ihre Pferde um, und in einem Augenblick ergriff der ganze linke Flügel die Flucht unter dem Einfluß von einem jener panischen Schrecken, deren hinreißende Gewalt und Schmach die Tapfersten theilen.

Als Don Tellez wieder vor den Bretagnern vorüberkam, die, obgleich die Vorhut bildend, sich nun durch die Bewegung, welche Don Tellez vorrückend gemacht hatte, zurückgestellt fanden, beschleunigte dieser seinen Lauf, indem er den Kopf abwandte.

Don Sanche aber begegnete dem verächtlichen Blick des Connetable, und unter diesem allmächtigen Blick kurz anhaltend, wandte er sich gegen den Feind um und ließ sich fangen.

Don Pedro, der mit dem Prinzen von Wales in Verfolgung der Flüchtigen begriffen war und diesen ersten glücklichen Erfolg eifrig zu benützen trachtete, wandte sich, als er den linken Flügel völlig aufgelöst sah, sogleich gegen seinen Bruder Enrique, der muthig gegen den Captal von Buch kämpfte."

Aber von siebentausend frischen und durch den Sieg keck gewordenen Lanzen von der Seite angegriffen, wich Enrique zurück.

Mitten unter dem Geräusch vom Eisen, das am Eisen klirrte, von wiehernden Pferden und Streitern, welche vor Wuth brüllten, hörte man den König Don Pedro, diesen ganzen Lärmen beherrschend, rufen:

„Keine Gnade den Rebellen, keine Gnade!"

Er kämpfte mit einer vergoldeten Art, deren Ver-

goldung schon von der Schneide bis an den Stiel unter dem Blut verschwunden war.

In ihren letzten Gliedern von Olivier von Clisson und dem Sire von Retz angegriffen, welche die Schlachtordnung umgangen hatten, war indessen die Reserve niedergeworfen und in die Flucht geschlagen worden.

Nur Duguesclin und seine Bretagner waren, wie sie es versprochen hatten, nicht einen Schritt zurückgewichen, und erschienen in eine unangreifbare Masse zusammengedrängt wie ein eherner Felsen, um den sich, langen gierigen Schlangen ähnlich, die siegreichen Heerhaufen rollten.

Duguesclin warf einen raschen Blick auf die Ebene; er erkannte, daß die Schlacht verloren war. Er sah dreißigtausend Soldaten in allen Richtungen fliehen; er sah den Feind überall, wo eine Stunde vorher Verbündete und Freunde waren. Er begriff, daß man nur noch dem Feind so viel als möglich Schaden zufügend sterben konnte. Nach links schauend gewahrte er eine alte Mauer, welche einer zerstörten Stadt als Wall gedient hatte. Zwei Compagnien von Engländern trennten ihn von diesem Anlehnungspunkte, an welchem man ihn, wenn er ihn einmal erreicht hatte, nur noch von vorne angreifen konnte.

Er gab einen Befehl mit seiner vollen, schallenden Stimme; die zwei englischen Compagnien wurden niedergehauen, und die Bretagner lehnten sich an die Mauer an.

Hier bildete Bertrand seine Linie wieder und athmete einen Augenblick.

Der Stammler von Villaines und der Marschall d'Anderhan schöpften mit ihm Athem.

Agenor, dem sein Pferd im Treffen getödtet worden war, wartete hinter einem von den Strebepfeilern der Mauer auf ein Pferd, das ihm Musaron bringen sollte.

Der Connetable benützte diesen Augenblick, um sein Helmvisir aufzuschlagen, sein von Schweiß und Staub

bedecktes Gesicht abzuwischen und, ruhig das, was ihm an Menschen blieb zählend, umherzuschauen.

„Der König," fragte er, „ist er todt? ist er geflohen?"

„Nein, Messire," antwortete Agenor, „er ist weder getödtet, noch in der Flucht begriffen; er weicht zurück und kommt zu uns."

Bedeckt mit dem feindlichen Blute, mit dem sich das seinige vermischte, die Krone seines Helmes durch einen Axtstreich zerschmettert, stieß Don Enrique, als muthiger Ritter kämpfend, zum Connetable.

Keuchend, athemlos, auf den gebogenen Häcksen seines Pferdes, das nicht einen Augenblick den Feind anzuschauen aufgehört hatte, zurückweichend, kam der tapfere König in der That sachte zu den Bretagnern und lockte zu diesen treuen Verbündeten die Schaar der Engländer, welche wie die Raben nach dieser reichen Beute begehrten.

Bertrand gab hundert Mann Befehl, Don Enrique zu unterstützen und ihn frei zu machen.

Diese hundert Mann stürzten sich auf zehntausend, öffneten einen Pfad und bildeten um den Prinzen einen Gürtel, in dessen Mitte er athmen konnte.

Doch sobald er frei war, tauschte Don Enrique sein Pferd mit seinem Stallmeister, warf seinen zerschlagenen Helm von sich, nahm einen andern aus den Händen eines Pagen, versicherte sich, daß sein Schwert immer noch fest im Griff hielt, und rief, stark wie ein zweiter Anteus, dem es genügte, die Erde zu berühren:

„Freunde! Ihr habt mich zum Könige gemacht, seht, ob ich würdig bin, es zu sein!"

Und er warf sich in's Gemenge.

Man sah ihn viermal sein Schwert erheben, und bei jedem Streich sah man einen Feind fallen.

„Zum König! zum König!" rief der Connetable; „retten wir den König."

Es war in der That die höchste Zeit; die Eng-

länder schloßen sich über Don Enrique, wie sich das Meer über dem Schwimmer schließt. Er war nahe daran, gefangen zu werden, als der Connetable an seine Seite gelangte.

Bertrand nahm ihn beim Arm, warf einige Bretagner zwischen den König und den Feind, und sagte:

„Genug der Muthes . . . mehr wäre Tollheit. Die Schlacht ist verloren, flieht! unsere Sache ist es, Euren Rückzug deckend, hier zu sterben."

Der König weigerte sich, Bertrand machte ein Zeichen, und vier Bretagner ergriffen Enrique von Transtamare.

„Nun aber, Notre-Dame-Guesclin!" rief der Connetable; „auf den Feind! auf den Feind!"

Und seine Lanze senkend, erwartete er mit dem, was ihm an Leuten blieb, den Angriff von dreißigtausend Reitern, einen furchtbaren Angriff, der sogar die Mauer, an welcher sich die kleine Truppe angelehnt hatte, niederstürzen zu müssen schien.

„Hier muß man sich Fahrewohl sagen," sprach Musaron, als er dem Feind den letzten Bolzen zusandte, der ihm in seinem Köcher blieb, „ah! Herr Agenor, seht die schändlichen Mauren hinter den Engländern."

„So lebe wohl, mein lieber Musaron," sprach Agenor, der wieder ein Pferd bestiegen und seinen Platz unmittelbar neben dem Connetable genommen hatte.

Die Menschenwolke kam brausend und zum Ausbruch bereit heran, man sah nur durch den Staub einen Wald horizontal gesenkter Lanzen vorrücken.

Doch plötzlich sprengte in den noch leeren Raum, auf die Gefahr, zwischen den zwei Massen zermalmt zu werden, ein Ritter mit schwarzer Rüstung, mit schwarzem Helm, mit schwarzer Krone, und in der Hand einen Commandostab haltend.

„Haltet ein," sprach der schwarze Ritter den Arm erhebend, „wer einen Schritt thut, ist des Todes!"

Man sah bei dieser mächtigen Stimme die ange-

sprengten Pferde sich unter dem Gebiß krümmen, einige berührten sogar die Erde mit ihren nervigen Häcksen.

Nun allein in dem frei gewordenen Raum, betrachtete der Prinz mit der ihm eigenthümlichen Traurigkeit, aus der ihm die Nachwelt eine Glorie gemacht hat, die unerschrockenen Bretagner, welche in wenigen Minuten unter der Wucht der Ueberzahl verschwinden sollten.

„Gute Leute," sagte er, „brave Ritter, Ihr sollt nicht so sterben; schaut: ein Gott würde nicht widerstehen."

Dann machte er einen Schritt gegen Duguesclin, grüßte ihn und fuhr fort:

„Guter Connetable, ich bin der Prinz von Wales und wünsche, daß Ihr lebet; Euer Tod würde eine zu große Leere unter den Tapferen herbeiführen. Ich bitte Euch, gebt mir Euer Schwert."

Duguesclin war der Mann, der wahre Großmuth begriff: die des Prinzen rührte ihn und er erwiederte:

„Das ist die Sprache eines ehrlichen Ritters, und so gesprochen verstehe ich das Englische."

Und er neigte sein Schwert.

Bei der Stimme ihres Prinzen kamen die Engländer mit gesenkter Lanze, ohne Hast, ohne Zorn heran.

Der Connetable nahm sein Schwert bei der Klinge.

Er war im Begriff, es dem Prinzen zu übergeben.

Plötzlich erschien, von Blut bedeckt, seine Rüstung an zehn Stellen verbogen, Don Pedro auf seinem schäumenden Pferde.

Er hatte die Fliehenden verlassen, um zu denen zu eilen, welche noch Widerstand leisteten.

„Wie!" rief er, hastig gegen den Connetable reitend, den Seinigen zu, „wie, Ihr verschont diese Leute? Wir werden nie Herren sein, so lange sie leben. Keine Gnade! schlagt sie todt! schlagt sie todt."

„Ah! dieser ist ein unvernünftiges Thier und wie ein solches soll er auch sterben," rief Duguesclin.

Dann, als der Prinz auf ihn losstürzte, hob er sein

Schwert bei der Klinge auf und führte mit dem eisernen Griff einen solchen Streich auf den Kopf von Don Pedro, daß dieser, sich biegend unter dem Schlag, der einen Stier niedergeschmettert hätte, betäubt, halb todt, auf das Kreuz seines Pferdes fiel.

Duguesclin erhob seinen furchtbaren Dreschflegel wieder.

Doch indem er seinerseits dem Prinzen entgegenstürzte, ließ er einen leeren Raum hinter sich; zwei Engländer drangen hier ein, und während er beide Arme in die Höhe hob, packte ihn Einer beim Helm, der Andere mitten um den Leib.

Derjenige, welcher ihn beim Helm hielt, zog ihn rückwärts, der, welcher ihn um den Leib hielt, suchte ihn aus dem Sattel zu lüpfen.

„Messire Connetable," riefen Beide, „ergebt Euch, oder Ihr seid des Todes."

Bertrand schaute empor, und stark wie ein wilder Stier, schleuderte er den Engländer, der ihn am Helm gepackt hatte, aus dem Sattel, während er die Spitze seines Schwertes an das Halsstück des Engländers, welcher ihn um den Leib hielt, drückte und ihm, die Drohung mit dem Blut erstickend, die Kehle durchstieß.

Doch hundert andere Engländer stürzten sich auf ihn, bereit, jeder einen Schlag auf den Riesen zu führen.

„Horcht auf," rief der schwarze Prinz mit seiner Donnerstimme, „wer wagt es, ihn mit einem Finger zu berühren!"

Sogleich machten die Hitzigsten einen Schritt rückwärts, und Duguesclin fand sich frei.

„Genug, mein Prinz," sagte er, „ich bin Euch mein Schwert zweimal schuldig, Ihr seid der großmüthigste Sieger der Welt."

Und er reichte dem Prinzen seinen Degen.

Agenor bot den seinigen dar.

„Seid Ihr ein Narr?" sprach Bertrand; „Ihr

habt ein gutes frisches Pferd zwischen den Beinen. Flieht, erreicht Frankreich, sagt dem guten König Karl, ich sei Gefangener; und wenn er nichts für mich thun will, sucht meinen Bruder Olivier auf, er wird handeln."

„Aber, Monseigneur . . ." entgegnete Agenor.

„Man gibt nicht auf Euch Acht, geht, geht, ich will es."

„Geschwinde! geschwinde!" sprach Musaron, dem nichts erwünschter war, als ausreißen zu können. „Benützen wir den Umstand, daß wir klein sind . . . wir werden groß zurückkommen."

Der Stammler von Villaines, der Marschall, die großen Kapitäne wurden in der That von den Engländern streitig gemacht. Agenor schlüpfte zwischen ihnen durch, Musaron folgte seinem Herrn, Beide setzten ihre Pferde in Galopp und jagten unter einem Hagel von Pfeilen davon, mit dem sie, jedoch zu spät, Caverley und Mothril begrüßten.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Nach der Schlacht.

Es wurde an diesem Tag eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen gemacht.

Die Sieger zählten und addirten die Menschen, wie man die mit Aufschriften versehenen Geldsäcke zählt.

Nebst Caverley und dem Grünen Ritter zeichneten sich einige französische Abenteurer bei diesem lobenswerthen Geschäft aus, das darin bestand, daß man den

Gefangenen auskleidete, nachdem man sorgfältig vom Schreiber seinen Namen, seinen Vornamen, seine Titel und seinen Rang hatte aufzeichnen lassen.

Die Sieger machten ihre Loose aus den Gefangenen. Duguesclin war bei dem Loos des Prinzen von Wales.

Dieser Prinz gab ihn dem Captal von Buch zur Bewachung.

Jean von Grailly näherte sich Bertrand, nahm ihn bei der Hand, und fing damit an, daß er ihm ganz artig den Panzerhandschuh auszog, wornach seine Knappen den Connetable der verschiedenen Stücke seiner Rüstung entkleideten.

Bertrand ließ ruhig gewähren; er zählte wieder und wieder seine Freunde und seufzte, so oft einer bei diesem stillschweigenden Aufruf fehlte.

„Braver Connetable," sagte Grailly zu ihm, „Ihr habt mich bei Cocherel gefangen genommen; seht, wie das Glück unbeständig ist, heute seid Ihr mein Gefangener."

„Oh! oh!" erwiederte Bertrand, „Ihr täuscht Euch, Herr: bei Cocherel nahm ich Euch gefangen; bei Navarrete bewacht Ihr mich; Ihr waret mein Gefangener bei Cocherel; bei Navarrete seid Ihr mein Wächter."

Jean von Grailly erröthete; doch so groß war die Ehrfurcht, die man in jener Zeit dem Unglück zugestand, daß er es vorzog, nichts zu antworten.

Duguesclin setzte sich an den Rand eines Grabens und forderte den Stammler von Villaines, Andrehan und die Andern auf, sich ihm zu nähern. Denn der Prinz von Wales hatte seine Trompeter blasen lassen und seine Soldaten versammelt.

„Man wird beten," sprach der Connetable. „Seine Hoheit ist ein tapferer und sehr frommer Prinz. Beten wir auch, wir Andern."

„Um Gott dafür zu danken, daß er Euch gerettet hat?" fragte der Stammler von Villaines.

„Um Wiedervergeltung von ihm zu erflehen!“ erwiederte Bertrand.

Der Prinz von Wales, nachdem er auf den Knieen dem Herrn für diesen großen Sieg gedankt hatte, rief Don Pedro, der mit wilden Blicken umherschaute und, in eine finstere Betrachtung versunken, nicht einen Augenblick das Knie gebeugt hatte.

„Ihr seid nun Sieger,“ sprach der schwarze Prinz, „und dennoch habt Ihr eine Schlacht verloren.“

„Wie so?“ fragte Don Pedro.

„Ein König ist besiegt, der seine Krone nur dadurch wiedererlangt, daß er das Blut seiner Unterthanen vergießt.“

„Das Blut von Rebellen!“ rief Don Pedro.

„Hat sie Gott nicht dafür bestraft, daß sie von Euch abgefallen sind? Sire, fürchtet Euch, daß er Euch nicht wie sie bestraft, wenn Ihr diejenigen verlaßt, welche er Euch anvertraut.“

„Hoher Herr!“ murmelte Don Pedro sich verbeugend, „ich habe Euch meine Krone zu verdanken; doch ich bitte,“ fügte er vor Zorn und Scham erbleichend bei, „seid nicht unbarmherziger, als der Allmächtige ... Schlagt nicht mich, der ich Euch danke.“

Er beugte das Knie. Der Prinz Eduard hob ihn wieder auf und sprach:

„Dankt Gott, mir seid Ihr nichts schuldig.“

Dann wandte ihm der Prinz den Rücken zu und kehrte in sein Zelt zurück, um etwas Speise zu sich zu nehmen.

„Kinder!“ rief Don Pedro, der endlich seiner wilden Gier die Zügel schießen ließ, „kleidet die Todten aus, Euch gehört die ganze Beute des Tages.“

Und er schwang sich auf ein frisches Roß, jagte zuerst nach der Ebene, betrachtete aufmerksam jeden Haufen von Leichnamen und wandte sich vorzugsweise nach dem Ufer des Flusses, an die Stelle, wo Don

Enrique von Transtamare mit dem Captal von Buch gekämpft hatte.

Sobald er hier war, stieg er ab, steckte einen scharfen langen Dolch in seinen Gürtel und suchte schweigsam, mit den Füßen im Blute watend.

„Ihr seid sicher, daß Ihr ihn habt fallen sehen?“ fragte er endlich Crailly.

„Ich bin dessen sicher,“ antwortete der Captal; „von einer Axt getroffen, die mein Knappe mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen schleudert, stürzte sein Pferd zusammen.“

„Doch er, doch er?“

„Er verschwand unter einer Wolke von Pfeilen. Ich habe Blut an seinen Waffen gesehen und ein ganzer Berg erschlagener Leute rollte über ihn und begrub ihn.“

„Gut! gut! .. Suchen wir . . .“ erwiederte Don Pedro mit einer wilden Freude. „Ah! dort sehe ich einen goldenen Helmschmuck!“

Und mit der Behendigkeit eines Tigers sprang er auf die Leichname und zerrte diejenigen, welche den Ritter mit dem goldenen Helmschmuck bedeckten, auf die Seite.

Die Hand zitternd, das Auge erweitert, hob er das Helmvisir auf.

„Sein Schildknappe!“ sagte er, „nur sein Schildknappe!“

„Doch das sind die Waffen des Prinzen“ entgegnete Crailly; „allerdings ist keine Krone auf dem Helm.“

„List! List! der Feige wird dem Schildknappen seine Waffen gegeben haben, um besser fliehen zu können . . . Doch ich hatte Alles vorhergesehen; ich habe die Ebene umschließen lassen, so daß er nicht über den Fluß setzen konnte . . . Ah! dort bringen mir meine getreuen Mauren Gefangene, sicherlich befindet er sich unter ihnen.“

„Sucht immerhin unter den anderen Leichnamen,

und fünfhundert Piaster demjenigen, der ihn lebendig bringt," sagte Crailly zu den Soldaten, welche mit verdoppeltem Eifer suchten.

„Und tausend Dukaten dem, der ihn todt findet," fügte Don Pedro bei. „Wir gehen den Gefangenen entgegen, die Mothril bringt."

Don Pedro stieg wieder zu Pferd und sprengte, gefolgt von zahlreichen Reitern, welche die Scene, die sich vorbereitete, zu sehen begierig waren, nach den Grenzen der Ebene, wo man einen Cordon von Mauren in weißen Kleidern eine Truppe von Flüchtlingen, die sie in der Ferne zusammengebracht, vor sich hertreiben sah.

„Ich glaube ihn zu sehen! ich glaube ihn zu sehen!" brüllte Don Pedro, sein Pferd zu rascherem Lauf anspornend.

Er schrie so, während er an den bretagnischen Gefangenen vorüberritt. Duguesclin hörte es, stand auf, befragte mit durchdringendem Auge die Ebene und rief:

„Ah! mein Gott, welch ein Unglück!"

Diese Worte erschienen Don Pedro als die Bestätigung des von ihm gehofften Glücks.

Er wollte, um dieses Glücks sich noch mehr zu erfreuen, den Connetable damit niederbeugen, das heißt, zugleich seine zwei mächtigsten Feinde den einen durch den andern schlagen.

„Bleiben wir," sagte er. „Ihr, Seneschal, befehlt Mothril, mit seinen Gefangenen hierherzukommen . . . hier vor das Angesicht dieser edlen bretagnischen Herren, der getreuen Freunde des Thronräubers, des Besiegten! . . . der Streiter für eine Sache, bei der sie in keiner Beziehung betheiligt waren, und der sie auch den Triumph nicht zu verschaffen wußten."

Diesem Hohn, dieser eines Mannes unwürdigen, rachsüchtigen Wuth setzte der bretagnische Held nicht einmal eine Antwort entgegen, welche hätte vermuthen lassen, er habe gehört.

saß, er blieb sitzen, und plauderte gleichgültig
Marschall d'Andrehan.
 Pedro war indessen abgestiegen, er stützte sich
lange Art, preßte krampfhaft den Griff seines
und schüttelte den Fuß mit einer Ungeduld,
 er die Ankunft von Mothril und seinen Ge-
dadurch beschleunigen können.
ald sich seine Stimme aus der Ferne hörbar
onnte, rief der König Mothril zu:
n! mein braver Saracen, nun, mein muthi-
er Falke, welches Wild bringst Du mir?"
 gutes Wild, Hoheit," erwiederte der Maure,
ses Banner."
hielt in der That um seinen Arm geschlungen
f Goldstoff, worauf das Wappen von Trans-
estickt war.
 ist es also," rief Don Pedro, außer sich vor
„er ist es!"
 seine Geberde drohte und bezeichnete einen
f bis zu Fuß gewappneten Ritter, mit einer
f dem Haupt, doch ohne Schwert, ohne Lanze,
 gefesselt durch eine seidene Schnur, an deren
nden eine schwere bleierne Kugel hing.
 floh," sprach Mothril, „ich sandte ihm zwanzig
er Wüste nach; mein Anführer der Bogenschützen
en Todesstoß; doch ein Anderer umschlang ihn
Knoten des Strickes, er fiel mit seinem Pferde,
 haben ihn. Er hielt sein Banner in der Hand.
 uns einer seiner Freunde entkommen, während
 Widerstand leistete."
eder mit der Krone, nieder!" rief Don Pedro,
t schwingend.
 Bogenschütze näherte sich dem Gefangenen,
itt die Knoten des Halsstückes und schlug mit
aust den Helm mit der goldenen Krone von sei-
upt.
 Schrei des Schreckens, der Wuth, kam aus

dem Mund des Königs; ein Schrei ungeheurer Fr
brach aus der Gruppe der Bretagner hervor.

„Der Bastard von Mauleon!“ riefen diese, „
Heil!“

„Der Botschafter! . . . Fluch!“ murmelte
Pedro.

„Der Franke!“ stammelte Mothril grimmig.

„Ich!“ sagte einfach Agenor, indem er mit
Blick Bertrand und seine Freunde begrüßte.

„Wir!“ sprach ein wenig bleich Musaron, der
doch rechts und links Fußtritte an die Mauren
theilte.

„Er ist also gerettet?“ fragte Don Pedro.

„Mein Gott! ja, Sire,“ erwiederte Agenor.
habe hinter einem Gebüsch den Helm Seiner Maj
genommen und ihr mein frisches Pferd gegeben.“

„Du wirst sterben!“ brüllte Don Pedro durch
Wuth verblendet.

„Berührt ihn doch!“ rief Bertrand, der e
furchtbaren Sprung machte und sich zwischen Ag
und Don Pedro stellte. „Einen wehrlosen Gefang
tödten! oh! Ihr seid wohl feig genug hiezu!“

„Dann sollst Du sterben, elender Abenteurer,“ sp
Don Pedro zitternd und mit schäumendem Mund.

Und er stürzte, seinen Dolch schwingend, auf
trand los, der die Faust schloß, als wollte er ei
Ochsen niederschmettern.

Doch es legte sich eine Hand auf die Schulter
Don Pedro, ähnlich der Hand von Minerva, wie
im Homer den Achill bei den Haaren faßte.

„Haltet ein!“ sprach der Prinz von Wales, „
entehrt Euch, König von Castilien! Haltet ein
werft den Dolch von Euch, ich will es!“

Sein nerviger Arm hatte Don Pedro auf den P
gebannt, der Stahl entschlüpfte den Händen des Mörd

„Verkauft ihn wenigstens an mich!“ schrie

Wüthende, „ich bezahle Euch für ihn sein Gewicht in Gold."

„Ihr beleidigt mich!" . . . erwiederte der schwarze Prinz. „Nehmt Euch in Acht, ich bin der Mann, Euch für Duguesclin sein Gewicht in Edelsteinen zu bezahlen, wenn er Euch gehörte, und Ihr würdet ihn an mich verkaufen, davon bin ich überzeugt. Doch er gehört mir, erinnert Euch dessen! Zurück!"

„König," murmelte Duguesclin, den man nur mit Mühe bändigen konnte, „schlimmer König! der Du Deine Gefangenen niedermetzelst, wir werden uns wiederfinden!"

„Ich glaube es," sprach Don Pedro.

„Ich rechne darauf," rief Bertrand.

„Führt den Connetable von Frankreich sogleich in mein Zelt," sprach der schwarze Prinz.

„Noch einen Augenblick Geduld, mein würdiger Prinz, der König würde bei dem Bastard von Mauleon bleiben und ihn erwürgen."

„Oh! ich sage nicht nein," erwiederte Don Pedro mit einem wilden Lächeln, „doch dieser, denke ich, gehört wohl mir?"

Duguesclin bebte; er schaute den Prinzen von Wales an.

„Sire," sagte der Prinz Don Pedro, „es soll an diesem Tag nicht ein einziger Gefangener getödtet werden."

„An diesem Tag, gut," rief Don Pedro und schleuderte Mothril einen Blick des Einverständnisses zu.

„Es ist ein zu schöner Siegestag, nicht wahr?" fuhr der Prinz von Wales fort.

„Ganz gewiß, hoher Herr."

„Und Ihr werdet wohl etwas für mich thun?"

Don Pedro verbeugte sich.

„Ich bitte Euch um diesen jungen Mann," sagte der Prinz.

Ein tiefes Stillschweigen begleitete diese Worte,

worauf Don Pedro, bleich vor Zorn, nicht sogleich etwas erwiederte.

„Oh! mein Prinz," sagte er dann, „Ihr laßt mich fühlen, daß Ihr der Herr seid... Ich soll meine Rache verlieren!..."

„Wenn ich der Herr bin, so befehle ich," rief entrüstet der schwarze Prinz, „man löse die Bande dieses Ritters, man gebe ihm seine Waffen, sein Pferd zurück."

„Heil! Heil dem guten Prinzen von Wales!" riefen die bretagnischen Ritter.

„Lösegeld wenigstens," sprach Mothril, um Zeit zu gewinnen.

Der Prinz warf einen schiefen Blick auf den Mauren und fragte mit Ekel:

„Wie viel?"

Der Maure antwortete nichts.

Der Prinz machte von seiner Brust ein Diamantkreuz los, reichte es Mothril und rief:

„Nimm, Ungläubiger!"

Erschrocken, beugte Mothril das Haupt und murmelte ganz leise den Namen des Propheten.

„Ihr seid frei, Herr Ritter," sprach der Prinz zu Mauleon. „Frei werdet Ihr nach Frankreich zurückkehren und dort verkündigen: zufrieden, die Ehre gehabt zu haben, durch Gewalt eine Zeit lang den furchtbarsten Ritter der Welt zu besitzen, werde der Prinz von Wales Bertrand Duguesclin nach dem Feldzug zurückschicken, und zwar ohne Lösegeld zurückschicken."

„Almosen, diesen französischen Bettlern!" murmelte Don Pedro.

Bertrand hörte es und sprach zum Prinzen:

„Hoher Herr, seid nicht großmüthig gegen mich, Eure Freunde würden mich erröthen machen. Ich gehöre einem Herrn, der mein Lösegeld zehnmal bezahlen würde, wenn ich mich zehnmal gefangen nehmen ließe, und wenn ich jedesmal meinen Werth zu dem eines Königs schätzte."

„So bestimmt selbst Euer Lösegeld," sagte der Prinz mit freundlichem Ton.

Bertrand dachte einen Augenblick nach und erwiederte:

„Sire, ich bin siebenzigtausend Goldgulden werth."

„Gott sei gelobt," rief Don Pedro, „der Hochmuth stürzt ihn in's Verderben! Es findet sich in Frankreich nicht die Hälfte von dieser Summe bei König Karl V."

„Das ist möglich," entgegnete Bertrand, „doch da der Ritter von Mauleon nach Frankreich zurückkehrt, so wird er wohl die Güte haben, die Bretagne zu durchziehen und in jedem Dorf und auf jeder Straße die Worte auszurufen: „„Bertrand Duguesclin ist Gefangener der Engländer! — Spinnt, Ihr Weiber von Bretagne, er erwartet von Euch sein Lösegeld!""

„Bei Gott! das werde ich thun!" rief Mauleon.

„Und Ihr werdet die Summe Seiner Hoheit bringen, ehe ich Zeit gehabt habe, mich hier zu langweilen," sagte Bertrand, „was ich indessen, und sollte auch meine Gefangenschaft mein ganzes Leben dauern, nicht glaube, da ich mich in Gesellschaft eines so hochherzigen Prinzen befinde."

Der Prinz reichte Bertrand die Hand.

„Ritter," sprach er zu Mauleon, der, frei geworden, sich ganz glücklich fühlte, daß er sein Schwert wieder in der Hand hielt, „Ihr habt Euch an diesem Tag wie ein redlicher Soldat benommen. Ihr entzieht uns den großen Gewinn der Schlacht dadurch, daß Ihr Enrique von Transtamare gerettet; doch wir grollen Euch nicht, daß Ihr uns neue Bahnen zum Kampf eröffnet. Nehmt diese goldene Kette und dieses Kreuz, das der Ungläubige nicht haben wollte."

Er sah Don Pedro leise mit Mothril sprechen und diesen mit einem Lächeln antworten, dessen Bedeutung Duguesclin zu fürchten schien.

„Niemand rühre sich," rief der Prinz. „Ich be-

strafe Jeden mit dem Tod, der den Umkreis meines Lagers überschreitet... wäre er ein Anführer, wäre er ein Prinz, wäre er der König. Chandos", fügte er bei, „Ihr seid der Connetable von England, und als braver Rittersmann werdet Ihr den Sire von Mauleon bis zur ersten Stadt führen und ihm den nöthigen Geleitsbrief geben."

Abermals niedergeschmettert durch diese verständige, beharrliche Auslegung seiner gehässigen Complotte schaute Mothril seinen Gebieter mit wehmüthigem Auge an.

Don Pedro war von der Höhe seiner Siegesfreude herabgefallen; er konnte sich nicht mehr rächen.

Agenor senkte ein Knie vor dem Prinzen von Wales auf die Erde und wollte dann Duguesclin die Hand küssen, doch dieser schloß ihn in seine Arme und sagte ihm ganz leise:

„Meldet dem König, unsere Fresser haben sich überladen; sie gehen ein wenig schlafen, und wenn er mir mein Lösegeld schicke, werde ich ihn dahin führen, wohin ich es ihm versprochen habe. Heißt meine Frau unser letztes Grundstück veräußern, damit ich viele Bretagner loskaufen kann."

Gerührt stieg Agenor zu Pferde, nahm von seinen Gefährten Abschied und brach auf.

Musaron brummelte:

„Wer mir gesagt hätte, ich würde einen Engländer mehr lieben, als einen Mauren!"

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Allianzvertrag.

gleicher Zeit, da sich der Sieg zu Gunsten von
edro entschied, da Duguesclin in die Hände des
fiel und Mauleon auf die Ermahnung des Con=
das Schlachtfeld verließ, wohin er mit dem
und dem Mantel von König Enrique zurückge=
verden sollte, verließ ein Eilbote dasselbe Schlacht=
d wandte sich nach dem Dorfe Cuello.

einer Entfernung von hundert Schritten von
r warteten hier zwei Frauen, die eine in einer
mit einem Geleite von Arabern, die andere
em andalusischen Maulthier reitend, mit einem
castilianischer Ritter, unter allen Beklemmungen
cht und der Hoffnung.

na Maria befürchtete, der Verlust der Schlacht
den Ruin der Angelegenheiten von Don Pedro
sie den Verlust der Freiheit zur Folge haben.

ssa wünschte, irgend ein Ereigniß, Sieg oder
age, möchte ihren Geliebten zu ihr zurückführen.
wenig an dem Sturz von Don Pedro oder der
ng von Enrique, wenn sie nur hinter dem Sarge
en oder dem Triumphwagen des Andern Agenor
en sah.

e zwei Frauen begegneten sich so eines Abends
sem doppelten Schmerz. Maria war mehr als
, sie war eifersüchtig. Sie wußte, daß Mo=
s Sieger sich nur noch mit den Vergnügungen
nigs zu beschäftigen haben würde. Sie hatte
nze Politik errathen, und Aissa hatte in ihrer
diesen instinctartigen Verdacht bestätigt.

So gut diese von zwanzig getreuen Sklaven von Mothril bewacht wurde, und obgleich sie der Maure seiner Gewohnheit gemäß in seiner Sänfte eingeschlossen hatte, verlor sie Maria doch nicht aus dem Blick.

Der Maure, der diesen kostbaren Schatz nicht den Gefahren des Kampfes und der Rohheit der englischen Hülfstruppen aussetzen wollte, hatte die Sänfte in dem Dorf Cuello zurückgelassen, das aus zwanzig Hütten bestand und ungefähr zwei Meilen von dem Schlachtfeld von Navarrete entfernt war. Er hatte seinen Sklaven strenge Befehle gegeben.

Einmal sollten sie auf ihn warten und die sorgfältig geschlossene Sänfte nur ihm öffnen.

Für den Fall, daß er nicht zurückkäme, daß er im Kampf getödtet würde, hatte er andere scharfe Befehle ertheilt, wie man später sehen wird.

Aissa erwartete also den Ausgang der Schlacht im Dorfe Cuello.

Als Don Pedro von Soria ausmarschirte, ließ er Maria wohl bewacht zurück. Sie sollte auf Nachricht von ihm warten; Maria hatte eine große Summe an Geld und Edelsteine, und Don Pedro vertraute so sehr dieser ergebenen Liebe, daß er wußte, im Falle eines Umschlags würde ihm Maria redlicher zugethan sein, als im Glück.

Doch Maria wollte nicht die Qual gewöhnlicher Frauen, die Eifersucht, ausstehen! Sie hatte den Grundsatz, es sei besser, ein Unglück zu berühren, als einen Verrath nicht zu wissen. Sie mißtraute Mothril, sie fürchtete die Schwäche von Don Pedro, sie wußte, daß Cuello in zu geringer Entfernung von Navarrete lag.

Sie nahm sechs Knappen und zwanzig Reisige, welche mehr Freunde als Diener waren, bestieg ein ausgesuchtes aragonisches Maulthier, und lagerte sich, ohne daß man etwas davon erfuhr, am Fuße eines Hügels, hinter welchem die Gebäude von Cuello sich erhoben.

Wenn sie auf den Hügel stieg, sah sie die Schaaren der zwei Heere vorrücken; sie hätte den Kampf sehen können, aber es gebrach ihr an Muth dazu wegen der Wichtigkeit der Ereignisse.

Hier hatte sie Aissa getroffen.

Sie hatte auf das Schlachtfeld einen verständigen Eilboten geschickt, und sie erwartete ihn in geringer Entfernung von Aissa, welche die auf dem Grase liegenden Sklaven bewachten.

Dieser Eilbote kam an. Er meldete das Gewinnen der Schlacht. Als ein Kriegsmann und einer der Kämmerlinge des Palastes von Don Pedro, kannte er die vornehmsten Ritter der feindlichen Armee. Er hatte Mauleon gesehen, als dieser in feierlicher Audienz in Soria empfangen wurde. Ueberdies hatte ihm Maria Agenor genau bezeichnet, und er war dabei an dem Balken erkennbar, der auf seinem Schilde einen rothen Löwen in vier Felder theilte.

Er meldete also, Enrique von Transtamare sei besiegt, Mauleon auf der Flucht begriffen, und Duguesclin gefangen genommen.

Während diese Nachricht bei Maria Padilla alle Wünsche des Ehrgeizes und des Stolzes erfüllte, erweckte sie in ihrem Geist alle Befürchtungen der Eifersucht.

Don Pedro siegreich, wieder auf dem Thron befestigt, war in der That der Traum ihrer Liebe und ihres Stolzes; aber Don Pedro glücklich, beneidet, den Versuchungen von Mothril ausgesetzt, war das Gespenst dieser so unglücklichen, so ergebenen Liebe.

Maria faßte ihren Entschluß mit der Kühnheit, die sie charakterisirte.

Sie befahl den Reisigen, ihr zu folgen, und ritt den Berg hinab, indem sie sich mit ihrem Boten besprach.

„Ihr sagt, der Bastard von Mauleon sei geflohen?“ fragte sie.

„Ja wohl, edle Frau, wie der Löwe flieht, unter einem Hagel von Pfeilen."

Der Bote sprach von der ersten Flucht von Mauleon, denn er hatte sich schon entfernt, als man den Bastard in der Rüstung von Enrique zurückbrachte.

„Wohin denkt man, daß er gegangen sei?"

„Nach Frankreich, wie der entwichene Vogel nach seinem Neste flieht."

„In der That," dachte sie. „Ritter, wie viel Tagereisen rechnet man von hier nach Frankreich?"

„Zwölf, Senora, für eine Dame wie Ihr."

„Doch um nicht eingeholt zu werden, wenn man entweicht, wie der Bastard von Mauleon, zum Beispiel?"

„Oh! hohe Frau, in drei Tagen würde man dem erbittertsten Feinde trotzen. Uebrigens verfolgt man den jungen Mann nicht, da man den Connetable hat."

„Aber was ist aus Mothril geworden?"

„Er hat den Befehl erhalten, die Ebene zu umschließen und das Entkommen der Flüchtlinge, besonders das von Enrique von Transtamare, wenn er noch lebt, zu verhindern."

„Er wird sich also nicht mehr um Mauleon bekümmern," dachte sie. „Folgt mir, Ritter."

Sie begab sich zur Sänfte von Aissa; doch als ihre Truppe in die Nähe der maurischen Wächter kam, erhoben sich diese aus dem Grase, in dem sie in einem nachlässigen Halbschlummer ausgestreckt lagen.

„Hollah!" rief Maria, „wer befehligt hier?"

„Ich, Senora," antwortete der Führer, der an dem Purpur seines Turbans und an seinem flatternden Gürtel erkenntlich war.

„Ich will mit der jungen Frau sprechen, die in dieser Sänfte verborgen ist."

„Unmöglich, Senora," erwiederte lakonisch der Anführer.

„Ihr kennt mich vielleicht nicht?"

„Oh! doch," sagte der Maure lächelnd, „Ihr seid Dona Maria Padilla."

„Ihr müßt also wissen, daß ich durch den König Don Pedro alle Gewalt habe?"

„Ueber die Leute von König Don Pedro," entgegnete der Maure mit ernstem Tone, „nicht über die des Saracenen Mothril."

Dona Maria sah mit Bangen diesen Anfang eines Widerstandes.

„Habt Ihr denn entgegengesetzte Befehle?" fragte sie sanft.

„Ich habe, Senora."

„Nennt sie mir wenigstens."

„Jeder Andern, Senora, würde ich mich weigern, den Befehl zu nennen; doch Euch, der Allmächtigen, werde ich ihn sagen. Ist die Schlacht verloren, und der edle Herr Mothril zögert zu kommen, so soll ich Aissa nur ihm allein übergeben; ich habe mich folglich mit meiner Truppe zurückzuziehen."

„Die Schlacht ist gewonnen," sagte Dona Maria.

„Dann wird Mothril kommen."

„Wenn er todt ist?"

„So muß ich Dona Aissa zu König Don Pedro führen," antwortete der Maure mit unstörbarem Wesen; „es wird doch das Wenigste sein, daß sich Don Pedro zum Vormund der Tochter des Mannes macht, der für ihn gestorben ist."

Maria bebte.

„Aber er lebt, er wird kommen, und mittlerweile kann ich doch wohl zwei Worte mit Dona Aissa reden. Versteht Ihr mich, Senora?" fragte sie.

„Hohe Frau," sprach rasch der Anführer, indem er sich der Sänfte näherte, „zwingt die Senora nicht, mit Euch zu reden, denn ich habe für diesen Fall einen furchtbaren Befehl."

„Welchen?"

„Ich muß sie mit eigener Hand tödten, sollte eine

Verbindung zwischen ihr und einem Fremden die Ehre meines Herrn beflecken und seinem Willen entgegen-treten."

Dona Maria wich erschrocken zurück. Sie kannte die Sitten des Landes und des Volks, wilde, unerbittliche Sitten, dumpfe Vollstreckerinnen jedes höheren Willens, in dessen Dienst sie sich mit der Hitze des Bluts und der Brutalität des Klimas stellen.

Sie kehrte zu ihrem Ritter zurück, der sie, die Lanze in der Faust, mit seinen andern Reisigen erwartete, welche unbeweglich wie eherne Bildsäulen auf ihren Pferden saßen.

„Ich müßte diese Sänfte haben," sagte sie; „doch sie ist gut vertheidigt, und der Anführer der Mauren droht die unter den Vorhängen verborgene Frau zu tödten, sollte man sich ihr nähern."

Der Ritter war ein Castilianer, das heißt ein Mann voll Einbildungskraft und Galanterie; er besaß den erfindenden Geist, den unternehmenden Muth und die vollziehende Stärke.

„Senora," sagte er, „dieser Bursche mit gelbem Gesicht macht mich lachen; ich verarge es ihm, daß er Euch erschreckt hat. Er bedenkt also nicht, daß er, wenn ich ihn an die Sänfte nageln würde, die Dame, die sie enthält, nicht tödten könnte!"

„Oh! diesen Menschen tödten, der seinem Befehl gehorcht!"

„Seht, wie er gut Wache hält; er läßt seine Gefährten zu den Waffen greifen!"

Diese Worte wurden in reinem Castilianisch gesprochen.

Die Mauren schauten mit aufgerissenen, erstaunten Augen, denn wenn sie auch das Arabische verstanden, das Dona Maria mit ihnen gesprochen, wenn sie auch die furchtbaren Geberden der Ritter begriffen, so verstanden sie doch nicht das Spanische, indem sie in dieser Hinsicht den Satzungen der mahometanischen Religion

gehorchten, welche in der arabischen Sprache und im Koran jede Macht und jede Erhabenheit zusammendrängen.

„Seht, hohe Frau, sie werden uns zuerst angreifen, wenn wir uns nicht zurückziehen." sagte der Ritter; „es sind blutdürstige Hunde, diese Mauren, und sie haben große Lust, ein paar gute Lanzenstiche unter den Augen einer schönen und edlen Dame auszutheilen."

„Wartet!" sagte Maria, „wartet! Ihr denkt, sie verstehen das Castilianische nicht?"

„Ich bin dessen sicher; versucht es, mit ihnen zu sprechen, Senora."

„Ich habe einen andern Gedanken," erwiederte Maria Padilla. „Dona Aissa," sprach sie spanisch mit lauter Stimme, jedoch, indem sie sich gegen den Ritter wandte, „Ihr hört mich ohne Zweifel? Wenn Ihr mich hört, schüttelt die Vorhänge Eurer Sänfte."

Bei diesen Worten sah man wiederholt die Brocatvorhänge zittern.

Ganz von ihrem Ueberwachungsgeschäft in Anspruch genommen, rührten sich die Mauren nicht.

„Ihr seht, daß sich nicht Einer umgedreht hat," bemerkte der Ritter.

„Das ist vielleicht eine List," sagte Dona Maria; „warten wir noch."

Dann fuhr sie fort, indem sie sich auf dieselbe Weise an die junge Frau wandte:

„Ihr werdet nur auf einer Seite der Sänfte beobachtet; ganz beschäftigt, uns zu bewachen, lassen Euch die Mauren die uns entgegengesetzte Seite frei. Ist die Sänfte geschlossen, so durchschneidet die Vorhänge mit Eurem Messer und schlüpft hinaus; es ist dort, zweihundert Schritte von hier, ein dicker Baum, hinter den Ihr Euch flüchten könnt; gehorcht rasch, es handelt sich darum, dem Bewußten nachzueilen; ich bringe Euch die Mittel dazu."

Kaum hatte Padilla, scheinbar immer gleichgültig,

diese Worte gesprochen, als man die Sänfte
einem unmerklichen Schwanken zittern sah. Die
machten zum Schein eine feindselige Bewegung
die Mauren, welche, ihrerseits ihre Bogen spanne
ihre Massen entwickelnd, vorrückten.

Doch das Gesicht gegen die Mauren ge
sahen die Castilianer jenseits der Sänfte die
Aissa wie eine Taube in dem zwischen der Sänf
dem Baum mit dem dichtverwachsenen Astwerk l
bliebenen Raum entfliehen.

Als sie die andere Seite des Baumes erreich
sagte Dona Maria zu den Mauren:

„Gut! fürchtet nichts; behaltet Euren Scha
werden ihn nicht berühren; nur tretet auf die
und laßt uns vorbeiziehen.“

Der Anführer, dessen Züge sich alsbald entru
verbeugte sich und trat auf die Seite; seine Ge
ahmten ihn nach.

In Folge hievon zog die Escorte von Dona
rasch und sicher vorüber, um sich zwischen Aissa u
jenigen zu stellen, welche einen Augenblick zuv
Wächter gewesen waren.

Aissa hatte Alles begriffen; als sie diese besch
Mauer von zwanzig ehernen Männern vor sich
dehnt sah, warf sie sich in die Arme von Dona
und küßte ihr in freudigem Erguß die Hände.

Der Anführer der maurischen Bogenschütz
merkte, daß die Sänfte leer war, begriff die L
stieß einen Schrei der Wuth aus; er sah sich
gangen, verloren! . . . Einen Augenblick hatte
Gedanken, blindlings gegen die Reisigen von
Maria loszustürzen; doch erschrocken über die U
heit des Kampfes, zog er es vor, sich auf ein
zu schwingen, das ihm der Stallmeister von
hielt, und sprengte im Galopp nach dem Schla

„Es ist keine Zeit zu verlieren,“ sagte Dona
zu dem Ritter; „Senor, seid meiner ganzen D

keit versichert, wenn es Euch gelingt, diese junge Frau von Mothril zu entfernen und nach der Straße zu führen, der der Bastard von Mauleon folgt."

„Senora," erwiederte der Ritter, „Mothril ist der Günstling unseres Königs, diese Frau ist seine Tochter und gehört folglich ihm, ich raube ihm also seine Tochter.

„Ihr gehorcht mir, Herr Ritter."

„Das ist mehr, als es bedarf, edle Frau, und wenn ich sterben soll, so habe ich mein Leben für Euch hingegeben .... Doch wenn der König Don Pedro mich entfernt von dem Posten trifft, den zu behaupten mir befohlen ist, was werde ich antworten? Dieses Versehen wird ernster sein, denn ich bin gegen meinen König ungehorsam gewesen."

„Ihr habt Recht, Senor, man soll nicht sagen, das Leben und die Ehre eines braven Rittersmanns, wie Ihr, seien durch die Laune eines Weibes gefährdet worden! .... Zeigt uns den Weg, Dona Aissa wird zu Pferde steigen, mich zu der Straße begleiten, der der Bastard von Mauleon gefolgt ist, und dort ... nun! dort verlassen wir sie, und Ihr führt mich zurück."

Doch dies war nicht die Absicht von Dona Maria, sie wollte nur, die Bedenklichkeiten des Ritters schonend, Zeit gewinnen. Sie war eine Frau gewohnt, zu wollen und durchzudringen, und rechnete auf ihr gutes Glück.

Der Ritter setzte sein Pferd in den Schritt des Zelters von Dona Maria; man brachte für Aissa ein weißes Maulthier von seltener Schönheit und Stärke; die Escorte schlug einen Galopp an und wandte sich, die Ebene links vom Schlachtfeld durchschneidend, mit verhängtem Zügel nach der Straße, welche nach Frankreich führt und am Horizont durch große, unter dem Ostwind wogende Birken bezeichnet war.

Niemand sprach, denn Alle dachten nur daran, die Geschwindigkeit der schäumenden Pferde zu verdoppeln. Schon waren zwei Meilen zurückgelegt; das Schlacht-

feld mit seinen Blutlachen, mit den Todten, mit der niedergetretenen Ernte, mit den zerschmetterten Bäumen erschien wie ein riesiges Todtentuch voll von Leichnamen, als Maria an der Biegung einer Hecke einen Ritter im Galopp auf sich zukommen sah.

Sie erkannte den Helmstutz und das Wehrgehäng.

„Don Ayalos!" rief sie dem klugen Boten zu, der schon einen Umweg machte, um ein verdächtiges Zusammentreffen zu vermeiden, „seid Ihr es?"

„Ja, edle Dame, ich bin es," erwiederte der Castilianer, die Geliebte des Königs erkennend.

„Welche Kunde?" fragte Maria, ihren Zelter kurz auf seinen stählernen Häcksen anhaltend.

Eine seltsame: man glaubte den König Enrique von Transtamàre gefangen genommen zu haben, da Mothril die Flüchtigen verfolgte; als man aber dem Unbekannten, der den Helm des Königs trug, das Visir aufschlug, erkannte man, daß es kein Anderer war, als der Ritter von Mauleon, jener französische Botschafter, der, nachdem er geflohen, sich gefangen nehmen ließ, um Don Enrique zu retten."

Aissa stieß einen Schrei aus.

„Er ist gefangen!" rief sie.

„Er ist gefangen; und als ich mich von dort entfernte, bedrohte ihn der König, von seinem Zorn fortgerissen, mit seiner Rache."

Aissa schlug die Augen voll Verzweiflung zum Himmel auf und sprach:

„Er sollte ihn tödten? Unmöglich."

„Er hätte beinahe den Connetable getödtet."

„Aber ich will nicht, daß er stirbt?" rief die junge Frau, und sprengte mit ihrem Maulthier nach dem Schlachtfeld.

„Aissa, Aissa! Ihr richtet mich zu Grund! Ihr stürzt Euch selbst ins Verderben," rief Dona Maria.

„Er darf nicht sterben!" wiederholte fanatisch Aissa.

Und sie jagte weiter.

Unsicher, keuchend, suchte Dona Maria das Gefühl, die Vernunft wiederzuerlangen," als man die Erde unter dem Gewicht einer Truppe rascher Reiter donnern hörte.

„Wir sind verloren," sagte der Ritter, sich auf den Steigbügeln erhebend, „das ist eine Abtheilung von Mauren, welche schneller kommen als der Wind, und ihr Anführer eilt ihnen voran."

In der That, ehe Aissa sich von der Straße entfernt hatte, öffnete sich diese wüthende Reiterschaar wie eine an den Winkel eines Brückenjochs stürzende Woge, umhüllte sie, umzingelte ihre Gefährten, und Dona Maria selbst, welche trotz ihrer Entschlossenheit ohnmächtig und bleich neben dem Ritter blieb, dessen Unerschrockenheit sich nicht einen Augenblick verleugnete.

Da sprengte Mothril auf seinem arabischen Roß aus der Gruppe hervor, faßte das Maulthier von Aissa beim Zügel und fragte mit einer von der Wuth beinahe erstickten Stimme:

„Wohin eilt Ihr?"

„Ich suche Don Agenor, den Ihr tödten wollt," antwortete Aissa.

Mothril erblickte Dona Maria und rief, auf eine gräßliche Weise die Zähne bleckend:

„Ah! . . . in Gesellschaft von Dona Maria! Ich errathe! ich errathe!"

Der Ausdruck seines Gesichtes wurde so furchtbar, daß der Ritter seine Lanze einlegte.

„Zwanzig, gegen hundert und zwanzig," sagte er, „wir sind verloren."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Waffenstillstand.

Ein Kampf war nicht das, was Mothril wollte.

Er wandte sich langsam nach der Ebene um, warf einen letzten Blick auf das Schlachtfeld und sagte, sich an Maria Padilla wendend:

„Senora, ich glaubte, unser Herr der König hätte Euch einen bestimmten Ort angewiesen, wo Ihr verweilen solltet; wäre er anderer Gesinnung geworden, und gehorcht Ihr etwa einem neuen Befehl?“

„Befehl,“ erwiederte die stolze Castilianerin, „vergißt Du, Saracen, daß Du mit derjenigen sprichst, welche Befehle nicht anzunehmen, sondern zu geben gewohnt ist.“

Mothril verbeugte sich.

„Aber, hohe Frau,“ sagte er, „wenn Ihr auch im Stande seid, nach Eurem Wunsch zu handeln, so könnt Ihr doch nicht annehmen, daß Ihr über Dona Aissa nach Eurem Willen zu verfügen habt . . . Dona Aissa ist meine Tochter.“

Aissa wollte mit einem wüthenden Ausruf antworten, doch Maria unterbrach sie und sagte:

„Herr Mothril, Gott behüte mich, daß ich Eure Familie in Unruhe versetze! Diejenigen, welche geachtet sein wollen, achten auch die Andern. Ich habe Dona Aissa allein, in Thränen, vor Angst sterbend gesehen und mit mir genommen.“

Aissa konnte sich nicht mehr länger halten und rief:

„Agenor! was habt Ihr mit meinem Ritter Don Agenor von Mauleon gethan?“

„Ah!“ versetzte Mothril, „war meine Tochter nicht über diesen Herrn unruhig?“

Und ein unheimliches Lächeln klärte sein finsteres Gesicht auf.

Maria antwortete nicht.

„Habt Ihr nicht etwa zu diesem Herrn mildherziger Weise meine thränenreiche Tochter führen wollen?“ fuhr Mothril sich an Maria wendend fort; „sprecht, Senora.“

„Ja,“ sagte Aissa, „und ich verlange, daß man mich zu ihm läßt. Oh! Dein Blick macht mir nicht bange, mein Vater. Wenn Aissa will, will sie sehr. Ich will Don Agenor von Mauleon aufsuchen, führt mich zu ihm.“

„Zu einem Ungläubigen?“ versetzte Mothril, dessen Gesicht immer bleicher wurde, sich immer mehr entstellte.

„Zu einem Ungläubigen, ja, denn dieser Ungläubige ist . . .“

Maria unterbrach sie und rief:

„Dort erscheint der König, er kommt zu uns.“

Sogleich machte der Maure seinen Sklaven ein Zeichen, und Aissa wurde umzingelt und von Maria Padilla getrennt.

„Ihr habt ihn getödtet! Ihr habt ihn getödtet!“ rief das Mädchen, „nun! so werde ich auch sterben!“

Sie zog aus ihrer goldenen Scheide eine kleine Klinge, so spitzig wie eine Schlangenzunge, aus der in der Sonne der Ebene ein Blitz hervorsprang.

Mothril stürzte auf sie zu . . . seine ganze Wuth hatte ihn verlassen, seine ganze Wildheit hatte einer schmerzlichen Angst Platz gemacht.

„Nein,“ sagte er, „nein; er lebt! er lebt!“

„Wer wird mir hierüber Sicherheit geben?“ entgegnete Aissa, den Mauren mit ihrem Feuerblick befragend.

„Erkundige Dich bei dem König selbst: wirst Du dem König glauben?“

„Es ist gut, fragt ihn, und er antworte."

Don Pedro näherte sich. Maria Padilla warf sich ihm in die Arme.

„Hoheit," sagte plötzlich Mothril, dessen Geist dem Wahnsinn nahe zu sein schien, „ist es wahr, daß der Franzose Mauleon todt ist?"

„Nein, bei der Hölle!" erwiederte der König mit finsterem Tone, „nein, ich konnte diesen Verräther, diesen Teufel nicht einmal treffen; nein, er flieht, der Elende, vom schwarzen Prinzen nach Frankreich zurückgeschickt; er flieht, frei, glücklich, spottend wie der Sperling, der dem Geier entkommen ist."

„Er flieht!" wiederholte Dona Aissa, „er flieht! ist das wirklich wahr?"

Und ihr Blick befragte alle Anwesenden.

Doch mittlerweile bedeutete Maria Padilla, welche bestimmte Erkundigung eingezogen hatte und wußte, wie es sich mit der Rettung von Mauleon verhielt, Aissa durch ein Zeichen, ihr Geliebter sei unversehrt, und sie könnte bleiben.

Plötzlich legte sich der ganze Wahnsinn des Mädchens, wie sich die Stürme bei der Rückkehr des Sonnenscheins legen. Sie ließ sich durch Mothril führen, dem sie, die Stirne senkend, folgte, ohne zu bemerken, daß der König Don Pedro einen entflammten Blick auf sie heftete, so sehr war sie einzig und allein durch den Gedanken, Agenor lebe, durch die Hoffnung, sie könne ihn wiedersehen, in Anspruch genommen.

Maria Padilla gewahrte diesen Blick und errieth seinen Sinn; zu gleicher Zeit las sie aber auch in dem Gesicht der jungen Maurin den tiefen Widerwillen, den die grausamen Worte von Don Pedro in Beziehung auf Agenor bei ihr erregt hatten.

„Gleichviel," sagte sie, „Aissa wird nicht am Hof bleiben, sie wird sich entfernen, und ich werde sie mit Mauleon wiedervereinigen. Es muß sein! Mothril wird sich mit aller Gewalt widersetzen; doch es i

entschieden, Mothril oder ich, eines von uns Beiden muß im Kampf unterliegen."

Und als sie diesen Plan in ihrem Innern zur Reife gebracht hatte, hörte sie den König dem Mauren ins Ohr seufzen:

„Sie ist in der That sehr schön, ich habe sie nie so schön gesehen wie heute."

Mothril lächelte.

„Ja!" fuhr Maria, bleich vor Eifersucht fort, „das ist die Ursache des ganzen Krieges! . . ."

Die Rückkehr von Don Pedro nach Burgos erfolgte mit all dem Glanz, den ein entscheidender Sieg der legitimen Macht verleiht.

Die Rebellen konnten nichts mehr hoffen, sie unterwarfen sich, und die Begeisterung ihres Widerrufs war ebenso mächtig, als die Ermahnungen des schwarzen Prinzen, um die gewöhnliche Grausamkeit von Don Pedro in Milde zu verwandeln.

Dieser Fürst begnügte sich daher, ungefähr ein Dutzend Bürger hängen, von den Soldaten etwa hundert der berüchtigtsten Meuterer mit Ruthen streichen zu lassen, und einige gute Confiscationen für seinen Schatz an einer der reichsten Städte Spaniens vorzunehmen.

Und dann, da er dieser heftigen Kämpfe müde war, da er sah, daß ihm das Glück lächelte, da er das Bedürfniß fühlte, in der freudigen Sonne der Feste seinen Geist und sein Herz wieder zu erwärmen, so machte er aus Burgos eine königliche Stadt. Die Bälle und Turniere folgten sich ununterbrochen; man vertheilte Würden, Belohnungen, man vergaß den Krieg, man vergaß sogar den Haß. Mothril wachte jedoch; aber, statt sich als ein kluger Minister mit den Ereignissen, mit einem wahrscheinlichen Wiederausbruch des Krieges zu beschäftigen, schläferte er den König zu einer tiefen Sicherheit ein.

Schon hatte Don Pedro die Engländer unzufrieden

entlassen; einige befestigte Plätze, welche in der Gewalt der letzteren blieben, entschädigten dieselben schlecht und auf eine gefährliche Weise für die ungeheuren Kriegskosten.

Der Prinz von Wales hatte seinem Verbündeten seine Rechnung gemacht und übergeben. Die Summe war furchtbar. Don Pedro fühlte, es wäre im Augenblick der Wiederherstellung des Thrones gefährlich, Steuern zu erheben, und verlangte Zeit, um zu bezahlen. Doch der englische Prinz kannte seinen Verbündeten und wollte nicht warten. Es gab daher wirklich um Don Pedro selbst bei seinem Wohlergehen so bedeutende Keime des Unglücks, daß der unglücklichste Fürst, der Ruinirteste von allen Besiegten seine Lage vorgezogen hätte.

Doch dies war der Augenblick, den Mothril erwartete und vielleicht vorhergesehen hatte. Ohne daß es den Anschein hatte, als wäre er unruhig, lächelte er über die Ansprüche des Engländers und suchte dem spanischen Fürsten einzugeben, hunderttausend Sarazenen wären wohl so viel werth als zehntausend Engländer, würden weniger kosten, Spanien den Weg zu einer afrikanischen Herrschaft öffnen, und eine doppelte Krone müßte der Erfolg dieser Politik sein.

Dann blies er ihm zu gleicher Zeit ein, das einzige Mittel, auf eine solche Weise die zwei Kronen auf einem Haupte zu vereinigen, wäre eine Verbindung durch Heirath; eine Tochter der alten arabischen Fürsten vom verehrten Blut der Kalifen würde neben Don Pedro auf dem Thron Castiliens sitzend in einem Jahr ganz Afrika, ja selbst den Orient enge mit diesem Thron verketten.

Und diese Tochter der Kalifen war, wie man leicht begreift, Aissa.

Von da an ebnete sich der Weg für den Mauren. Er stand der Verwirklichung seiner Träume nahe. Mauleon zählte nicht mehr als ein Hinderniß, da er sich entfernt hatte.

War übrigens dieses Hinderniß wirklich ein Hinderniß? Was bedeutete Mauleon? Ein Ritter, ein Träumer, redlich und leichtgläubig! War dies ein Gegner, den der schlaue und finstere Mothril zu fürchten hatte? . . .

Das ernste Hinderniß kam also von Aissa, von Aissa allein.

Doch die Kraft bezähmt jeden Widerstand. Es war nur die Aufgabe, dem Mädchen eine Untreue von Mauleon zu beweisen. Dies hatte keine Schwierigkeit. Seit wie lange trieben nicht die Araber die Späherei, um die Wahrheit zu entdecken, die falsche Zeugschaft, um die Lüge zu begründen?

Ein anderes, entfernteres Hinderniß, das den Mauren die Stirne falten machte, war die stolze, schöne Frau, welche ihre Allmacht über den Geist von Don Pedro durch die Gewohnheit und die Herrschaft der Lust übte.

Maria Padilla arbeitete den Plänen von Mothril, seitdem sie dieselben eingesehen hatte, mit einer in jeder Hinsicht ihrer ausgezeichneten, seltenen Natur würdigen Gewandtheit entgegen.

Sie war mit dem geringsten Wunsche von Don Pedro vertraut, sie fesselte seine Aufmerksamkeit, sie erstickte das kleinste Feuer, das sie nicht entzündet hatte.

Gelehrig und nachgiebig, wenn sie mit Don Pedro allein war, gebieterisch in Gegenwart Aller, immer Herrin, unterhielt sie fortwährend mit Aissa, die sie sich zur Freundin gemacht hatte, ein geheimes Einverständniß.

Sie sprach unablässig mit ihr von Mauleon, sie verhinderte sie, an Don Pedro zu denken . . . Uebrigens war es nicht nöthig, die glühende, treue Aissa von ihrer Liebe zu unterhalten, denn ihre Liebe, das fühlte man wohl, sollte nur mit ihrem Leben erlöschen.

Mothril hatte diese geheimnißvollen Unterredungen noch nicht erlauern können; sein Mißtrauen schlummerte; er sah nur einen von den Fäden der Intrigue

den, welchen er in der Hand hielt; der andere entging ihm, in einem kunstreichen Schatten verloren.

Aissa war nicht wieder bei Hofe erschienen; sie wartete in der Stille auf die Verwirklichung des Versprechens von Maria, ihr sichere Nachrichten von ihrem Geliebten zu geben.

Maria hatte wirklich nach Frankreich einen Emissär mit dem Auftrag abgesandt, Mauleon aufzusuchen, ihn von der Lage der Dinge zu unterrichten, und der armen in Erwartung einer baldigen Wiedervereinigung schmachtenden Maurin ein Andenken zurückzubringen.

Dieser Emissär, ein gewandter Gebirger, war kein Anderer, als der Sohn der alten Amme, mit der sie Mauleon als Zigeunerin verkleidet getroffen hatte.

So verhielten sich die Angelegenheiten sowohl in Spanien, als in Frankreich; so standen einander gegenüber zwei lebendige Interessen, wüthende Feinde, die, um auf einander loszustürzen, nur den Augenblick abwarteten, wo sie durch die Ruhe und die Forschung die ganze Fülle ihrer Kräfte erlangt haben würden.

Wir können also schon jetzt zum Bastard von Mauleon übergehen, welcher, unbeschadet der standhaften Liebe, die ihn wieder nach Spanien bringen sollte, leicht, freudig und stolz, frei zu sein wie der Sperling, von dem der König von Castilien sprach, in sein Vaterland zurückkehrte.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Reise.

Agenor begriff die ganze Schwierigkeit seiner Stellung.

Frei sein durch die Großmuth des Prinzen von Wales war ein Vorrecht, um dessen Fortbestand ihn viele Menschen beneiden konnten. Agenor trieb sein Pferd, so viel er vermochte, zur Eile an, und dies hauptsächlich in Folge der dringenden Ermahnungen von Musaron, der in der Freude, sie noch zu besitzen, seine Ohren schüttelte und seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um die Gefahr einer Verfolgung und die Reize der Rückkehr ins Vaterland zu schildern.

Der ehrliche Musaron verlor übrigens viel Zeit mit Reden: Agenor hörte ihn gewöhnlich nicht. Von Aissa getrennt, hatte der Ritter nur noch seinen Leib. Seine Seele war leidend, verwirrt, unruhig in Spanien!

So stark war übrigens in jener Zeit das Pflichtgefühl, daß Mauleon, dessen Herz sich bei dem Gedanken, seine Geliebte zu verlassen, entrüstete und bei der Idee, sie insgeheim wieder aufzusuchen, zitterte, daß Mauleon, sagen wir, muthig seine Reise auf die Gefahr, auf immer seine schöne Maurin zu verlieren, fortsetzte, um die Sendung zu erfüllen, mit der ihn der Connetable beauftragt hatte.

Das arme Pferd wurde zu wenig geschont. Das edle Thier, das die Strapazen des Krieges ausgehalten und den verliebten Launen seines Herrn Folge geleistet hatte, war in Bordeaux ganz erschöpft, und Mauleon ließ es auch hier stehen, um es bei seiner Rückkehr wieder zu nehmen.

Das System der Post lange vor Ludwig XI. geistreichen Andenkens ersinnend, wechselte unser Ritter von Bordeaux an die Pferde und fiel unerwartet, erschreckend, erschöpft, zu den Füßen des guten König Karl, der in seinem schönen Garten des Hotel Saint-Paul seine Pfirsichbäume an Staketen band.

„Ho! ho! was ist das, und was wollt Ihr mir melden, Sire von Mauleon?“ fragte König Karl, dem die Natur das Vorrecht geschenkt hatte, einen Menschen, den er ein einziges Mal gesehen, immer wiederzuerkennen.

„Sire König,“ antwortete Agenor, ein Knie auf die Erde setzend, „ich komme, um Euch eine traurige Kunde zu melden; Eure Armee ist in Spanien besiegt worden.“

„Der Wille Gottes geschehe!...“ sprach der Fürst erbleichend. „Doch die Armee wird sich wieder sammeln?“

„Es gibt keine Armee mehr, Sire!“

„Gott ist barmherzig,“ sagte der König leise. „Wie befindet sich der Connetable?“

„Sire, der Connetable ist Gefangener der Engländer.“

Der König stieß einen halb unterdrückten Seufzer aus, gab aber kein Wort von sich.

Bald jedoch erheiterte sich seine Stirne wieder, und er sagte einen Augenblick nachher:

„Erzähle mir die Schlacht. Sprich vor Allem, wo hat sie stattgefunden?“

„Bei Navarrete, Sire.“

„Ich höre.“

Agenor erzählte den Unstern, die Vernichtung der Armee, die Gefangennehmung des Connetable, und wie er auf eine wunderbare Weise durch den schwarzen Prinzen gerettet worden.

„Ich muß Bertrand loskaufen, wenn man ihn gegen Lösegeld freizulassen geneigt ist,“ sagte Karl V.

„Sire, das Lösegeld ist bestimmt."

„Zu wie viel?"

„Zu siebzigtausend Goldgulden."

„Und wer hat dieses Lösegeld bestimmt?" fragte der König bebend, als er das Gewicht dieser Zahl vernahm.

„Der Connetable selbst."

„Der Connetable! Er kommt mir sehr freigebig vor."

„Sire, findet Ihr, er habe sich über seinen Werth geschätzt?"

„Wenn er sich zu seinem Werthe geschätzt haben würde," sprach der König, „so hätten ihn uns alle Reichthümer der Christenheit nicht wiedergeben können."

Doch während der König Bertrand diese Gerechtigkeit widerfahren ließ, versank er in eine düstere Träumerei, deren Sinn Agenor nicht verkennen konnte.

„Sire," sagte dieser sogleich, „Eure Majestät kümmere sich nicht um das Lösegeld des Connetable. Herr Bertrand hat mich zu seiner Frau, Madame Tiphaine Raguenel, abgesandt, welche hunderttausend Thaler von ihm in Händen hat und sie hergeben wird, um ihren Gatten loszukaufen."

„Ah! wackerer Ritter," sprach Karl sich erheiternd, „er ist also ein ebenso guter Schatzmeister, als Kriegsmann? Ich hätte das nicht geglaubt. Hundert tausend Thaler!... Ei! er ist reicher, als ich. Er leihe mir diese siebenzigtausend Gulden. Ich werde sie ihm bald zurückgeben... Doch glaubst Du, daß er sie wirklich besitzt?... Wenn er sie nicht mehr fände!"

„Warum, Sire?"

„Weil Frau Tiphaine Raguenel sehr eifersüchtig auf den Ruhm ihres Gemahls ist und sich dort als eine wohlthätige und prachtliebende Dame benimmt."

„Sire, für den Fall, daß sie kein Geld mehr besäße, hat mir der gute Connetable einen andern Auftrag gegeben."

„Welchen?“

„Den, die Bretagne zu durchwandern und auszurufen: „„Der Connetable ist Gefangener des Engländers, bezahlt sein Lösegeld, Ihr Männer von Bretagne! Und Ihr, Weiber von Bretagne, spinnt!““

„Und,“ sagte der König lebhaft, „und Du nimmst eines von meinen Bannern mit dreien von meinen Rittern, und rufst dies in ganz Frankreich aus! Aber,“ fügte Karl V. bei, „thue dies nur in der äußersten Noth. Ist es möglich, daß man das Unglück von Navarrete hier gut machen kann... Navarrete, ein häßlicher Name! Das Wort Navarra bringt stets jedem Franzosen Unglück.“

„Unmöglich, Sire, Ihr werdet ohne Zweifel bald den flüchtigen Prinzen Enrique von Transtamare sehen. Die Engländer werden durch alle ihre Trompeter von Gascogne Sieg blasen lassen, und die armen Bretagner kehren demnächst verwundet, bettelnd, in ihr Vaterland zurück, um Allen ihre klägliche Geschichte zu erzählen.“

„Das ist wahr! Gehe also, Mauleon, und wenn Du den Connetable wiedersiehst...“

„Ich werde ihn wiedersehen.“

„Sage ihm, nichts sei verloren, wenn er mir wiedergegeben werde.“

„Sire, ich habe noch ein Wort für Euch von ihm.“

„Was?“

„„Sage dem König,““ flüsterte er mir in's Ohr, „„mit unserem Plan gehe es gut; durch die Hitze in Spanien seien viele französische Ratten gestorben, ohne daß sie sich an das Klima haben gewöhnen können.““

„Braver Bertrand... er scherzte also sogar in diesem grausamen Augenblick?“

„Immer unüberwindlich, Sire, ebenso schön bei der Niederlage, als groß beim Sieg.“

Agenor nahm hienach Abschied von König Karl V., der ihm dreihundert Livres reichen ließ, ein prächtiges Geschenk, mit dem Agenor zwei gute Kriegspferde um

den Preis von fünfzig Livres jedes kaufte. Er gab zehn Livres Musaron, der sie, ganz verwundert, in seinen ledernen Gürtel steckte und sein Feldgeräthe in Rue de la Draperie erneuerte. Agenor kaufte ebenso in der Rue de la Heaumerie einen von jenen Helmen von neuer Erfindung, die sich mittelst einer Feder schloßen, und schenkte ihn dem Knappen, dessen Kopf sich so leicht den Streichen bei den Saracenen darbot. Dieses nützliche und angenehme Geschenk erhöhte die gute Miene von Musaron und verlieh ihm seinem Herrn gegenüber den zarten Stolz eines adeligen Knappen.

Man begab sich auf den Weg. Frankreich ist so schön! Es ist so süß, jung, stark, muthig zu sein, zu lieben, geliebt zu werden, hundert und fünfzig Livres im Sattelbogen zu haben und eine neue Pickelhaube zu tragen, daß Mauleon mit langen Zügen die reine Luft einathmete, daß Musaron sich auf dem Sattel hin und herbewegte und in die Brust warf wie ein Gendarme, und als hätte der Eine sagen wollen: „Schaut mich an, ich liebe das schönste Mädchen Spaniens!“ der Andere: „Ich habe die Mauren, die Schlacht von Navarrete gesehen, und trage einen Helm auf dem Kopf, der bei Poinerot, in der Rue de la Heaumerie um acht Livres erkauft worden ist.“

Unter dieser Freude, in dieser schönen Rüstung, kam Agenor an die Grenzen von Bretagne, wo er den Herzog Johann von Montfort, den regierenden Fürsten, um Erlaubniß bitten ließ, auf seinen Ländereien der Dame Raguenel den Besuch abstatten und das erforderliche Lösegeld für den Connetable erheben zu dürfen.

Der Auftrag von Musaron, dem gewöhnlichen Unterhändler von Agenor, war zarter Natur. Der Graf von Montfort, der Sohn des alten Grafen von Montfort, der den Krieg gegen Frankreich mit dem Herzog von Lancaster mitgemacht hatte, konnte einen Groll gegen Bertrand, die Hauptursache der Aufhebung der Belagerung von Dinan, im Herzen tragen; doch es

ar dies, wie gesagt, die Zeit der schönen Handlungen der edlen Geister.

lls der junge Graf von Montfort das Unglück von and erfuhr, vergaß er jede Feindschaft und sprach: „Ob ich es erlaube... ich verlange es im Gegen. Man erhebe auf meinen Gütern jede beliebige uer. Ich will ihn nicht nur frei sehen, sondern ich ihn auch als meinen Freund sehen, wenn er nach agne zurückkehrt. Es ist eine Ehre für unser Land, daß er hier geboren wurde.“

Nachdem er so gesprochen, empfing der Graf Agenor mit aller Auszeichnung, gab ihm das jedem Botschafter gebührende Geschenk, beehrte ihn mit einer Escorte und ließ ihn zu Frau Tiphaine Raguenel führen, welche in la Roche-d'Airien, auf einer der Besitzungen der Familie, wohnte.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Frau Tiphaine Raguenel.

Tiphaine Raguenel, Tochter von Robert Raguenel, Herrn von la Bellière, Vicomte und Mann vom höchsten Stand, war eine von jenen vollendeten Frauen, wie sie die Helden kaum mehr treffen, mag nun Gott nicht mehr in einer Familie alle die kostbaren Eigenschaften vereinigen, mag das Verdienst von einem der Gatten gewöhnlich das des andern verschlingen.

Tiphaine Raguenel wurde in ihrer Jugend von den Bretagnern Tiphaine die Fee genannt. Sie war

unterrichtet in der Arzneiwissenschaft und in der
ologie; sie hatte in den berühmten Schlachten von
and diesem zum großen Erstaunen der ängstlichen
agner den Sieg geweissagt; sie warf Bertrand, wenn
es Dienstes müde war und auf seine Güter zurück-
en wollte, durch ihre Rathschläge und ihre Vorher-
ngen in das glorreiche Leben zurück, in dem er sich
nögen und unvergänglichen Ruhm erwarb. Bis zu
Krieg, den Karl von Blois gegen Johann von
ntfort führte, in welchem Krieg Bertrand zum Ober-
hl des Heeres berufen wurde, hatte der bretagnische
nur Gelegenheit gehabt, die Kräfte, die Geschick-
eit und den unerschütterlichen Muth des Streiters
Zweikampf und des Anführers von Parteigängern
ntwickeln.

Tiphaine Raguenel genoß auch bei ihrem Gemahl
dem ganzen Lande einen Einfluß, der dem einer
ien Königin gleichkam.

Sie war schön gewesen, und sie durfte sich hoher
ammung rühmen. Ihr angebauter Geist verlieh ihr
Uebergewicht über viele Sachverständige im Rathe,
sie hatte diesen kostbaren Eigenschaften die beispiel-
Uneigennützigkeit ihres Gemahls beigefügt.

Als sie erfuhr, ein Bote von Bertrand käme zu
ging sie ihm mit ihren Fräulein und ihren Pagen
egen. Die Unruhe war in ihrem Gesicht ausge-
kt; sie hatte gleichsam unwillkührlich Trauerkleider
elegt, was bei dem Zustande der Dinge, denn man
ite im Allgemeinen noch nichts vom Unstern von
varrete, mit abergläubischem Schrecken die Tischge-
en und die Knechte des Herrenhauses von la Roche-
irien erfüllte.

Tiphaine kam also Mauleon entgegen und empfing
auf der Zugbrücke.

Mauleon hatte in seiner Heiterkeit vergessen, das
moniöse Gesicht eines Trauerboten anzunehmen.

Er verbeugte sich zuerst und setzte dann ein Knie

auf die Erde, mehr unterjocht durch das eindrucksvolle Aeußere der edlen Dame, als durch den Ernst der Nachrichten, die er brachte.

„Sprecht, Herr Ritter," sagte Tiphaine, „ich weiß, daß Ihr mir sehr schlimme Kunde von meinem Gemahl bringt, sprecht!"

Es herrschte ein düsteres Stillschweigen um den Ritter, und in den männlichen bretagnischen Gesichtern war die schmerzlichste Angst zu lesen. Man bemerkte indessen, daß der Ritter weder an sein Banner, noch an sein Schwert Flor gehängt hatte, wie dies bei einem Todesfall üblich war.

Agenor sammelte seine Geister und begann die traurige Erzählung, welche Frau Raguenel, ohne das geringste Zeichen des Erstaunens von sich zu geben, anhörte. Nur ergriff der Schatten, der ihre Züge verdüsterte, dichter und schmerzlicher ihr edles Antlitz. Frau Tiphaine Raguenel hörte, sagen wir, die unheilvolle Geschichte an.

„Nun!" sagte sie, als die bestürzten Bretagner insgesammt Schmerzensschreie ausgestoßen und zu beten angefangen hatten, „Ihr kommt im Auftrag meines Gemahls, Herr Ritter?"

„Ja, edle Frau," erwiederte Mauleon.

„Und in Castilien gefangen, wird er auf Lösegeld gesetzt werden?"

„Er hat sich selbst auf Lösegeld gesetzt."

„Auf wie viel?"

„Auf siebzigtausend Goldgulden."

„Das ist nicht übertrieben für einen so groß[en] Feldherrn . . . Doch woher gedenkt er diese Summe [zu] nehmen?"

„Er erwartet sie von Euch, edle Frau."

„Von mir?"

„Ja; habt Ihr nicht hunderttausend Goldth[aler,] die der Connetable von seinem letzten Zuge mitgeb[racht]

und den Mönchen vom Mont-Saint-Michel anvertraut hat?"

„Es ist wahr, die Summe betrug hunderttausend Goldthaler; aber sie ist verbraucht."

„Verbraucht!" rief unwillkührlich Mauleon, der sich der Worte des Königs erinnerte; „verbraucht! . . ."

„Ich glaube, wie es sich sie zu verbrauchen geziemte," fuhr die Dame fort. „Ich habe die Summe von den Mönchen genommen, um hundert und zwanzig Reisige zu equipiren, zwölf Ritter unseres Landes zu unterstützen, neun Waisen zu erziehen, und da mir nichts mehr blieb, um zwei Töchter von einem unserer Freunde und Nachbarn zu verheirathen, so verpfändete ich mein Silbergeschirr und meine Juwelen. Es findet sich nichts mehr im Hause, als das streng Nothwendige. Aber so entblößt wir auch sein mögen, so hoffe ich mich doch nach dem Gefallen von Messire Bertrand benommen zu haben, und ich glaube, daß er mich beloben und mir danken würde, wenn er da wäre."

Das Wort, wenn er da wäre, brachte, mit Rührung durch diesen edlen Mund, mit dieser edlen Sprache ausgesprochen, Thränen in Aller Augen.

„Edle Dame," sprach Mauleon, „dem Connetable bleibt nichts mehr übrig, als Euch in der That zu danken, wie Ihr es verdient, und auf die Hülfe Gottes zu warten."

„Und auf die seiner Freunde," riefen Einige in ihrer Begeisterung.

„Und da ich die Ehre habe, der getreue Diener von Messire dem Connetable zu sein," sagte Mauleon, „so will ich anfangen, die Aufgabe zu erfüllen, welche mir Messire Duguesclin, in der Voraussicht dessen, was geschieht, übertragen hat. Ich habe den Trompeter des Königs und ein Banner mit dem Wappen von Frankreich, und will im Land umherziehen, um die Nachricht zu verbreiten. Diejenigen, welche Messire den Conne-

table frei sehen wollen, werden sich erheben und beisteuern."

„Ich hätte es selbst gethan," sprach Tiphaine Raguenel, „aber es ist besser, wenn Ihr es thut, vor Allem mit Erlaubniß des erlauchten Herrn Herzogs von Bretagne."

„Ich habe diese Erlaubniß, edle Frau."

„Theure Herren," fuhr Tiphaine Raguenel fort, indem sie ihre sicheren Blicke auf der wachsenden Menge umherlaufen ließ, „diejenigen, welche dem Ritter hier die Theilnahme bezeigen wollen, die sie für den Namen von Duguesclin hegen, werden wohl seinen Boten als einen Freund betrachten."

„Und ich," rief die Stimme eines Reiters, der hinter der Gruppe angehalten hatte, „ich, Robert Graf von Laval, gebe zuerst vierzigtausend Livres zur Lösung meines Freundes Bertrand. Dieses Geld folgt mir, meine Pagen bringen es."

„Der Adel von Bretagne ahme Euch nach, edelmüthiger Freund, nach Maßgabe seiner Reichthümer, und der Connetable wird diesen Abend frei sein," sprach Tiphaine Raguenel, sanft bewegt durch diese Großmuth.

„Kommt, Herr Ritter," sagte der Graf von Laval zu Mauleon. „Ich biete Euch Gastfreundschaft in meinem Hause... Ihr werdet schon heute Eure Sammlung beginnen, und bei meiner Ehre! sie wird reichlich ausfallen. Ueberlassen wir Frau Tiphaine ihrem Schmerz."

Mauleon küßte ehrfurchtsvoll der edlen Dame die Hand und folgte dem Grafen unter den Segnungen eines großen Zusammenlaufs von Volk, welches die Kunde, die Agenor gebracht, herbeizog.

Musaron war außer sich vor Freude. Er wäre beinahe erdrückt worden von der Menge, welche ihm den Schenkel preßte und den Steigbügel küßte, nicht mehr, nicht weniger, als wenn er Bannerherr gewesen wäre.

Die Gastfreundschaft des Grafen von Laval versprach einige gute Tage dem sehr nüchternen und sehr wachsamen Knappen, und dann, gestehen wir es, hatte Musaron die Schwäche, daß er ungemein gern, und wäre es nur der Farbe wegen gewesen, eine große Menge Goldes sah.

Schon vermehrten die Sammlungen von Gemeinde zu Gemeinde die Masse. Die demüthige Hütte steuerte einen Taglohn, das Schloß gab den Preis von zehn Ochsen oder hundert Livres; nicht minder großmüthig, nicht minder national, entäußerte sich der Bürger einer Schüssel von seinem Tisch oder einer Zierrath von den Kleidern seiner Frau.

Agenor brachte in acht Tagen in Rennes hundert und sechzigtausend Livres zusammen, und als der Kreis erschöpft war, beschloß er, die Ausbeutung einer andern, Ader zu beginnen.

Dabei ist es gewiß, daß, wie die Legende sagt, die Frauen von Bretagne emsiger ihren Rocken für die Freiheit von Duguesclin spannen, als sie es für die Nahrung ihrer Kinder und für die Kleidung ihrer Männer thaten.

